BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.

Ch. Wink. del. Söckler sc. 1779.

Ph. Pz. 238.—1

(Vol. I)

Fil: 1178.

<36635476760019

<36635476760019

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Ethicae Instit. 2270.

R

Die
wahre Weisheit,
oder
Sittenlehre
des Weltbürgers,
von

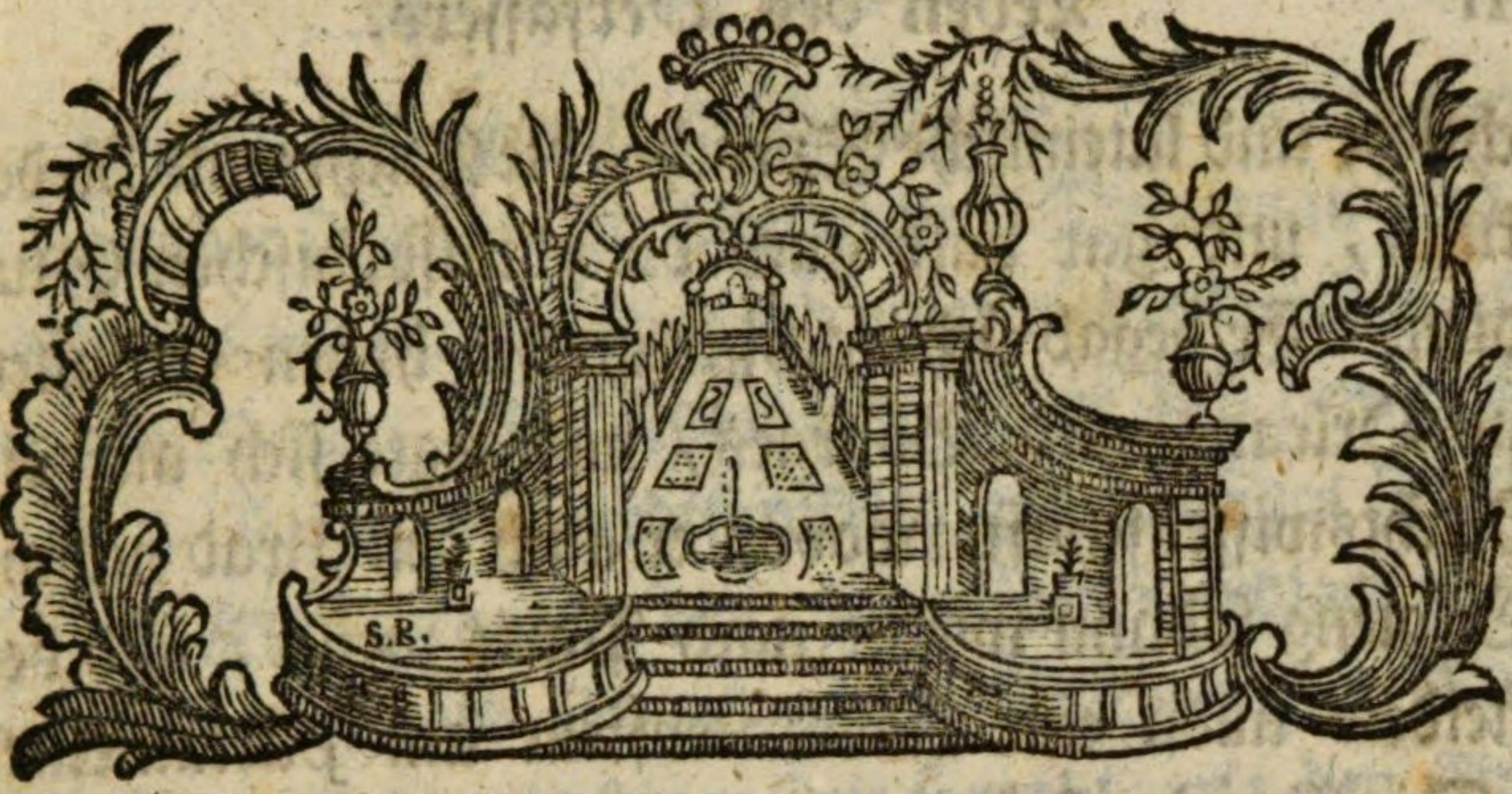
Peter Charron,
Doktor der Rechte.

Erster Theil.

Neue,
mit Zusätzen und des Verfassers Leben
vermehrte und verbesserte Auflage.

München, 1780.
Bey Johann Baptist Strobel,
Churfürstl. akademischen Buchhändler.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München



Leben des Verfassers.

Peter Charron war einer aus den größten Geistern des sechszehnten Jahrhunderts, der Sokrates seiner Zeitgenossen, die Verwunderung selbst seiner Feinde, so sehr in seinen Lebzeiten angestaunet, und hochgeschätzt, als lange er, leider zur Schande seiner Nachkömmlinge, in unsern Zeiten verkannt geblieben ist.

Er ward gebohren zu Paris im Jahre 1541. Sein Vater war Thebald Charron, Buchhändler in der Karmelitergasse nahe am Lombarderkollegium, und seine Mutter Frau de la Barre. Peter Charron hatte von Natur hervorleuchtende Geistesfähigkeiten, große Seelenkräfte, und die schönste Anlage zu einem außerordentlichen Genie empfangen: sein Vater nahms wahr, und unterstützte nach Kräften den angebohrnen Hang, welcher ihn an die Erlernung bildender Wissenschaften und Künste mit geheimer Gewalt hinanriß. In kurzer Zeit begriff er vollkommen die grie-

chische und lateinische Sprache, die Dicht- und Redekunst, und gar bald auch die philosophischen Studien. Er begab sich nachher an die hohen Schulen zu Orleans und Bourges, und legte sich auf die Rechtswissenschaft, wovon er auch den Grad nahm. Er gieng sodann wieder nach Paris zurück, und bekleidete allda eine Advokatenstelle am Parlamente. „Die Gerichtsstube, pflegte Charron öfter zu sagen, „ist die herrlichste und vortheilhafteste Schule der „Welt, worinn man in die geheimsten Falten menschlicher Herzen, und ihrer Listigkeiten zu schauen Gelegenheit hat."

Fünf ganze Jahre, und drüber blieb er an den Gerichtshöfen, und bewarb sich täglich mehr um die Kenntnisse der ausübenden Gerechtigkeit, wovon seine Werke, welche hin und wieder die schönsten Anmerkungen und Ausdrücke aus der Jurisprudenz enthalten, unsterbliche Beweise sind.

Die große Schwierigkeit, am Gerichtshofe derein̄st Beförderung zu finden, und der edle Stolz seiner ungeschmeidigen Seele, welcher ihn von der niederträchtigen Gewohnheit einiger seiner Amtskollegen, die Parteyen zu streicheln, und für sich zu gewinnen abhielt, erweckten in ihm den Entschluß, sich von einem Amte zu entfernen, wozu er zu wenig Schleichwelt, und zuviel Menschlichkeit besaß. Charron erwählte also das Studium der Gottesgelehrtheit, und verwandte sich mit ganzem Gemüthe auf die Lesung

der

der heiligen Väter und Kirchenlehrer. Er hatte eine natürliche Anlage zu öffentlichen Deklamationen, und den erfoderlichen Anstand einer vielversprechenden Leibesstellung. Mit Ruhme begab er sich demnach auf die geistliche Beredtsamkeit, zog häufiges Volk zu den Kirchenkanzeln her, wo er als Prediger auftrat, und erwarb sich allgemein Ansehen und Ruf unter den Gelehrten seiner Zeit sowohl, als den Kirchenvorstehern und Bischöfen, welche sich damals zu Paris aufhielten, so zwar, daß sich diese in die Wette beeiferten, Charron in ihre Kirchensprengel und Kirchen aufzunehmen.

Unter anderen gewann ihn Arnald de Pontac, Bischof zu Bazas, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, vorzüglich lieb, nachdem er eine Predigt von ihm in der heiligen Pauluskirche im J. 1571. gehöret hatte; so zwar, daß er ihn überredete, seinen Geburtsort zu verlassen, und ihm nach Xaintes, Bourdeaux, in sein Bischofthum Bazas, und andere Orte von Gasconien und Languedoc zu folgen. Sein Ruhm verbreitete sich durch seine Beredtsamkeit so sehr, daß sich die Bischöfe, in derer Kirchensprengeln er geprediget hatte, glücklich schätzten, wenn Charron eine Pfründe an ihren Kirchen annehmen wollte.

Nach und nach war er Kanonikus zu Bazas, Acqs, Leitoure, Agen, Cahors, Condom und Bourdeaux; und erwarb sich allenthalben so großes Anse-

hen, daß ihn die Königinn Margarita, Herzoginn von Valois, zum ordentlichen Hofprediger erwählte, und der damals lebende König in Frankreich, ob er schon sich noch zur reformirten Religion bekannte, seine Predigten gar oft mit höchster Gegenwart beehrte. Binnen 32 Jahren seines Predigtamtes, welches er in verschiedenen Gegenden Frankreichs versehen hatte, machte Charron durch seine pathetischen Reden, welche er mit herzlicher Sanftmuth und evangelischer Verträglichkeit zu würzen wußte, allein mehr Eindruck auf die Seelen seiner Zuhörer, als vor und neben ihm tausend andere ungeschliffene, steinharte, und menschenfeindliche Kanzeldonnerer nicht vermocht hatten.

Er bekümmerte sich keineswegs um die Baccalaureus- oder Doktorswürde aus der Gottesgelehrtheit, sondern begnügte sich mit der Priesterweihe, welche ihm zu dem Amte eines Kirchenredners besonders vorträglich schien.

Sechszehn oder siebenzehn ganze Jahre kam er nicht wieder nach Paris zurück, bis ihn endlich das Verlangen nach Einsamkeit und Lebensstille wieder in diesen seinen Geburtsort zurücke zog. Er hatte ein Gelübde gethan, sich in den Karthäuserorden zu begeben, um allda seine übrigen Tage in einem für christliche Philosophen so gemäßen Lebenswandel ferne von der Welt und ihren Gewimmeln hinzubringen. In dieser Absicht begab er sich im J. 1588.

nach

nach Paris, und stellte sich dem Prior der dasigen Karthäuser vor, mit der Bitte, sein Gelübde anzunehmen und ihn in den heiligen Orden aufzunehmen.

Allein sein Gesuch wurde ihm abgeschlagen, so sehr er auch darauf drang, indem er für eine so strenge Lebensart, welche man von Jugend auf seiner Natur einzuflößen nöthig hätte, in einem Alter von wirklich 47 bis 48 Jahren nicht mehr genug erforderliche Leibeskräfte mit sich brächte.

Charron machte sich sodann an den Provinzial der Cölestiner zu Paris, und begehrte die Aufnahme: aber auch hier fand er das nämliche Hinderniß, den nämlichen Vorwand, und ebenfalls eine abschlägige Antwort. Er war zu zartgemüthig, zu sehr gewissensängstig, als daß er auf sein zweymal fehlgeschlagenes Unternehmen sich wegen seines Gelübdes beruhigen konnte. Doktor Faber, Senior an der Sorbonne, der Jesuit Tyrius, und Feuardent, ein Barfüßermönch, berühmte Theologen warens, welche Charron außer Angst setzten, indem sie ihn versicherten, daß er ohne alles Bedenken als Weltgeistlicher seine Lebenstage vollenden könnte.

Im Jahre 1589. begab er sich hierauf wieder nach Angers zurück, und predigte allda die ganze Fastenzeit durch mit unbeschreiblicher Verwunderung und Auferbauung des Volkes: von da aus gieng er

nach Bourdeaux, wo er mit Michael von Montagne, den tiefsinnigsten Denker seiner Zeit, in sehr enge Bekanntschaft gerieth. Charron war für das Werk, betitelt die Versuche (*), dieses großen Geistes außerordentlich eingenommen, und schien nachher die starke Denkungsart des Herrn Montagne zu seiner eignen gemacht zu haben. So sehr leuchten die herrlichsten Züge davon aus Charrons sämmtlichen Schriften heraus. Ein gewisses geheimes Band der Freundschaft fesselt unbemerkt die Seelen großer Geister aneinander; und sie finden, ehe sie sichs versehen, so etwas Angenehmes in ihrem Umgange, das sie mit einer Art von Zauberkraft zu wechselseitigem Wohlwollen dahinreißt. Herr von Montagne fand so großes Behagen an Charrons Freundschaft, als groß die Aehnlichkeit ihrer Denkungsart war. Dieser Weltweise übergab noch vor seinem Tode, mittels eines Testaments, dem Herrn Charron die Erlaubniß, nach seinem Hinscheiden das Wappen seiner Familie zu tragen, indem er ohne männliche Erben verschied. — Eine wunderliche Erlaubniß, eben so unnütze für einen Priester, als unbeträchtlich für die pompleere Seele eines Weltweisen!

Zu Bourdeaux wars, wo Charron im J. 1594. sein Buch, die drey Wahrheiten, ans Licht stellte; in derer ersten er wider die Gotteslängner erweiset, daß es einen Gott und eine wahre Religion gebe; in der

(*) Essais.

der zweyten wider die Heyden, Jüden und Mahumedaner, daß die christliche die einzige wahre sey; und in der dritten wider die Ketzer und Abtrünnigen, daß die katholische allein angenommen werden müsse. Dieses Buch wurde von den katholischen Gelehrten mit außerordentlichem Beyfalle aufgenommen, und brachte dem Verfasser eine Generalvikariats-Stelle von Anton, Bischofe und Grafen von Cahors, und das Einkommen einer Theologal-Pfründe daselbst zuwegen, wo er Gelegenheit fand, das nämliche Buch, dessen wiederholte Ausgaben in unglaublicher Geschwindigkeit vergriffen worden waren, zu Bourdeaux mit vorausgesetztem Namen wieder aufzulegen, und die Gegensätze der Protestanten, welche dawider gemacht worden waren, gründlich abzufertigen.

Im Jahre 1595. berief der König eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit aus seinem Königreiche nach Paris: und Charron wurde dahin als einer aus den Verordneten abgesandt, und zum ersten Sekretär der Versammlung ernannt.

Als er wieder nach Cahors zurückgekehret war, verfertigte er vom J. 1596. bis 1600. acht Gespräche vom heiligen Abendmahle, und eben so viele von der Erkenntniß und Fürsehung Gottes, von der Welterlösung, und von der Gemeinschaft der Heiligen, wie auch seine Bücher von der Weisheit. Während seinem Aufenthalte zu Cahors erhielt er von dem Bi-

schofe von Condom die Würde eines Kantors an dessen Kirche, und nachher auch eines Theologals, welche eben ledig ward, als er der Einladung des Bischofes von Angers nach Anjou nachzugeben beynahe sich entschlossen hatte. Im Jahre 1600. übergab er seine erwähnten sechszehn Gespräche zu Bourdeaux der Presse, und ein Jahr darauf seine Bücher von der Weisheit, ein Werk, durch welches sein Ruhm über alle Gränzen sich aufschwang, und ihm den ersten Rang unter Frankreichs Gelehrten auszeichnete. Herr Claudius Dormus, Bischof von Bologna über Meer, und Prior von St. Martin zu Paris, schrieb ihm darüber eigenhändig seinen Beyfall zu, und bezeugte ihm in verbindlichsten Ausdrücken, daß dieses Werk vollkommen nach seinem Geschmacke eingerichtet wäre: er both ihm auch zu gleicher Zeit die Theologalpfründe an seiner Kirche an. Dieses freundschaftliche Zuschreiben des Herrn Bischofs machte in dem Gemüthe des Herrn Charron die Begierde rege, eine dritte Reise nach Paris zu unternehmen, um dem Herrn Bischofe persönlich aufzuwarten, und für seinen gnädigen Antrag Dank zu sagen, vorzüglich aber, um gedachte Werke sowohl, mit derer Ausgabe von Bourdeaux er eben nicht ganz zufrieden schien, als andere neuverfertigte Schriften allda dem Drucke zu übergeben.

Er kam demnach im Jahre 1603. den 9. Octob. zu Paris an, und begab sich bald darauf zum Herrn Bischofe von Bologna, welcher ihn überaus gütig aufnahm, und mit wiederholtem Antrage der Theologalpfründe zu Bologna beehrte, welchen aber Charron aus wichtigen Ursachen verbath.

Zu Paris wohnte er in dem Hause eines Buchhändlers, Peter Bertaud mit Namen, welches nahe an der Buchdruckerey des Herrn Dionysius du Val, wo er die Bücher von der Weisheit unter der Presse hatte, gelegen war; allein er erlebte die Vollendung des Druckes nicht.

Am 16. November, einem Sonntage des nämlichen Jahres, gieng er beyläufig um 1 Uhr Nachmittags aus dem Hause, um in der Stadt einige Besuche abzustatten, und als er an das Eck der Gasse des Noyers gekommen war, klagte er den Seinigen eine plötzliche Unpäßlichkeit, und empfahl ihnen, Acht zu haben: sie unterstützten ihn eilends, und er floß an ihren Armen auf die Kniee darnieder, faltete die Hände, hub sie mit starr aufgewandten Augen zum Himmel empor, und verschied mit allen Zeichen einer in Gott sanft beruhigten Seele. Die Ursache seines Todes war ein plötzlicher Schlagfluß, wie aus den Untersuchungen der Leibärzte nachher erhellte.

Sein

Sein Leichnam wurde in der St. Hilarienkirche mit allen Ehrenbezeugungen, und einem großen Zulaufe des Volkes nahe an die Leichname seiner Aeltern und Anverwandten hin zur Erde bestattet den 18ten des nämlichen Monats.

Charron war von mittelmäßiger Statur, vollfleischicht, und etwas dick, eines stäts heiteren und lächelnden Antlitzes, und gesunder, jovialischer Laune: er hatte eine hohe und breite Stirne, eine gerade, unten etwas dickstumpfe Nase, azurblaue Augen, eine starkrothe und vollblütige Farbe, und Haare und Bart vollkommen grau, obschon er nicht mehr als 62 und ein halbes Jahr seines Alters erreichet hatte. Er war stäts fröhlich und munter: ließ sich nie von Traurigkeit oder Hypochondrie überwältigen; sondern lebte zu jedermanns Vergnügen in sanftester Gemüthsheiterkeit dahin. Seine Gebährde war zierlich, seine Aktion heftig, seine Stimme feste, mannbar, wohlverständlich, und ausdauernd, seine Aussprache überhaupt nervicht, stark und volltönig. Außer den letzten 3 Wochen vor seinem Tode, wo er über Brustdrücken und Athemklemme klagte, hatte er keinen Anfall von Krankheit in seinem Leben ausgestanden.

Die Bücher von der Weisheit, und seine sechszehn Gespräche wurden nach seinem Tode durch einen seiner innigsten Freunde, Herrn Rochemaillet, Advokaten am Parlamente, dem Drucke übergeben, so sehr auch die Lichtfeinde, welche die Stralen des vollen Tages nicht ertragen konnten, sich dawider setzten. Neid, Dummheit und Aberglaube hatten allen ihren Kräften aufgebothen, um die Ausgabe eines Buches zu verhindern, welches geradezu ihre Listen und Betrüge widerstritt, und vor der Welt Augen enthüllte. Allein die großen, von Vorurtheilen und Interesse unbefangene Seelen haben immer darinn nahrhafte Geisteslabung und stark durchgedachte Begriffe gefunden, welche das Andenken ihres unverbesserlichen Verfassers der aufgeklärteren Nachwelt ewig heilig machen werden.

Charron hatte noch bey Lebzeiten gar wohl vorgesehen, daß besonders sein Werk von der Weisheit schwachen, abergläubischen, schiefdenkenden Köpfen eben nicht willkommen seyn würde; und daß dasselbe sich nichts minder, als eine gesunde, duldsame Kritik von seiner Gattung Leute zu versprechen hätte, welche von eignem Wissen aufgeblasen, ganz selbstig, und rechthaberisch, hartköpficht, und auf Eigendünkel beharrend, alles, was aus fremden Händen kömmt, verachten, und aushunzen; und über alles mit Macht-

tone,

tone, gegen den nicht appellirt werden darf, zu entscheiden pflegen.

Er verfertigte daher einige Monate vor seinem Tode eine kleine Abhandlung von der Weisheit, worinn ein kurzer Auszug von den drey Büchern, und eine Schutzschrift wider die Einwürfe und Verläumdungen seiner Beschnarcher enthalten war. Er verlangte ausdrücklich, daß man dieses Buch dem Herrn von Harlay, ersten Hofrathspräsidenten zu Paris, als einem Manne, welcher eben soviel Stärke im Beurtheilen, als Einsicht in philosophische Wahrheiten besäße, und hiemit für den wahren Gesichtspunkt seines Werkes von der Weisheit vollkommen gemacht wäre, wiedmen sollte, welches auch nachher im Jahre 1606. von David le Flerc, Buchdrucker zu Paris, pünktlich vollzogen wurde.

Was übrigens Charrons sittlichen Charakter anbetrifft, so ist es, auch ohne Widerrede seiner Feinde, gewiß, daß sein Lebenswandel ganz unbescholten und unsträflich war. Man könnte wider einige boshafte Bearger seiner Religion ganz unschwer sowohl aus dessen Schriften als Handlungen erweisen, daß er an den Wahrheiten des christlichen Glaubens nicht den mindesten Anstand nahm. Der Verfasser seiner Ehrenrede, Herr Rochemaillet, versi-

chert uns, daß Charron durch Unschuld, Naivetät und Lauterkeit seiner Sitten die Verläumdungen und Anfälle seiner Widersacher besieget habe: daß er genau die schönen Vorschriften, welche er in den zwölf Hauptstücken seines zweyten Buches von der Weisheit lehret, in sich ausgedrücket und vollzogen habe; und daß seine andächtigen Schriften, vorzüglich aber seine christlichen Gespräche, und sein Buch über die drey Wahrheiten Zeugnisse genug wären, wie lauter, und ächtkatholisch sein Glaube und seine Religion gewesen seyn müsse; und daß endlich das Testament, welches er im Jahre 1602. den 30. Jänner mit eigner Hand niedergeschrieben hatte, den ganzen Beweis seines wahren untadelhaften Christenthumes vollende. Charron flehet darinn Gottes Güte und die Barmherzigkeit des Weltheilandes an: „er bittet den „Schöpfer, daß er ihm Vergebung ertheilen, und „Verzeihung seiner Beleidigungen gewähren wolle; „ihn für den Seinigen aufnehmen und halten, ihm „beystehen, und durch seinen heiligen Geist, so lange „er sich noch auf Erde befinden würde, rechtleiten, „und am Ende seiner Tage seinen Geist zu sich in die „Gesellschaft und Ruhe seiner Geliebten aufnehmen, „und alle seine heilige Auserwählte antreiben wolle, „für ihn zu bitten und Fürsprache zu thun. —

Charron ließ es bey diesen christlichen Gemeindingen nicht bewenden; er vermachte der Kirche von Condom eine Summe Geld zu einem Hochamte in seiner Meynung, und den armen Schülern und mannbaren Mädchen 2400 Thaler. Wenn man zu diesen offenbaren Beweisen der Menschlichkeit und Religiosität noch das feyerliche Unternehmen Charrons, das Klosterleben anzugeloben; dessen Bemühung, sein Gelübde durchzusetzen und zu vollziehen; endlich seine beynahe übermäßige Gewissensängstigkeit bey unmöglich gewordener Befolgung desselben betrachtet, so kann man sich nicht genug bewundern, wie das Ding hergegangen seyn müsse, daß Charron als ein Feind des Christenthums, oder wohl gar als ein Gotteslängner von kleinen Seelen, und benanntlich von einem gewissen P. Garasse, öffentlich ausgeschryen werden konnte. War das nicht eine sichtbarliche und bedaurenswerthe Wirkung der menschlichen Bosheit, oder der Schwachheit des Menschengeistes?

Herr St. Cyran und Ogier, große Gelehrte ihrer Zeiten, nahmens öffentlich für Charrons Ehre auf, und verwiesen dessen Verläumdern durch den Druck bekanntgemachten Schriften ihre niederträchtige Boshaftigkeit, Druckfehler zum Stoffe der ärgerlichsten Verläumdungen angenommen, und ungegründete

gründete Verdachte zur unverschämtesten Sittenschwärzung aufgespüret zu haben.

Genug: Charrons Beyspiel ward zum unsterblichen Beweise, wie sehr dieses heuchlerische Gelichter von eigennützigen Glaubenszeloten unter der Maske der Rechtschaffenheit und äußerlicher Religionsstrenge für jede nicht mittelmäßige, erhabnere Seele zu fürchten sey.

Charrons Ruhm wird unsterblich seyn, indeß seine Verläumder nur zum Abscheue und Nachfluche in den Herzen der Tugendfreunde noch leben: so ohngefähr, wie durch das feyerliche Andenken des unvergeßlichen Ganganelli das schaudervolle Andenken seiner boshaften Mörder in den Gemüthern aller Rechtschaffenen wieder aufgewecket wird.

Jeanin, Präsident an der Sorbonne zu Paris, prüfte auf Befehl des Königs das Buch von der Weisheit, und erklärte zur Ehre seiner tiefen Einsichten, daß eine Geburt von dieser Art keineswegs für den unverständigen, unkritischen, niedern Pöbel gehöre, sondern für Männer von erhabener Denkungsart und unbefangenem Urtheile, welche Geistesstärke genug besäßen, um darüber richtig entscheiden zu können; und daß dieses Buch wirklich ein Staatsbuch sey; worauf auch die öffentliche Bekanntmachung desselben gestattet wurde.

Unter den Lobrednern dieses Buches behauptet aber unstreitig der berühmte Herr Naude (in seiner politischen Bibliothek S. 1.) den ersten Rang. „Charron, spricht er, ist für weiser zu halten, als „Sokrates, indem er die Vorschriften der Weisheit „selbst zur Kunst gemacht, und dieselbe mit einer „verwunderlichen Schicklichkeit, Einsicht und Wahl „in das herrlichste System gebracht hat. Er kann „uns anstatt des Aristoteles, Seneka's und Plutarchs „seyn: man findet diese alle in seinem Buche wieder. „Er hat selbst so was Erhabenes an sich, welches „alle Alten und Neueren zugleich dahintenläßt."

Der berühmte Johann Jakob Rousseau hatte sich vorgenommen, eine Ausgabe des Buches über die Weisheit zu besorgen: allein, nachdem er nicht Wort gehalten hatte, so hat ein Ungenannter eine gründliche Zergliederung dieses Buches zu Amsterdam im Jahre 1763. herausgegeben; diese Schrift empfiehlt sich besonders wegen der trefflichen Auswahl der ausgehobenen Stellen des Originals, worüber der ungenannte Verfasser Zusätze und Anmerkungen machet.

Das Buch von der Weisheit ist überhaupt ein Wunder von menschlichem Tiefsinne, eine Schule der Welt, ein Inbegriff aller irdischen Kenntnisse,

ein

ein vollständiges Lehrbuch für alle Stände und Gattungen von Menschen, ein unsterbliches Monument von dem großen, tiefforschenden und weltvollen Geiste Charrons, welcher sich mit diesem einzigen Werke mehr der Nachkommenschaft empfahl, als ganze Bibliotheken moralischer Lehrsysteme und Dissertationen nicht vermögen.

Wenn du dieß Buch in die Hände nimmst, Weltbürger! so schaure erst in dich selbst auf, und erzittre von heiliger Ehrfurcht, als wenn du an ein Heiligthum tastetest: lies dann voll strenger, ernster Aufmerksamkeit die Orakelsprüche, welche dein zeitliches Wohl befestigen, und dein ewiges sicher machen sollen: denke dich aus den tumultvollen Zirkeln der Welt, hinaus aus dem Labyrinthe der kleingroßen Weltgeschäffte, und werde ganz Geist, so lange du der Weisheit erhabene Lehren vernimmst: und dann, wenn du ein Hauptstück vollendet hast, sammle dich wieder in Mitte deiner häuslichen Verrichtungen zurücke, und handle und wandle, und sey versichert, daß der Geist der Weisheit deine Handlungen segnen wird.

Vorrede des Verfassers.

Uebersicht des Ganzen.

Da dieses Werk den Namen und den Titel von der Weisheit führt; so ist vor allen Dingen nöthig, zu wissen, was Weisheit ist, und was wir hier unter dem Worte Weisheit verstehen. Wir erinnern daher gleich Anfangs, daß wir das Wort hier nicht nach logischer Genauigkeit, weder in dem erhabenen Sinne der Gottesgelehrten und Weltweisen, für das vollkommene Erkenntniß göttlicher und menschlicher Din-

ge,

ge, oder der ersten Quellen aller Dinge, nehmen, welches seinen Sitz bloß im Verstande hat; ohne Rechtschaffenheit, (welche vornehmlich im Willen zu suchen ist,) ohne Nutzen, ohne Thätigkeit, außer aller Gesellschaft, und ganz in der Einsamkeit bestehen kann; und ganz außerordentlich selten und sehr schwer zu erreichen, ja das höchste Gut, und die größte Vollkommenheit des menschlichen Verstandes ist. Wir nehmen es auch nicht in dem zu engen, niedrigen und gemeinen Verstande, für Bescheidenheit, Vorsichtigkeit und kluges ordentliches Betragen in allen Stücken, welches alles bey wenig Frömmigkeit und Rechtschaffenheit angetroffen werden kann, und mehr auf die Gesellschaft und auf andere Menschen, als auf uns selbst, Beziehung hat. Nein, wir nehmen das Wort hier in einem ausgebrei-

tetern, dem gesellschaftlichen Leben, und der Menschheit mehr eigenthümlichen Sinne, sowohl in Beziehung auf den Willen, als auf den Verstand des Menschen, und überhaupt auf alle seine innerlichen und äußerlichen, einsamen und gesellschaftlichen Handlungen. Wir sagen daher: Weisheit ist kluge Rechtschaffenheit, oder Ehrlichkeit mit Klugheit verbunden. Denn wir wissen, daß Ehrlichkeit ohne Klugheit zur Unbescheidenheit; Klugheit hingegen ohne Ehrlichkeit zur List wird. Durch ihre Verbindung sind sie die besten, herrlichsten und vornehmsten aller Güter; getrennt aber und allein sind sie ohnmächtig und unvollkommen. Die Weisheit verbindet sie; und erschaffet daraus das schönste Ganze eines rechtschaffenen Menschen. Sie entsteht aber aus dem wahren Erkenntnisse seines Selbsts; und

Beschreibung der Weisheit.

aus einer ununterbrochenen Regelmäßigkeit in allen Handlungen. Ich rede nicht bloß von den äußerlichen, die vor der Welt offenbar werden, als Thaten und Reden; sondern vornehmlich und hauptsächlich von den innerlichen Handlungen, als Gedanken, Meynungen, Ueberzeugungen, woraus die äußerlichen herfließen. Ich sage auch aus einer unterbrochenen Regelmäßigkeit: denn die Thoren können zuweilen etwas ähnliches thun; und scheinen dann sehr weise zu seyn. Es könnte vielleicht einigen vorkommen, als wäre es schon genug, wenn man sagte: Die Weisheit bestehet in einer ununterbrochenen Regelmäßigkeit in allen Dingen, ohne das Selbsterkenntniß zu erfodern. Ich bin aber nicht ihrer Meynung. Denn gesetzt auch, es trüge sich zu, daß jemand mittels eines außerordentlich guten, sanften und biegsamen

Temperaments, oder durch eine genaue Nachahmung anderer, sich in allen Stücken sehr gemäßigt verhielte; so würde er doch, wenn er sich selbst und die wahre Beschaffenheit des Menschen nicht kännte, darum noch nicht weise seyn; indem ja die Weisheit ohne Erkenntniß, ohne Schlüsse, und ohne Nachdenken nicht besteht. Man wird diesen Satz vielleicht nicht gelten lassen, weil es sich von selbst zu verstehen scheint, daß man schlechterdings niemals ununterbrochen regelmäßig sich betragen könne, ohne sich zu kennen; welcher Meynung ich auch bin. Allein ich behaupte, daß, so unzertrennlich auch diese beyden Dinge miteinander verbunden sind, sie dennoch zwo verschiedene Sachen bleiben, und bey der Beschreibung der Weisheit also auch einzeln, als ihre zwo Pflichten, müssen betrachtet werden, derer erste das Erkenntniß

seines Selbsts ist; und der Anfang der Weisheit genannt wird. Folglich nennen wir denjenigen weise, der sich selbst, sein Gutes und sein Böses kennt; einsieht, worin, und wie weit die Natur ihn begünstigt; und wo sie es ihm hat fehlen lassen; und nun durch Hilfe der Weltweisheit und durch die Macht der Tugend sich bestrebt, zu verbessern, und gut zu machen, was sie ihm Böses gegeben hat; was schwach und matt ist, zu ermuntern und zu stärken; was gut ist, recht zu nutzen; was fehlt, hinzuzuthun; überhaupt der Natur so viel, als möglich, zu Hilfe zu kommen, und mittels solcher Bestrebung sich in allen Stücken ordentlich verhält, und wohl beträgt.

Dieser kurzen Erklärung zu Folge ist unsre Absicht in diesem Werke: erstlich, den Menschen zu lehren, wie er sich selbst und die ganze Beschaffenheit des Menschen, wenn

man ihn ganz und von allen Seiten ansieht, recht kennen lernen kann; dieß wird den Inhalt des ersten Buchs ausmachen: hernach ihn zu unterrichten, wie er sich in allen Stücken beherrschen und regelmäßig verhalten soll. Die allgemeinen Rathschläge und Mittel hiezu werden wir im zweyten Buche überhaupt; die vier sittlichen Tugenden aber, worin der ganze Unterricht für das menschliche Leben, und alle Theile der Pflichten und Schuldigkeiten begriffen sind, im dritten Buche besonders vortragen. Hieraus sieht man nun, warum dieses Werk, welches Vorschriften des Lebens und der Sitten enthält, die Wissenschaft recht zu leben, und gut zu sterben lehrt, **Weisheit** betitelt ist.

Nur etwas weniges will ich hier ganz aufrichtig beyfügen. Einmal erinnere ich, daß

daß ich die Materialien zu diesem Werke hier und da zusammengesucht, und größtentheils aus den besten Schriftstellern, welche diese moralische und politische Materie, diese wahre Wissenschaft des Menschen, abgehandelt haben, sowohl aus den alten, besonders dem Seneca und Plutarch, jenen großen Meistern in derselben, als auch aus den neuern genommen habe. Man findet hier eine Sammlung eines Theils desjenigen, was ich gelesen habe; nur die Einkleidung und die Ordnung gehören mir eigen zu. Weise mögen richten, ob ich die Materialien klüglich geordnet, und schicklich miteinander verbunden habe, und von diesen, (denn bey einer solchen Materie können andere meine Richter nicht seyn,) will ich mich auch gerne belehren lassen. Zweytens gestehe ich, daß ich mir in diesem Werke viele Freyheiten genommen; meine Meynungen

gen eben so freymüthig vorgetragen, als die entgegengesetzten bestritten habe, wenn sie auch noch so allgemein angenommen, und noch so wichtig zu seyn schienen. Einige meiner Freunde haben mich darob gewarnet; allein ich gab ihnen zur Antwort: Mein hier gegebener Unterricht soll den Menschen nicht für das Kloster, sondern für die Welt, für das gemeine und bürgerliche Leben bilden; ich wölle hier weder den Gottesgelehrten, noch den Professor, oder den Systematiker vorstellen; ich bände mich daher auch nicht ängstlich an ihre Formen, Regeln und Schreibart; sondern bediente mich einer akademischen und philosophischen Freyheit. Die pöbelmäßige Einfalt und die weibische Verzärtelung, welche sich an kühnen Ausdrücken stößt, ist nicht werth, etwas Treffendes zu hören. Endlich sage ich auch noch, daß ich ganz und

gar

gar nicht pedantisch, nach den gewöhnlichen Regeln der Schule, schreibe; sondern das Weitschweifige der Schlußreden, das Wortgepränge der Beredtsamkeit, und jede Künsteley vorsetzlich vermeide. Die Weisheit, welche, wenn sie mit Augen könnte gesehen werden, heftige Liebe gegen sich erwecken müßte (*), bedarf zu ihrer Empfehlung keines solchen Aufputzes nicht; und hat auch zu viel edlen Stolz dagegen. Die Wahrheiten und Hauptsätze sind darin häufig angebracht; stehen aber oft ganz trocken und roh da, wie abgerissene Sätze, Einleitungen, oder Vorträge zu Schlußreden. Hier und da habe ich lateinische Sentenzen eingestreut; sie sind aber kurz, kräftig, poetisch, auch alle von sehr guter Hand; und unter-

(*) Quæ, si oculis cerneretur, mirabiles excitaret amores sui.

terbrechen oder stören den Zusammenhang des Textes gar nicht. Denn ich habe mich noch nicht können bereden lassen, es für besser zu halten, alle dergleichen angezogene Stellen, wie einige wollen, in unsrer Sprache auszudrücken, weil Schönheit und Nachdruck des Originals, welche nie wohl in irgend eine andere Sprache übersetzt werden können, so oft darunter leiden müssen; ja wohl gar verloren gehen. (*)

(*) So wahr auch dieses alles ist, so unterbricht und stört die Einrichtung des Verfassers den Zusammenhang des Textes doch allemal für jeden Leser, der nicht lateinisch versteht. Wir werden daher im Texte allemal die Uebersetzung der lateinischen Stellen einrücken; die lateinischen Worte selbst aber unter dem Texte beyfügen.

Inhalt
des ganzen Werks.

Erstes Buch, von der Erkenntniß seines Selbsts, und der ganzen Beschaffenheit des Menschen.

Erste Betrachtung des Menschen, wie er an sich und überhaupt beschaffen ist.

Zweyte Betrachtung des Menschen, wie fern er mit den übrigen Geschöpfen verglichen werden kann.

Dritte Betrachtung des Menschen, nach allen einzelnen Theilen, woraus er besteht.

Vierte Betrachtung des Menschen, nach seinem Leben.

Fünfte und letzte Betrachtung des Menschen, nach seinen so sehr verschiedenen natürlichen Anlagen, Fähigkeiten, Ständen, Lebensarten und Berufen.

Zweytes Buch, worinnen die allgemeinen Vorschriften und Regeln der Weisheit vorgetragen werden.

Drittes

Inhalt.

Dritttes Buch, worinnen die besondern Vorschriften der Weisheit nach den vier moralischen Tugenden abgehandelt werden.

Von der Klugheit, als der ersten Tugend.

Von der politischen Klugheit des Regenten oder der Regierung des Staats.

Von der Gerechtigkeit, als der zweyten Tugend.

Von der Gerechtigkeit und Verpflichtung des Menschen gegen andere, und zwar erstlich aller Menschen gegen alle Menschen überhaupt.

Von der Gerechtigkeit und Verpflichtung des Menschen gegen andere, nach gewissen besondern Verhältnissen.

Von der Tapferkeit, als der dritten Tugend.

Die erste Hälfte handelt von den äußern Uebeln an sich selbst und insbesondere.

Die andere Hälfte handelt von den innern Uebeln, und den verdrüßlichen Leidenschaften.

Von der Mäßigkeit, als der vierten Tugend.

Die

Die wahre Weisheit.

Erstes Buch,

welches von dem Erkenntnisse seines Selbsts, und der ganzen Beschaffenheit des Menschen handelt.

Erstes Kapitel.

Ermunterung zum Bestreben sich selbst kennen zu lernen; und Einleitung zu diesem Buche.

Sich selbst erkennen, ist das vornehmste Werk des Menschen.

Keine Vorschrift kann fürtrefflicher und göttlicher, keine Warnung heilsamer seyn; keine wird aber auch schlechter befolgt, als die, sich selbst zu studiren; sich selbst kennen zu lernen. Dieß ist der Grund der Weisheit, und der Weg zu allem Glücke. Keine Thorheit ist größer, als die, wenn man auf alles andere aufmerksam und bemüht ist, es kennen zu lernen; sich selbst aber nicht kennen mag. Die wahre Wissenschaft eines Menschen ist der Mensch selbst.

Dazu sind alle Menschen in jeder Absicht verbunden.

Gott, Natur, die Weisen, ja die ganze Welt predigt es dem Menschen, und ermahnt ihn mit Worten und Werken, sich selbst zu studiren und kennen zu lernen. Gott sieht, betrachtet und kennt sich ewig und ohne Aufhören. Das Aug der Schöpfung ist immer auf sich selbst geheftet, und ihre Blicke sind immer geschäfftig, ihr Innerstes zu betrachten, und zu durchschauen. So natürlich es dem Menschen ist, zu denken, und so nahe er sich selbst ist; eben so sehr ist er auch verbunden, sich selbst zu studiren und kennen zu lernen. Die Natur theilt dieses einem jeden als seine Arbeit zu. Das Nachdenken und Unterhalten der Gedanken ist vornehmlich eine leichte, gewöhnliche und natürliche Sache, eine Nahrung, Unterhaltung, und das Leben der Seele, **deren Leben im Denken besteht.** (*a*) Worüber kann sie aber billiger, und natürlicher Weise eher anfangen nachzudenken, als über sich selbst, und womit kann sie auch hernach besser fortfahren? Kann irgend etwas sie näher angehen? Wahrhaftig: es ist widernatürlich, und höchst ungerecht, sich außerhalb beschäfftigen; und sich selbst vergessen. Sich denken und sich recht mit sich selbst beschäfftigen, ist eines jeden wahre und vornehmste Beschäfftigung. Wir sehen auch, daß jede Sache an sich denkt, sich zuerst studirt, und ihren Beschäfftigungen und Begierden Gränzen setzt. Und du, o Mensch, willst den Weltkreis überspannen, alles kennen lernen, vergleichen und beurtheilen, und kennest dich nicht, studirest dich nicht? So bleibst du, indem du klug und der Rathgeber der Natur seyn willst, allein der Narr auf der Welt. Du bist die leerste und bedürftigste, die nichtigste und elendeste, und doch gleichwohl die aufgeblasenste und hochmüthigste unter allen Kreaturen. Kehre doch in dich

(*a*) Cujus vivere est cogitare.

dich selbst zurück; erkenne dich selbst, bleib bey dir selbst stehen, und lenke deinen Verstand und deinen Willen, die sich außerhalb verzehren, auf dich selbst zurück. Du vergissest, verbreitest und verliehrest dich außerhalb; handelst an dir selbst treulos, entziehst dich dir selbst, und siehst immer vor dich hin. O sammle dich, und schließ dich in dich selbst ein; untersuche dich, erforsche dich, erkenne dich!

Erkenne dich selbst, und suche dich nicht außerhalb. Verwirf, was du nicht selbst bist; bleib in deinem Hause, und sieh, wie gering dein Hausrath ist. Werde dein eigener Rathgeber; durchsuche dich genau, ob nicht die Natur von langen Zeiten her, oder auch eine böse Gewohnheit etwas von Lastern in dich gelegt hat. (*b*)

Leiter zur Gottheit.

Durch das Erkenntniß seines Selbsts gelanget der Mensch viel eher, und besser zur Erkenntniß Gottes, als durch irgend ein anderes Mittel; theils, weil er an sich mehr, woraus er ihn erkennen kann, mehr Kennzeichen und Spuren der Gottheit, als in allem übrigen antrifft; theils auch, weil er besser, als bey irgend einer Sache, empfinden und wissen kann, was in ihm ist, und sich bewegt. Du hast mich bereitet, und deine Hand über mich gehalten, daher ist eine wundervolle Erkenntniß von dir

(*b*) Nosce te ipsum, nec te quæsieris extra.
Respue, quod non es, tecum habita, &
Noris, quam sit tibi curta supellex.
Tu te consule.
Te ipsum concute, numquid vitiorum
Inseverit olim natura, aut etiam consuetudo mala.
Persius.

aus mir entstanden. (*c*) Daher stand auch über dem Eingange des Tempels des Apollo, welcher bey den Heyden der Gott der Wissenschaften und des Lichts war, mit goldenen Buchstaben dieser Spruch geschrieben: **Erkenne dich selbst**; welcher gleichsam als eine Begrüßung und Warnung des Gottes allen Hineingehenden anzeigen sollte, daß, wer sich der Gottheit nahen, und in ihren Tempel tretten wolle, sich vorher selbst kennen müsse. Wer sich selbst nicht kennt, muß vor der Thüre abgewiesen werden. **Kennest du dich nicht, du Schönste; so geh hinaus, und weide deine Böcke.** (*d*)

Anlage zur Weisheit.

Um weise zu werden, und ein regelmäßigeres und angenehmeres Leben zu führen, dürfen wir die Anweisung nirgends anders, als bey uns selbst holen. Wenn wir nur gute Schüler wären; wir würden von uns selbst mehr, als aus allen Büchern lernen. Wer eine vorige Ausschweifung seines Zorns wohl bemerkt, und sich derselben recht erinnert, wird die Abscheulichkeit dieser Leidenschaft viel besser einsehen, und einen stärkern Abscheu und Haß dagegen dadurch bekommen, als durch alles, was Aristoteles und Plato davon sagen. Und so geht es auch mit allen übrigen Leidenschaften und heftigen Gemüthsbewegungen. Wer sich erinnert, wie oft er sich in seinen Urtheilen geirrt, und was für böse Streiche ihm sein Gedächtniß gespielt hat, lernt nun, sich nicht mehr darauf zu verlassen. Wer bemerkt, wie oft es ihm begegnet ist, daß er gedacht hat, er habe eine Sache so gut gefaßt und verstanden, daß er sich und andern dafür gut stehen könnte; und wie ihn die Zeit hernach vom Gegentheile über-

---

(*c*) Formasti me & posuisti super me manum tuam, ideo mirabilis facta est scientia tua, i. e. tui ex me. *Psalm.* 139. *v.* 5. 6.

(*d*) Si te ignoras, o pulcherrima; egredere & abi post hædos tuos. *Cantic. cantic. I.* 8.

überzeugt hat; der wird dadurch belehrt werden, solchen unleidlichen Stolz und solche zanksüchtige Einbildung von sich selbst, diese bitterste Feindinn aller Zucht und Wahrheit, fahren zu lassen. Wer alle Gefahren, worinn er gewesen ist, und die ihm gedroht haben; die geringfügigen Gelegenheiten, durch welche er aus einem Zustande in den andern versetzt worden, und die oftmalige Reue, die in seiner Seele dabey entstanden ist, recht überdenkt, der wird sich auf künftige Veränderungen bereit halten, mit seinem Zustande zufrieden seyn, Bescheidenheit beweisen, sich in seinen Schranken halten, niemanden in den Weg tretten, keine Unordnung erregen, und nichts unternehmen, das seine Kräfte übersteigt; und so herrscht überall Gerechtigkeit und Friede. Kurz, wir haben keinen schönern Spiegel und kein besseres Buch, als uns selbst, wenn wir uns nur, wie wir sollten, selbst studiren, unsre Augen immer über uns offen halten, und uns recht genau erforschen wollten.

Wider diejenigen, die sich selbst nicht kennen.

Allein daran denken wir gerade am wenigsten. Niemand versucht es, in sich hinein zu gehen. (*e*) Daher kömmt es, daß wir so tausendmal fehlstossen; und immer wieder die nämlichen Irrthümer begehen, ohne es zu merken, und ohne uns viel darum zu bekümmern. Wir sind immer auf unsere eigenen Kosten Narren. Die Schwierigkeiten bey einer Sache werden nur von denen wahrgenommen, die sich auf die Sache verstehen; denn es gehört schon ein ziemlicher Grad von Einsicht dazu, seine Unwissenheit einsehen zu können. Man muß an die Thüre anstoßen, um zu erfahren, daß sie vor uns verschlossen ist. Sobald also ein jeder so entschlossen und so zufrieden aussieht; und jeder genugsam verstanden zu werden glaubt; so zeigt

(*e*) Nemo in se tentat descendere. *Persius.*

dieß an, daß alle zusammen überall nichts davon verstehen. Denn, wenn wir uns besser kännten; so würden wir auch für unsre Umstände besser sorgen. Wir würden uns unsers Zustandes schämen, und anders zu werden suchen, als wir sind. Wer seine Fehler nicht kennt, bekümmert sich auch nicht, sie zu verbessern. Wer seine Bedürfnisse nicht weis, bekümmert sich auch nicht ihnen abzuhelfen. Wer seinen Schaden, und sein Elend nicht fühlt; der denkt auch nicht auf Verbesserung, und sucht auch kein Hilfsmittel. **Du mußt dich erst geprüfet haben, ehe du dich bessern kannst. Fühlen, daß man Arzneymittel nöthig hat, ist der Anfang zum Gesundwerden.** (*f*)

Das ist eben unser Unglück; wir glauben, es stehe alles wohl, und wir wären ganz sicher. Wir sind mit uns selbst zufrieden; und daher doppelt elend. Sokrates wurde für den weisesten unter den Menschen gehalten, nicht weil er gelehrter war; oder größere Fähigkeiten, als alle andere hatte; sondern weil er sich besser kannte, als die andern; sich in seinen Schranken hielt, und die Rolle eines Menschen recht gut vorzustellen wußte. Er war der König unter den Menschen, so wie man von den Einäugigen sagt, daß sie unter den Blinden, das ist, unter denen, die des Lichts der Augen doppelt beraubt sind, Könige wären. Denn sie sind von Natur schwach und elend; dabey aber stolz, und empfinden ihr Unglück nicht. Sokrates war nur einäugig; denn er sah wohl, daß er ein Mensch, wie andere, schwach und elend war; er gestand seine wahre Beschaffenheit aufrichtig, und richtete sein Leben darnach ein. Dieß wollte auch die ewige Wahrheit jene lehren, die voll Eigendünkel spottweise zu ihr gesagt hatten: „Wir sind also dei„ner Meynung nach blind?" (*) Wenn ihr es wäret, ant-

---

(*f*) Deprehendas te oportet, priusquam emendes: sanitatis initium, sentire sibi opus esse remedio. *Seneca.*

(*) Joh. 9.

antwortete sie, das ist, wenn ihr glaubtet, daß ihr es wäret; so würdet ihr sehen; da ihr aber zu sehen glaubet, so bleibet ihr ganz blind. Denn wer seiner Einbildung nach sehend ist, der ist in der That blind; wer sich aber für blind hält, der ist sehend. Es ist eine bedauernswürdige Thorheit der Menschen, sich selbst zum Viehe zu machen, damit man sich nicht als Mensch möge kennen lernen. **Denn da du ein Mensch bist; so denke auch immer daran, daß du es bist.** (g) Verschiedene Grosse haben den Befehl gegeben, man möchte es immer vor ihren Ohren erschallen lassen, daß sie Menschen wären, um sich damit selbst in Ordnung zu erhalten. Wie schön war diese Anstalt, wenn ihnen dieses so tief ins Herz drang, als es oft vor ihren Ohren erschallte! Was die Athenienser dem großen **Pompejus** sagten: „Du bist in so weit ein Gott, als du dich recht „als einen Menschen erkennest;" war nicht so übel gedacht; wenigst ist der immer vorzüglich ein Mensch, der sich recht als Menschen erkennt.

Falsche Mittel, sich kennen zu lernen.

Die Selbsterkenntniß, eine Sache, die eben so schwer und selten ist, als leicht es ist, sich zu verkennen und zu betrügen, wird nicht durch andere Leute erlanget, weder durch Vergleichung, noch durch das Beyspiel anderer. **Hüte dich, andern von dir mehr, als dir selbst zu glauben.** (h) Noch weniger gelangt man durch anderer ihr Reden und Urtheil dazu, welches oft kurzsichtig, unrichtig oder zu furchtsam ist; auch nicht mittels irgends einer besondern That, die uns bisweilen ohne unser Denken entfährt; durch irgends eine neue, seltene, und wirksame Gelegenheit entsteht; und mehr, als ein glücklicher Zufall, oder ein Einfall etwa eines außerordentlichen Enthusiasmus, als ein wahres Werk von

(g) Homo enim cum sis, id fac semper intelligas.
(h) Plus aliis de te, quam tu tibi credere noli.

uns angesehen werden muß. Man schätzt die Größe, Stärke und Schnelligkeit eines Flusses nicht nach dem Wasser, welches er von einer jählingen Ergießung oder dem Austretten der benachbarten Ströme und Bäche erhalten hat. Wegen einer einzigen tapfern That ist jemand noch kein Held, wie um einer gerechten That willen niemand gleich ein Gerechter ist. Die Umstände, und der Wind der Gelegenheit und Zufälle reissen uns mit fort und verändern uns; und oft wird man vom Laster selbst gedrungen, etwas Gutes zu thun.

Der Mensch ist also schwer zu erkennen. Ferner ist er auch nicht zu erkennen durch äußerliche Handlungen, nicht durch Aemter, Würden, Reichthümer, Adel, Gnade und Beyfall der Grossen oder des Volks; auch nicht durch sein Verhalten, das er öffentlich zeigt. Denn da er wie Schach dasteht; so ist er auf seiner Hut, hält an sich und zwingt sich. Furcht, Schande, Ehrgeiz und andere Leidenschaften machen ihn die Person vorstellen, die man sieht. Um ihn recht kennen zu lernen, müßte man ihn in seinem Privatleben, und in seinem alltäglichen Betragen sehen. Er ist oft ganz anders in seinem Hause, als auf der Straße, im Pallaste und auf dem öffentlichen Platze; anders bey seinem Hausgesinde, anders bey Fremden. Wenn er aus seinem Hause geht, um öffentlich zu erscheinen; so spielt er gleichsam das Nachspiel. Haltet euch nicht dabey auf; er ist es nicht mehr, es ist ein anderer; ihr werdet ihn nicht kennen.

Wahre Mittel.

Auf allen diesen vier Wegen wird die Selbsterkenntniß nicht gefunden, und wir können uns auf keinen verlassen. Man gelangt nur durch ein wahres, langes, anhaltendes Studium des Menschen dazu, durch eine ernstliche und aufmerksame Untersuchung nicht allein seiner Worte und Handlungen, sondern auch seiner geheimsten Gedanken, ihrer Entste-

hung,

hung, Fortgang, Dauer, Wiederholung, kurz, alles dessen, was in ihm vorgeht, selbst die nächtlichen Träume nicht ausgeschlossen; wobey man ihn recht genau beobachten, oft und zu allen Stunden befühlen und kneipen muß, daß es ins Leben geht. Denn es giebt verschiedene Laster, welche in uns verborgen liegen, und aus Mangel der Macht und Gelegenheit nicht sichtbar werden; gleichwie eine giftige Schlange, wenn sie von der Kälte erstarrt ist, ohne Gefahr in die Hände genommen werden kann. Ferner ist es auch nicht genug, seinen Fehler einzeln und für sich allein einsehen, und ihn zu verbessern suchen; sondern man muß seine Schwachheit und sein Elend überhaupt einsehen lernen, und eine allgemeine Besserung vornehmen.

Hauptvortrag und Abtheilung dieses ersten Buchs.

Wir müssen uns also in diesem ersten Buche ernstlich bestreben, den Menschen so kennen zu lernen, wie er in allem Verstande genommen, und von allen Seiten betrachtet, ist; ihm recht an den Puls greifen; mit dem Fühlrohre bis aufs Leben hineinfahren; mit dem Lichte und Sucheisen in der Hand in sein Innerstes hineingehen; in allen Löchern, Winkeln, Ecken, krummen Gängen, Höhlen und geheimen Oertern alles umstören und durchsuchen; und dieses aus guten Ursachen. Denn nichts ist listiger und verstellter, versteckter und geschminkter, als der Mensch, und er ist beynahe gar nicht zu ergründen. Wir wollen ihn daher auf eine fünffache Art betrachten, welche in folgendem Abrisse vorgestellt wird, und zugleich den summarischen Inhalt dieses Buches angiebt.

Fünffache Betrachtung
des Menschen und seiner ganzen Beschaffenheit.

I. Wie er an sich und überhaupt betrachtet werden kann;
   1. nach seiner allgemeinen Schilderung,
   2. nach seinen wesentlichsten fünf Eigenschaften, als Eitelkeit, Schwachheit, Unbeständigkeit, Elend, Eigendünkel.

II. Wie fern er mit andern Thieren verglichen werden kann.

III. Wenn alle Stücke, woraus er zusammengesetzt ist, in Erwägung gezogen werden, und zwar
   1. Der Körper, und was dahin gehört, als: Gesundheit, Schönheit, natürliche Sinne, Kleidungen.
   2. Die Seele mit ihren Kräften, als: Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Einbildungskraft, Meynung, Wille, Leidenschaften.

IV. Wenn man sein Leben im Ganzen ansieht.

V. Wie fern er von andern Menschen unterschieden ist;
   1. Nach den natürlichen Eigenschaften.
   2. Nach den Seelenkräften und Fähigkeiten.
   3. Nach den Aemtern und höhern oder niedern Ständen.
   4. Nach den Lebensarten und Handthierungen.
   5. Nach dem Vorzuge oder Nachtheile, den ein Mensch gegen den andern, entweder von Natur, oder durch Bemühung, oder vom Ohngefähre hat.

Erste Betrachtung
des Menschen an sich, und überhaupt.

Zweytes Kapitel.
Allgemeine Schilderung des Menschen.

Alle Schilderungen, welche die Weisen, und diejenigen, welchen die Menschenkenntniß ein angelegentliches Studium gewesen ist, vom Menschen gegeben haben, scheinen darinn übereinzustimmen, daß an ihm vier Dinge merklich gemacht werden, nämlich die Eitelkeit, die Schwachheit, die Unbeständigkeit und das Elend. Man nennt ihn: Raub der Zeit, Glücksball, Bild der Unbeständigkeit, Beyspiel und Ungeheuer von Schwachheit, Weg des Neides und Elendes, Traum, Gespenst, Asche, Dunst, Morgenthau, Blume, die nur aufblüht, um zu verwelken; Wind, Heu, Wasserblase, Schatten; Blat eines Baums, das vom Winde dahingewehet wird; unflätiger Same beym Anfange, Schwamm der Unreinigkeiten und Sack des Elendes beym Fortgange, Gestank und Würmerspeise beym Ausgange seines Lebens; kurz, das mühseligste und elendeste Geschöpf auf der Welt. Hiob, der erfahrenste Mann in dieser Materie, nicht allein nach der Theorie, sondern auch nach der Praxis, und nach ihm Salomo, haben ihn in ihren Schriften ausführlich beschrieben. **Plinius**, so kurz er sich auch ausdrückt, scheint sein Bildniß recht getroffen zu haben, wenn er sagt: **es sey nichts elenderes und zugleich hochmüthigeres, als der Mensch.** (a) Unter dem ersten

(a) Solum ut certum sit, nihil esse certi, nec miserius quicquam homine aut superbius. *Plinius.*

ersten Worte, elend, begreift er alle vorhin angeführte Schilderungen, und alles, was andere gesagt haben; mit dem andern Worte aber, hochmüthig, berührt er ein anderes und sehr wichtiges Hauptstück, und scheint mit beyden Worten alles gesagt zu haben. Diese zwey Stücke, Elend und Hochmuth, Eitelkeit und Eigendünkel, scheinen freylich einander im Wege zu stehen, und zuwider zu seyn. Allein so ein wunderliches und ungeheures Gewebe ist der Mensch.

Es ist schwer, den Menschen ganz und überhaupt richtig zu beschreiben; und es ist es um so viel mehr, weil er aus zwey ganz verschiedenen Theilen, als Seele und Leib sind, zusammengesetzt ist. Einige legen dem Körper alles bey, was man Böses vom Menschen sagen kann; und machen ihn, in Ansehung seiner Seele, über alles groß und herrlich. Es wird aber vielmehr alles Böse, was nicht nur im Menschen, sondern auch in der ganzen Welt ist, vom Geiste hervorgebracht; und es wird wirklich in der Seele ungleich mehr Eitelkeit, Unbeständigkeit, Elend und Eigendünkel angetroffen. **Demokrit** nennt daher die Seele eine verborgene Elendswelt, und **Plutarch** hat es in einer eigenen Schrift über diese Materie (*b*) gut bewiesen. Wir wollen also zum ersten den Menschen überhaupt, und an sich, nach folgenden fünf Stücken, nämlich der Eitelkeit, Schwachheit, Unbeständigkeit, Elend, Eigendünkel, welche seine natürlichsten und allgemeinsten Eigenschaften sind, betrachten. Die beyden letzten greifen ihn am empfindlichsten an. Uebrigens giebt es Sachen, die verschiedenen von den fünfen so gemein sind, daß man nicht recht weis, wohin man sie eigentlich rechnen soll; dieß gilt besonders von der Schwachheit und dem Elende.

(*b*) Lib. Utrum graviores morbi animi, quam corporis.

Drittes Kapitel.

Von der Eitelkeit.

Eitelkeit ist die wesentlichste und eigenthümlichste Eigenschaft der menschlichen Natur. Nichts, es heiße wie es wolle, Bosheit, Unglück, Unbeständigkeit, Unentschlossenheit, welches doch alles haufenweise bey dem Menschen anzutreffen ist, liegt so sehr in ihm, als das verächtliche Leere, die Narrheit und lächerliche Eitelkeit. **Demokrit** trafs immer besser, wenn er aus Verachtung gegen die Beschaffenheit des Menschen, über ihn lachte und spottete, als Heraklit, welcher weinte, und sich über ihn betrübte, wodurch er zu verstehen gab, daß er ihn schätze und hochachte. Und Diogenes, der gerade zu gieng, war immer klüger als Timon, welcher die Menschen hassete, und vor ihnen floh. Pindar, der den Menschen mit den beyden eitelsten Sachen in der Welt vergleicht, und ihn Traum und Schatten nennt, hat ihn mehr, als alle andere, nach dem Leben geschildert. Daher ist die große Verachtung gekommen, welche die Weisen gegen die Menschen immer gehegt haben. Wenn ihnen von einem großen Vorhaben, von einer edeln Unternehmung, nach dem Urtheile derer, die davon sprachen, gesagt wurde; so pflegten sie zu antworten: Die Welt wäre es nicht werth, daß man sich ihrentwegen so viel Mühe gäbe; (so antwortete Statilius dem Brutus, der ihm von der Verschwörung wider den Cäsar gesagt hatte;) der Weise müsse nichts, als nur um seinetwillen, vornehmen, und es wäre thöricht, wenn sich die Weisen um der Narren willen in Gefahr stürzen wollten.

Eitelkeit der Gedanken.

Diese Eitelkeit äußert und zeigt sich auf verschiedene Weise, zuvörderst in unsern Gedanken und Selbstunterhaltungen, welche oft so eitel, läppisch und lächerlich sind, womit wir aber gleichwohl viele Zeit hinbringen, ohne es zu merken.

Wir kommen auf Gedanken, halten uns lange dabey auf, und verlassen sie wieder, ohne es gewahr zu werden; welches eine doppelte Eitelkeit ist, und von einem großen Mangel der Aufmerksamkeit auf sich selbst zeuget. Da geht einer in einem Saale herum, und sucht seine Tritte, auf eine gewisse Art, nach den Steinen oder Brettern des Fußbodens abzumessen. Dort sinnt ein anderer lange und tief nach, wie er sich betragen würde, wenn er König, Papst oder sonst etwas wäre; da er doch weis, daß er es niemals werden kann, und speist sich also mit Winde, oder mit noch wenigerem; denn es sind Sachen, die nicht wirklich sind; und es auch nimmermehr werden. Und wieder ein anderer denkt nach, wie er seinen Körper, seine Gebärden, seine Stellung, seine Reden auf eine gezierte Weise einrichten will; ist deswegen sich selber gut; und glaubt, nichts müsse ihm besser anstehen, und alle würden Vergnügen daran haben. Welche Eitelkeit und welches thörichte Leere ist nicht ferner in unsren Begierden und Wünschen, aus welchen noch eitlere Einbildungen und Hoffnungen entspringen! Und alles dieses begegnet uns nicht etwa nur, wenn wir nichts zu thun haben, und vom Müßiggange betäubt sind; sondern oft selbst mitten unter unsern eifrigsten Geschäften. So natürlich und mächtig ist die Eitelkeit, und so stiehlt sie uns aus den Händen der Wahrheit, der Wesentlichkeit und Wirklichkeit der Sachen heraus, um uns mitten in den Wind und ins Nichts zu setzen.

Sorge, wegen des Zukünftigen.

Keine Eitelkeit aber ist größer, als die, daß wir uns so ängstlich um das bekümmern, was auf dieser Erde geschehen wird, wenn wir sie werden verlassen haben. Unsere Wünsche und Begierden gehen weit über uns und unser Daseyn hinaus, und wir treffen Verfügungen für die Zukunft, wann wir nicht mehr sind. Wir wünschen nach unserm

ferm Tode gelobt zu werden; kann eine Eitelkeit größer seyn? Es ist nicht Ehrliebe, wie man etwa denken möchte; denn diese ist ein Verlangen nach Ehre, die man erlangt und genießt. Wenn ein solches Lob unsers Namens den hinterlassenen Kindern, Verwandten und Freunden nützlich seyn, und etwas helfen kann; so mags noch seyn; so hats doch Nutzen. Allein eine Sache als ein Gut verlangen, die uns gar nicht angeht, und von der wir nichts empfinden, das ist eine bloße Eitelkeit; z. B. wenn Männer, die fürchten, ihre Weiber möchten nach ihrem Tode wieder heirathen, durchaus haben wollen, sie sollen Wittwen bleiben, und sich dieses in ihren Testamenten mit vielem Gelde erkaufen; indem sie ihnen einen großen Theil ihres Vermögens nicht anders, als unter dieser Bedingung vermachen. Was für eine thörichte Eitelkeit, ja oft Ungerechtigkeit ist das nicht! Das ist gerade das Gegentheil von dem, was jene großen Männer in den alten Zeiten thaten, welche auf ihrem Sterbebette ihre Weiber ermahnten, sich bald wieder zu verheirathen, und der Republik Kinder zu geben. Andere verordnen, man soll ihnen zu Liebe dieß oder jenes an sich tragen; oder dieß oder jenes an ihrem entseelten Körper thun. Es scheint fast, man wolle dem Leben noch lieber, als der Eitelkeit entsagen.

Eine andere Eitelkeit ist, daß wir in unsren Handlungen nur auf das Verhältniß, welches wir mit unsern Nebenmenschen haben, Rücksicht haben; und uns weniger darum bekümmern, was wir in Wahrheit, als was wir in den Augen der Welt sind. Dieß geht so weit, daß wir uns oft selbst bestehlen, uns unsrer Bequemlichkeiten und Güter berauben, und uns den größten Zwang anthun, nur gerade die Gestalt zu haben, welche die öffentliche Meynung verlangt. Und dieses gilt nicht nur von äußerlichen und leiblichen Dingen, vom Aufwande und von der Anlegung unsers zeitlichen Vermögens;

sondern auch von den Gütern der Seele, welche für uns ohne Nutzen zu seyn scheinen, wenn sie nicht von andern bemerkt, gelobt, und genossen werden.

Unruhige Beschäftigungen des Geistes.

Unsre Eitelkeit wird nicht nur in unsren Gedanken, Wünschen und Reden angetroffen; sondern sie bewegt, erschüttert, und martert auch die Seele und den Leib. Oft rühren und martern sich Menschen um geringfügige und nichsbedeutende Sachen mehr, als um große und wichtige Dinge. Wie oft wird unsre Seele von geringen Phantasien, Träumen, Schatten und leeren Einbildungen ohne allen Grund beunruhigt? Sie baut sich Schlösser in die Luft, und vertieft sich so darein, daß sie bald vom Zorne, bald vom Verdrusse, bald von Freude, und bald von Traurigkeit in Unruhe gesetzt wird? Die Erinnerung an einen zärtlichen Abschied rührt und betrübt uns mehr, als alle Reden von der wichtigsten Sache. Der Schall von Namen und Wörtern, die recht beweglich, und mit Seufzern und Ausrufungen ausgesprochen werden, dringt uns bis ins Leben, welches die rednerischen Betrüger und Windmacher recht gut wissen, und ausüben. Und von solchem Winde werden bisweilen die gesetztesten und standhaftesten Männer mit fortgerissen, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind; so viel Gewalt hat die Eitelkeit über den Menschen. Es können uns aber nicht nur geringe und unwichtige Sachen erschüttern, und unruhig machen; sondern auch sogar Unwahrheiten und Täuschungen, wenn wir es gleich (wer sollte es glauben?) wissen, daß sie es sind; welches so weit geht, daß wir uns selbst ein Vergnügen daraus machen, uns selbst zu hintergehen, und mit Unwahrheit und einem leeren Nichts zu speisen. Wir sind recht erfinderisch, uns selbst zu betrügen. (c) So sieht man Leute, die weinen, und sich betrü-

(c) Ad fallendum nosmetipsos ingeniosissimi sumus.

betrüben können, wenn sie Erzählungen hören, oder Trauerspiele sehen, von denen sie doch wissen, daß sie nur nach Gefallen ersonnen, und oft Fabeln sind, die nie wirklich waren. Und soll ich es sagen, daß mancher in eine häßliche, alte, schmutzige Person, von der er weiß, daß sie ihn nicht liebt, vernarrt, und bis zum Sterben verliebt ist, bloß weil sie schön geschminkt, und gemalt; eine gute Schwätzerinn ist, oder sonst mit einem betrüglichen Scheine prangt, dessen Falschheit er vollkommen kennt und deutlich einsieht?

Besuche und Höflichkeitsbezeugungen.

Um zu sehen, wie genau die Eitelkeit mit der menschlichen Natur verbunden, und daß sie nicht bloß ein persönlicher und einigen nur eigener Fehler ist, wollen wir von einzelnen Menschen zum gemeinen Leben fortgehen. Welche Eitelkeit und welcher Zeitverlust wird nicht bey Besuchen, Begrüßungen, Empfangen, gegenseitigen Unterhaltungen, Höflichkeitsbezeugungen, feyerlichen Anreden, Ceremonien, Anerbiethungen, Versprechungen und Lobeserhebungen angetroffen! Wie viel Hyperbeln, Heucheley, Falschheit und Betrug kömmt dabey nicht vor, und zwar mit dem besten Wissen aller, sowohl dessen, der sie giebt, als dessen, der sie empfängt oder mit anhört; so daß es scheint, man habe einen ordentlichen Handel und Vertrag zusammen gemacht, sich einander zu äffen, sich zu belügen, und zu betrügen! Hier muß einer, der weiß, daß man ihm auf die unverschämteste Weise etwas vorlügt, sich noch höflich dafür bedanken; dort muß ein anderer, der weiß, daß man ihm kein Wort glaubt, doch eine gesetzte Mine behaupten, und dreist fortlügen, indeß daß beyde auf einander warten, und beyderseits erwarten, wenn einer anfangen, oder der andere aufhören würde, und der eine so gern, als der andere, sich wegbegeben möchte. Wie viel Unbequemlichkeiten läßt man sich nicht gefallen! Man erträgt

Abendluft, Hitze, Kälte, stört seine Ruhe und macht sich das Leben sauer um solcher eiteln Höflichkeiten willen, ja man läßt wichtige Angelegenheiten für Wind fahren. Wir sind eitel auf Kosten unsers Wohlstandes, sogar unsrer Gesundheit, und selbst unsers Lebens. Das Zufällige tritt das Wesentliche zu Boden, und der Wind führt den Körper mit fort; so sehr ist man ein Sklav der Eitelkeit. Wer es anders machen wollte, würde für dumm und für einen Menschen gehalten werden, der gar keine Lebensart besäße. Solche Rollen recht spielen, heißt Geschicklichkeit; nicht eitel seyn, ist Dummheit. Da wir einmal auf die Materien und Gespräche des Umgangs gekommen sind; wie viel eitle, unnütze, falsche, fabelhafte, ersonnene Gespräche, der boshaften und schädlichen, die in dieses Fach nicht gehören, hier nicht zu gedenken, giebt es nicht! was fallen da nicht für Prahlereyen und eitle Aufschneidereyen vor! Man sucht es recht, und macht sich ein Vergnügen daraus, von sich und von dem, was uns angeht, zu sprechen. Wenn man glaubt, etwas gethan oder geredt zu haben, oder auch etwas zu besitzen, das man schätzt; so ist man nicht vergnügt, wenn man es nicht andere wissen, und sie es nicht fühlen lassen kann. Bey der ersten Gelegenheit erzählt man es, streicht es heraus, und setzt noch dazu, ja man wartet nicht einmal auf eine Gelegenheit, sondern sucht sie mit allem Fleiße. Es mag geredet werden, wovon nur will, so mengen wir uns auf eine vortheilhafte Art mit darunter; wir wollen durchaus, daß man uns, und alles, was wir hochschätzen, bemerken, und auch hochschätzen soll.

Oeffentliche und allgemeine Unruhen.

Um es aber noch mehr zu zeigen, was für ein großes Ansehen und welche Herrschaft die Eitelkeit über die menschliche Natur hat, wollen wir uns erinnern, daß die größten Erschütterungen der Welt, die allgemeinsten und fürch-

terlich-

terlichsten Stürme der Reiche und Staaten, Kriegsheere, Schlachten, Ermordungen, Processe und Zwietrachten, sehr geringe, lächerliche und eitle Ursachen gehabt haben. Man denke nur an die Kriege der Trojaner und Griechen, des Marius und Sulla, und an die daraus entstandenen Kriege zwischen Cäsar, und Pompejus, Augustus, und Antonius. Die Dichter haben dieß zu verstehen gegeben, da sie Asien und Griechenland, um eines Apfels willen, sich mit Feuer und Schwerte haben überziehen lassen. Die ersten Quellen und Ursachen sind ein Nichts; hernach vergrößern sie sich, zum Zeugnisse der menschlichen Eitelkeit und Thorheit. Oft thut ein Umstand mehr, als die Hauptsache, und geringe Nebenumstände rühren mehr und dringen tiefer ein, als die ganze Sache zusammen genommen selbst. Cäsars Rock machte mehr Bestürzung in Rom, als sein Tod, und die zwey und zwanzig Stiche, die ihm beygebracht worden sind.

Glück und Zufriedenheit.

Die höchste Stuffe der Eitelkeit des Menschen, ist endlich diese, daß er in eiteln und nichtigen Gütern, ohne die er gar wohl und bequem leben könnte, sein Glück sucht, und daran Vergnügen, und sanftes Behagen findet; um die wahren und wesentlichen Güter hingegen, sich wenig bekümmert. Seine Sache ist nur Wind. Sein Glück besteht nur in der Einbildung und im Traume. Man trift sonst nirgends dergleichen an. Gott hat alle Güter im Wesen, und das Böse nur in der Vorstellung. Der Mensch hingegen besitzt seine Güter nur mit der Einbildung, das Böse aber wesentlich. Die Thiere befriedigen sich nicht mit Einbildungen, sondern verlangen etwas Gegenwärtiges, Fühlbares und Wirkliches. Die Eitelkeit ist das Antheil des Menschen. Er läuft, schnaubt, martert sich fast zu Tode, flieht, verfolgt,

erhascht einen Schatten, bethet den Wind an, und ein Luftbläschen ist der Erwerb seines Tages.

Viertes Kapitel.

Von der Schwachheit.

Dieß ist das zweyte Hauptstück der Betrachtung und Erkenntniß des Menschen. Wie könnte auch die Eitelkeit anders, als schwach und hinfällig seyn? Solche Schwachheit wird von allen, die verschiedene von jedermann leicht zu bemerkende Dinge dahin rechnen, leicht eingestanden. Die Schwachheiten aber werden nicht einzeln, und auch nicht an den Sachen, wo sie sich äußern, gezeigt; dergleichen sind diejenigen, woben der Mensch eher stark, als schwach erscheint, als beym Begehren, Genießen und Brauchen der Sachen, die er hat, und welche sein sind; bey jedem Guten und jedem Bösen. Kurz, alle die Dinge, woben er sich rühmt, und worinn er stark zu seyn und etwas zu vermögen glaubt, sind gerade die eigentlichen Beweise seiner Schwachheit. Wir wollen dieses im Einzelnen noch deutlicher sehen.

Im Begehren und Wählen.

Was nun zuerst das Begehren anbetrifft, so kann der Mensch seine Zufriedenheit auf nichts Gewisses vestsetzen, und zwar eben wegen seiner Begierden und wegen seiner Einbildungskraft. Es steht nicht in unsrer Gewalt, zu wählen, was uns fehlt. Und wenn wir es gleich begehrt und auch bekommen haben; so befriedigt es uns doch nicht, und wir laufen mit offenem Munde unbekannten und künftigen Dingen nach. Je weniger die gegenwärtigen uns sättigen, desto höher halten wir die abwesenden. Man gebe dem Menschen völlig freye Hand, und setze ihn in den Stand, zu wählen, wegzuthun und vorzuschrei-

schreiben, er ist doch nicht im Stande, es so zu machen, daß es ihn nicht bald reue, daß er nicht etwas daran auszusetzen habe, etwas dazu, oder davon thun, oder etwas daran ändern wolle. Er verlangt etwas, das er nicht sagen kann; am Ende befriedigt ihn gar nichts, und er wird über sich selbst böse und verdrüßlich.

Im Genießen und Brauchen.

Noch größer ist seine Schwachheit im Genusse und Gebrauche der Sachen, und zwar auf sehr verschiedene Weise. Einmal, weil er nichts so bloß und einfach, wie es die Natur giebt, zu behandeln und zu seinem Dienste anzuwenden weiß. Es muß alles verstellt, geändert und verderbt werden, wenn es uns recht seyn soll. Weder die Elemente, noch die Metalle, noch irgend etwas ist in seiner rohen Natur zu unserm Gebrauche geschickt. Kein Gut, keine Wollust, kein Vergnügen kann ohne Vermischung mit Uebel und Beschwerlichkeit genossen werden. Mitten aus der Quelle der Annehmlichkeiten steigt etwas Bitteres mit hervor, das selbst bey den größten Freuden, Kummer machen kann (*a*). Die höchste Wollust wird stets von Seufzern und Klagen unterbrochen; und wenn sie auf den äußersten Grad der Vollkommenheit gestiegen ist; so ist sie Schwachheit, Ohnmacht, Mattigkeit. Ein großes und völliges Vergnügen hat mehr ruhigen Ernst, als lustige Fröhlichkeit. Die Glückseligkeit selbst, wenn sie nicht gemäßigt ist, wird zur Last (*b*). Ein alter Dichter sagte daher, Gott verkaufe uns alle Güter, die er uns zukommen ließe, das ist, er gäbe uns keines rein; sondern wir müßten ein jedes gegen ein gewisses Maß von Uebeln an uns handeln. Selbst die Traurigkeit

(*a*) Medio de fonte leporum surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.

(*b*) Ipsa felicitas, se nisi temperat, premit.

ist nicht ganz rein und ohne allen Zusatz von Vergnügen. So verschieden Mühseligkeit und Wollust auch von Natur seyn mögen; so sind sie doch durch ein gewisses natürliches Band mit einander verbunden: auch Weinen ist Wollust (*c*). So sind alle Dinge in der Welt gemischt, und mit etwas Entgegenstehendem versetzt. Die Bewegungen und Falten des Gesichts, welche zum Lachen dienen, dienen auch zum Weinen, wie uns die Maler lehren. Und wir sehen, daß das stärkste Lachen mit Thränen vermischt wird. Es ist nichts Gutes an uns, das nicht zugleich einigen Anstrich des Bösen an sich hätte, wie am gehörigen Orte gezeigt werden wird. So ist auch nichts Böses ohne etwas Gutes. Es ist kein Laster, das nicht einigen Vortheil gewähret (*d*). Unglück ist doch immer zu etwas gut. Im Menschen ist nichts Böses ohne Gutes, und nichts Gutes ohne Böses; alles ist vermischt, und es kömmt nichts rein in unsre Hände. Zudem, so greifen wir alles, was uns vorkömmt, ungeschickt an, und genießen es auch so. Unser Geschmack ist unentschlossen und ungewiß; er weiß nichts auf eine gute Art zu halten oder zu genießen. Hier hat die nie zu endigende Untersuchung über das höchste Gut ihren Anfang genommen. Die besten Sachen werden oft in unsren Händen, wegen unsrer Schwachheit, Verdorbenheit und Ungeschicklichkeit, schlecht; sie verderben; sie werden zu nichts, sie sind uns unnütze, bisweilen gar nachtheilig und schädlich.

Im Guten und Bösen.

Aber auch im Guten und Bösen, bey der Tugend und bey dem Laster zeigt sich die Schwachheit in vollem Maße. Der Mensch kann, wenn

(*c*) Labor voluptasque dissimillima natura, societate quadam naturali inter se sunt juncta: est quædam flere voluptas.

(*d*) Nullum sine auctoramento malum est.

wenn er auch gleich wollte, weder ganz gut, noch ganz böse seyn. Er ist zu allem untüchtig. Drey Punkte wollen wir hier erwägen. Erstlich: Man kann nicht alles Gute thun, nicht alle Tugenden ausüben; zumal da verschiedene Tugenden gar nicht beysammen stehen können, noch sich zusammen vertragen, als die Enthaltsamkeit einer ledigen Person und einer Wittwe, welche ganz verschieden ist; ingleichen die Ehelosigkeit und der Ehestand. Diese beyden, der Stand einer Wittwe und der Ehestand sind weit mühseliger und geschäftvoller, haben auch mehr Schwierigkeit und Tugend, als jene beyden, nämlich der jungfräuliche und eheloſe Stand, welche hingegen mehr Reinigkeit, Annehmlichkeit und Leichtigkeit haben. Hieher gehören auch die Standhaftigkeit bey der Armuth, dem Mangel und der Widerwärtigkeit, und die Standhaftigkeit im Glücke und im Ueberfluße, die Geduld beym Bettelstabe und die Wohlthätigkeit. Dieſes gilt noch mehr von den Lastern, welche einander ganz entgegen gesetzt sind. Tugend und Laster.

Zweytens: Man kann oft nicht alles thun, was eine Tugend fodert, ohne wider eine andere Tugend zu verstoßen, oder sie selbst zu beleidigen, zumal wenn sie sich selbst im Wege stehen. Daher kann man der einen nicht anders, als auf Kosten der andern Genüge leisten. Es muß immer ein Altar entkleidet werden, um den andern zu bekleiden. Das Vermögen des Menschen ist so arm und so schwach, daß es ihm unmöglich ist, eine sichere, allgemeine und beständige Vorschrift, wie man rechtschaffen seyn soll, weder zu geben, noch anzunehmen; oder auch sich so vorzusehen, daß die Mittel, das Gute zu thun, sich nicht oft selbst hinderlich werden sollten. Liebe und Gerechtigkeit sind einander zuwider. Wenn ich im Kriege meinen Freund oder Verwandten unter der feindlichen Parthey antreffe; so will

die Gerechtigkeit, daß ich ihn tödte, die Liebe hingegen, daß ich ihn verschone und errette. Wenn ein Mensch tödtlich verwundet ist, so daß kein Rettungsmittel mehr ist, und ihm nichts, als ein höchstschmerzhaftes Verschmachten, übrig bleibt; so wäre es ein Werk der Liebe, ihn vollends todt zu machen, welches aber von der Gerechtigkeit bestraft werden würde. Ja, an einem einsamen Orte, wo der Verdacht der Ermordung entstehen kann, bey einem solchen Menschen angetroffen werden, ob man ihm gleich damit den größten Freundschaftsdienst erweißt, ist höchstgefährlich, und es steht nichts weniger darauf, als sich von der Gerechtigkeit martern zu lassen, um wegen dieses Zufalls, an welchem man doch unschuldig ist, Rede und Antwort zu geben. So stoßen Gerechtigkeit und Liebe nicht allein an einander an, sondern stehen sich auch sogar im Wege und verhindern einander. **Das höchste Recht ist immer das höchste Unrecht** (*e*).

Drittens ist vornehmlich anzumerken, daß man sich oft genöthigt sieht, schlechte Mittel anzuwenden, um ein größeres Uebel zu vermeiden; oder auch um zu einem guten Endzwecke zu gelangen, so daß man oft Sachen, die nicht allein nicht gut, sondern sogar böse sind, billigen und rechtfertigen muß, gleich als wenn man, um gut zu seyn, ein wenig böse seyn müßte. Und dieses sieht man nicht allein bey der Polizey, und bey der weltlichen Gerechtigkeit; sondern auch bey der Religion selbst; welches deutlich genug beweißt, daß das ganze menschliche Gebäude aus schwachen Theilen zusammengesetzt ist.

Polizey. Wie viele böse Sachen trifft man nicht beym Polizeywesen an, welche erlaubt, und allgemein üblich sind, nicht nur, weil durch die Finger

(*e*) Summum jus summa semper injuria.

Finger gesehen und vieles zugelassen wird; sondern auch, weil es die Gesetze sogar billigen? Wir werden dieses noch am gehörigen Orte ausführen. Nach den Gesetzen werden Missethaten verübt (*f*). Um einen Staat oder eine Republik der überflüßigen oder zu sehr zum Kriegen geneigten Menschen zu entledigen, welche ihr, wie einem Körper die schlimmen oder zu vielen Feuchtigkeiten, zur Last fallen, läßt man sie auswandern und sich anderswo auf fremde Kosten versorgen, wie die Franken, Longobarden, Gothen, Vandaler, Tartarn und Türken gethan haben. Um einem bürgerlichen Kriege auszuweichen, unterhält man einen ausländischen Krieg. Lykurgus ließ die Spartanischen Sklaven, Heloten genannt, sich besaufen, um der spartanischen Jugend durch die groben Ungezogenheiten der Trunkenbolde, wovon sie Zuschauerinn war, einen Abscheu vor dem Laster der Trunkenheit zu erwecken, und sie zur Mäßigkeit zu gewöhnen. Die Römer stellten grausame Kämpfer und schreckliche Fechterspiele an, um das Volk zur Tapferkeit, und zur Verachtung der Gefahren und des Todes zu gewöhnen. Im Anfange nahmen sie Missethäter, hernach unschuldige Sklaven, und endlich Freygebohrne, dazu. Die Hurenhäuser in großen Städten, der Wucher, die Scheidebriefe, sowohl im mosaischen Gesetze, als bey andren Religionen und Nationen, sind zugelassen, um größeres Uebel zu verhüten.

Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit kann ohne einiges Unrecht weder bestehen, noch ausgeübt werden. Die verwaltende nicht; welches eben niemanden befremden wird. Denn da wird es schlechterdings nothwendig, und man kann nicht leben und zusammen handeln, ohne gegenseitigen Nachtheil, Verletzung und

(*f*) Ex senatus consultis & plebiscitis scelera exercentur.

Schade; und selbst die Gesetze gestatten es, wenn der Betrug nur nicht die Hälfte des wahren Werths übersteigt. Die strafende auch nicht. Denn sie gesteht ja selbst, daß das höchste Recht das höchste Unrecht ist, und daß jedes große Strafexempel etwas Unbilliges mit sich führt, welches aber nur einzelne Personen trifft, und durch den allgemeinen Nutzen vergütet wird (g). Plato drückt sich an verschiedenen Orten so aus, daß man sieht, er billige es, daß man mit List, und falschen Hoffnungen einer Begnadigung den Missethäter dahin zu bringen suche, daß er sein Verbrechen gestehe. Allein, das heißt auf einem ungerechten und betrüglichen Wege zur Gerechtigkeit gelangen wollen. Und was sollen wir von der Erfindung der Tortur sagen, die mehr eine Probe der Geduld, als der Wahrheit ist? Denn nicht allein der, welcher sie aushalten kann; sondern auch der, welcher sie nicht aushalten kann, werden die Wahrheit verbergen. Warum sollte der Schmerz mehr zwingen, das zu sagen, was ist, als das, was nicht ist? Denkt man, der Unschuldige werde geduldig genug seyn, die Folter auszustehen, warum sollte es der Schuldige nicht vielmehr seyn, bey dem es darauf ankömmt, sein Leben zu retten? Zur Entschuldigung pflegt man zwar vorzubringen, daß die Tortur den Schuldigen erschrecke, verzagt mache, und zum Geständnisse der Wahrheit treibe; den Unschuldigen hingegen nur noch mehr bestärke; man hat aber oft das Gegentheil hievon gesehen; und sie bleibt immer ein elendes Mittel, welches voller Ungewißheit und Zweifel ist. Was würde man nicht sagen und thun, solchen Martern zu entfliehen?

Tortur.

(g) Summum jus summa injuria: & omne magnum exemplum habet aliquid ex iniquo, quod contra singulos utilitate publica rependitur.

fliehen? Der Schmerz zwingt auch Unschuldige zum Lügen (*h*). Es geschieht daher, daß ein Richter, welcher die Tortur vornimmt, um keinem Unschuldigen das Leben zu nehmen, nur den Unschuldigen und wohl Gefolterten umbringen läßt. Viele tausend haben ihr Gewissen mit falschen Anklagen beschwert; und kurz, ist es nicht die größte Ungerechtigkeit und Grausamkeit, einen Menschen, wegen dessen Vergehen man noch ungewiß ist, zu foltern, und zu zerfleischen? Um ihn nicht ohne Grund hinzurichten, thut man ihm etwas noch ärgeres an, als den Tod. Wenn er unschuldig ist, und die Tortur aussteht, was hat er denn für Genugthuung wegen der ungerechten Folter? Er wird losgesprochen, und das ist alles. Zum Glücke ist die Tortur nicht allenthalben üblich, ob sie gleich nicht das ärgste Uebel ist, das die menschliche Schwachheit hervorgebracht hat. Das Mittel, welches das Christenthum verwirft, sonst aber sehr gewöhnlich war, da man die streitenden Partheyen, wenn die Wahrheit nicht zu entdecken ist, es durch den Zweykampf ausmachen läßt, scheint noch minder ungerecht und minder grausam zu seyn.

Religion, Opfer.

In der Religion sind die größten und feyerlichsten Handlungen weiter nichts, als beschämende Kennzeichen und Hilfsmittel der menschlichen Kränklichkeit. Man sehe die Opfer an, welche in den alten Zeiten der ganzen Welt, selbst den Israeliten, nach ihrer Religion, so ehrwürdig schienen, und noch an verschiedenen Orten in der Welt gebräuchlich sind, Opfer nicht allein von Thieren, sondern auch von lebendigen, sogar unschuldigen Menschen; kann man sich etwas Tolleres und Rasenderes vorstellen, als den Gedanken, mit Ermorden und Blutvergießen der

(*h*) Etenim innocentes mentiri cogit dolor.

der Thiere, Gott zu besänftigen und zu versöhnen? Gott muß nicht mit Blutvergießen verehrt werden; denn was kann die Ermordung der Schuldlosen für ein Vergnügen geben (*i*). Welche Thorheit, es für Gottesdienst zu halten, wenn man Gott etwas anbiethet und giebt; und nicht vielmehr, wenn man etwas von ihm verlangt und erbittet! Geben ist groß; nicht aber nehmen. Gewiß waren die Opfer im mosaischen Gesetze nicht in der Absicht befohlen, als hätte Gott Wohlgefallen daran, und als wären sie auf irgend eine Weise an sich selbst etwas Gutes; du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dir es sonst wohl gegeben haben; überhaupt Brandopfer gefallen dir nicht — Opfer und Speisopfer gefallen dir nicht — du willst weder Brandopfer noch Sündopfer — (*k*) sondern bloß um sich nach der menschlichen Schwachheit zu richten; denn mit kleinen Kindern kann man spielen. Die Buße wird so sehr empfohlen, und ist in der Religion eine Hauptsache; sie setzt aber die Sünde voraus, und ist ein Mittel dagegen. Ohne sie würde sie etwas Böses seyn; denn Reue, Traurigkeit und Betrübniß des Geistes ist etwas Böses. So ist auch der Eidschwur, welchen die Untreue und das Mißtrauen der Menschen verursacht hat, und welcher nun ein Mittel dawider ist, an sich selbst nichts Gutes, sondern nur ein Mittel wider das Böse. Diese Dinge sind etwas Gutes, in so fern sie nützlich und nothwendig sind; außerdem aber nicht. Sie sind gut,

Buße.

Eidschwur.

(*i*) Non sanguine colendus Deus: quæ enim ex trucidatione immerentium voluptas est? Seneca.

(*k*) Si voluisses, sacrificium dedissem, utique holocaustis non delectaberis . . . Sacrificium & oblationem noluisti, holocaustum pro peccato non postulasti . . . Psalm. 51, v. 18, 40, 7.

gut, wie das Nießen und die Arzney, gute Zeichen, die von einer bösen Ursache herstammen, Heilung des Bösen. Sie sind so etwas Gutes, daß es besser wäre, wenn sie gar nicht wären, und man derselben gar nicht bedürfte.

Ist der Mensch in Ansehung der Tugend schwach, wie wir eben gezeigt haben; so ist er es noch mehr in Ansehung der Wahrheit. Es ist doch etwas ganz besonderes, daß der Mensch natürlicher Weise die Wahrheit wissen will, und sich alle Mühe giebt, zu derselben zu gelangen, und gleichwohl sie nicht ausstehen kann, wenn sie sich ihm darstellt. Ihr Licht setzt ihn in Verwunderung, ihr Glanz erschreckt ihn, aber nicht durch ihre Schuld; denn sie ist sehr schön, liebenswürdig und den Menschen sehr zuträglich. Von ihr kann man noch füglicher, als von der Tugend und Weisheit sagen, daß, wenn sie könnte gesehen werden, sie alle Welt mit Liebe entzünden und an sich reißen würde. Aber hier offenbaret sich des Menschen Schwachheit, der solchen Glanz nicht ertragen kann, ja sogar durch ihn beleidigt wird. Oft wird der, welcher sie ihm zeigt, für einen Feind angesehen. Wahrheit erzeugt Haß (l). Es wird als ein feindlicher Angriff angesehen, wenn man ihm zeigt, was er so sehr wünscht und sucht. Der Mensch ist stark im Begehren, und schwach im Empfangen. Die zwey vornehmsten Mittel, welche er anwendet, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen, sind die Vernunft und die Erfahrung. Nun sind aber beyde so schwach und unzuverläßig: die Erfahrung aber am meisten, daß man gar nichts gewisses daraus nehmen kann. Die Vernunft hat so viele Gestalten, daß sie beständig sich verändert und immer schwankend ist, wie am gehörigen Orte weitläuftig wird gezeigt werden

Wahrheit.

(l) Veritas odium parit.

werden. Die Erfahrung nimmt nicht wenigere Gestalten an; denn die Begebenheiten sind immer verschieden. Nichts ist so allgemein in der Welt, als die Verschiedenheit; nichts so selten und so schwer, ja fast unmöglich, als die Gleichheit. Und wenn man die Unähnlichkeit nicht bemerken kann; so ist es Unwissenheit und Schwachheit. Dieß gilt von der ganzen und vollkommenen Aehnlichkeit sowohl, als von der Unähnlichkeit. Denn sie sind wahrhaftig alle beyde allenthalben anzutreffen. Es giebt keine Sache in der Welt, welche einer andern vollkommen ähnlich oder unähnlich wäre. Das ist eine sinnreiche Vermischung der Natur.

Alles bisher angeführte zeigt, wie groß die menschliche Schwachheit im Guten, in der Tugend und in der Wahrheit ist; sie ist aber (wer sollte es glauben) eben so groß im Bösen. Will der Mensch gleich böse seyn; so kann er es doch nicht so ganz seyn, daß er nichts dabey zu thun übrig ließe. Da sind immer innerliche Vorwürfe, furchtsame Betrachtungen, welche den Willen erweichen und schlaff machen, daß er immer noch etwas zu thun zurück läßt. Hiedurch ist es geschehen, daß viele ihren Untergang damit befördert haben, womit sie gedacht hatten, ihr Glück zu machen. Das ist Schwachheit und Thorheit; und solche Menschen haben Gelegenheit zu dem Sprüchworte, und zwar zu ihrer eigenen Schande, gegeben: **Wer einmal ein Narr seyn will, der sey es ganz.**

Im Bösen.

Im Verweisen und Abschlagen.

Wir wollen noch verschiedene andere Wirkungen und Beweise der menschlichen Schwachheit anmerken. Es ist Schwachheit auf beyden Seiten, nicht das Herz zu haben, einem andern etwas zu verweisen, und auch von andern nicht gern Verweise annehmen: denn was bey jenen schwach oder stark ist, ist es auch bey diesen. Nun ist es aber eine übertriebene Zärtlichkeit, um eines leichten

und

und schwachen Stichs willen, der nur das Ohr ein wenig berührt, und kneipt, sich oder andere eines so grossen Vortheils zu berauben. Dieser Thorheit ist eine andere gleich, wenn man nichts abzuschlagen vermag, da man doch Grund dazu hat, und auch keine abschlägige Antwort gelinde aufnehmen und ertragen kann.

Falsche Beschuldigungen und Verdacht.

Bey falschen Beschuldigungen und bösem Verdachte, welche außer Gericht vorkommen, und unter unsren Gesellschaften im Schwunge sind, zeigt sich eine doppelte Schwachheit. Die eine ist, wenn die Beschuldigten und in Verdacht gekommenen gar zu hurtig, sorgfältig und fast zu ehrgeizig sind, sich zu rechtfertigen und zu entschuldigen. Wen schreckt das Lügenmaul wohl sonst als den, der sich nicht rein weiß (*m*). Sich so vertheidigen, heißt seine Unschuld in Gefahr, und sein Gewissen und sein Recht aufs Spiel setzen. **Durch Gründe und Gegengründe gewinnt die Deutlichkeit** (*n*). Sokrates wollte sogar vor Gerichte weder sich selbst vertheidigen, noch sich vertheidigen lassen, und starb lieber, als daß er sich der Vertheidigung des großen Lysias bedient hätte. Die andere zeigt sich im Gegentheile, wenn der Beschuldigte, von dem man weiß, daß er Herz hat, sich gar nicht bemüht, sich zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, weil er sowohl die Beschuldigung, als den Beschuldiger verachtet, und beyde keiner Antwort oder Rechtfertigung würdig achtet, und sich die Schande nicht anthun will, in solchen Streit sich auch nur einzulassen, wie es die großen Seelen, besonders Scipio, etlichemal mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit gemacht haben; da indessen andere sich daran stoßen, und es entweder für Stolz und zugroßes Selbstvertrauen halten,

(*m*) Mendax infamia terret quem nisi mendosum?
(*n*) Perspicuitas argumentatione elevatur.

halten, und empfindlich darüber werden, daß er seine Unschuld zu sehr fühlt, und gar nichts nachlassen will; oder ihm sein Stillschweigen und seine Verachtung für Mangel an Herzhaftigkeit, für Mißtrauen auf sein eigenes Recht, und für Unvermögenheit, sich zu rechtfertigen, auslegen. O schwache Menschheit! Der Beschuldigte und in Verdacht gekommene mag sich vertheidigen oder nicht, so ist es Schwachheit oder Niederträchtigkeit. Wir wünschen ihm Muth, sich nicht zu vertheidigen; und wenn er ihn hat; so sind wir so schwach, uns darüber zu ärgern.

Weichlichkeit und Zärteley.

Ein anderer Beweis der Schwachheit ist, wenn man sich fauler und sklavischer weise an eine gewisse eigene Art zu leben gewöhnt. Das ist feige Weichlichkeit und einem wackern Manne unanständige Zärteley, wodurch man im Umgange lästig und unangenehm wird, auch leichter zum Bösen zu verführen ist, sobald der Fall kömmt, daß man seine Art zu handeln ändern muß. Es ist auch eine Schande, das, was andere unsers gleichen thun, nicht auch das Herz haben zu thun, oder nicht vermögend seyn, zu thun. Solche Leute müssen hinter den Ofen kriechen, und für sich bleiben. Die beste Art ist, sich in alles zu schicken, wenn es die Noth erfodert; sich sogar zufügen zu wissen, wo man es zu weit treibt, und das Herz und den Verstand haben, alles thun zu können, und doch nur das Gute zu thun. Es ist gut, Regeln anzunehmen; man muß sich aber nicht zum Sklaven davon machen.

Suchen in Büchern.

Zur Schwachheit scheint auch die so große, als gemeine Thorheit zu gehören, da man so sehr nach fremden Beyspielen und Anführungen aus Büchern trachtet; auf keine andere, als gedruckte Zeugnisse, etwas hält; keinem Menschen etwas glauben will, wenn er es nicht aus einem Buche beweist;

beweist; und nichts für Wahrheit gelten läßt, als was alt ist. Alle Narrheiten stehen im Ansehen, wenn sie nur gedruckt sind. Wenn wir aber Verstand, und Geschicklichkeit genug hätten, um Sachen, die täglich vor unsern Augen geschehen, zu sammeln, zu untersuchen, scharf zu beurtheilen, und sie in ihrem rechten Lichte anzusehen; so würden wir Wunder und erstaunliche Beyspiele daraus machen können, welche denen aus der alten Zeit im geringsten nichts nachgäben, die wir doch so sehr bewundern, und nur deswegen bewundern, weil sie alt, und geschrieben sind.

Beydes Aeusserste.

Noch ein Beweis der Schwachheit ist, daß der Mensch nur mittelmäßiger Dinge fähig ist, und nirgends das Aeußerste leiden will. Wenn sie klein und dem Ansehen nach gering sind; so verachtet und verwirft er sie als seiner unwürdig, und es ist ihm verdrüßlich sich bey ihrer Betrachtung aufzuhalten. Sind sie aber groß und in die Augen fallend, so fürchtet er sie, bewundert sie, und ärgert sich darüber. Das erste trifft vornehmlich die großen und feinen, das andere aber findet sich bey den schwächsten Seelen.

Sachen die schnell kommen.

Die Schwachheit zeigt sich deutlich auch beym Hören, Sehen, und plötzlichen Erzäugnissen neuer unvermutheter Sachen, die uns unversehens über den Hals kommen, und rühren; denn sie setzen uns in ein solches Erstaunen, daß wir dadurch der Sinne und der Sprache, ja bisweilen gar

Gleich beym Anblicke erstarrt er, alle Glieder werden ihm kalt, er sinkt, und fängt erst nach langer Zeit an zu reden (o).

des

(o) Diriguit visu in medio, calor ossa reliquit,
Labitur & longo vix tandem tempore fatur.

des Lebens beraubt werden. Dieses eräuget sich sowohl bey guten, als schlimmen Begebenheiten. Beyspiele von jenen sind, die Römische Matrone, welche vor Freude starb, als sie ihren Sohn von der Flucht wiederkommen sah, Sophokles und der Tyrann Dionysius; von diesen, Diodorus, welcher vor Schamröthe auf der Stelle todt blieb, als er ein Argument nicht auflösen konnte.

Noch gehört hieher etwas, das sich auf zwo ganz entgegengesetzte Arten äußert. Es giebt Menschen, die tapfer und heldenmäßig seyn wollen, und den Thränen und demüthigen Bitten anderer nicht widerstehen können; sondern sich dadurch überwinden lassen; es giebt hingegen wieder andere, die durch kein Flehen und Klagen zu erweichen sind; aber durch Standhaftigkeit und Entschlossenheit besiegt werden können. Daß jenes erstere von Schwachheit herkomme, ist keinem Zweifel unterworfen; man findet es auch gemeiniglich bey weichlichen und gemeinen Seelen. Das andere aber ist nicht so leicht, und wird doch bey allerley Leuten angetroffen. Der Tugend und einer männlichen und großmüthigen Stärke endlich nachgeben, scheint selbst ein Werk einer so starken, als edlen Seele zu seyn; und es verhält sich auch in der That so, wenn es aus Ehrfurcht und Hochachtung gegen die Tugend geschieht, wie beym Scanderbeg, welcher einen Soldaten zu Gnaden aufnahm, weil er sah, daß er entschlossen gewesen war, sich gegen ihn zu wehren; oder beym Pompejus, welcher den Mamertinern aus Achtung für die Treue ihres Mitbürgers, Zeno, verzieh; oder beym Kaiser Conrad, welcher dem Herzoge von Bayern, nebst den übrigen Belagerten, wegen der Großmuth ihrer Weiber, verzieh, welche sie aus seiner Gewalt rissen, und auf ihren Schultern aus der Stadt trugen. Wenn es aber nur aus Furcht und Schrecken vor dem Glanze der Tugend

gend geschieht, wie bey den Thebanern, welche den Muth fallen ließen, sobald sie den beklagten Epaminondas seine edlen Thaten erzählen, und ihnen ihre Undankbarkeit kühn vorwerfen hörten; so ist es Schwachheit und Niederträchtigkeit. Alexanders Handlung, da er den tapfern Entschluß des Betis, welcher mit der Stadt Gaza, worinn er Befehlshaber war, gefangen genommen wurde, verachtete, war weder Schwachheit, noch Heldenmuth, sondern Zorn, in welchem er weder Ziel, noch Maß halten konnte.

Fünftes Kapitel.

Von der Unbeständigkeit.

Der Mensch ist ein ganz wunderbar zerschiedenes und wandelbares Wesen, über welches es schwer ist, ein sicheres, und allgemeines Urtheil zu fällen; denn die Theile unsers Lebens sind gar zu unharmonisch, und einander zu sehr zuwider. Unsre meisten Handlungen sind nur Einfälle, oder Fälle des Ohngefährs. Unentschlossenheit auf der einen Seite, und auf der andern Unbeständigkeit und Unstätigkeit sind die gemeinsten und sichtbarsten Fehler der menschlichen Natur. Unsre Handlungen widersprechen einander oft auf eine so außerordentliche Weise, daß man es kaum als möglich denken kann, daß sie Waaren aus der nämlichen Bude seyn sollen. Wir folgen den Neigungen unsers Geschmacks, und gehen, wo der Wind der Gelegenheiten uns hinführt, nicht wie uns die Vernunft anweißt; es kann aber nichts gleiches herauskommen, wenn man nicht sichern Grundsätzen folgt (*a*). Auch unsre Lebensgeister und Säfte bewegen sich zugleich mit

(*a*) At nil potest esse æquabile, quod non a certa ratione proficiscatur.

den Bewegungen des Wetters: Die menschlichen Seelen fühlen den Einfluß, welchen Vater Jupiter seiner fruchtbarmachenden Sonne auf die Erde verleiht, und leiden gleiche Veränderung (*b*). Das Leben ist eine ungleiche, unregelmäßige und vielförmige Bewegung. Endlich treiben wir uns selbst um, und machen uns selbst unruhig durch die Unstätigkeit unsrer Lage. Jedermann ändert seine Entschließungen und Wünsche täglich. Bald will er eine Frau, bald nur eine Buhlerinn; bald will er regieren, und bald kann kein Bedienter dienstwilliger seyn, als er; hier wirft er das Geld weg, dort geizt er es zusammen; bald sieht er sparsam und gesetzt aus, bald aber verschwenderisch und eitel. Wir ändern unsere Gestalt immer. — Der Mensch verachtet, was er gesucht hat, sucht wieder hervor, was er neulich vorbeygelassen hat, lebt in stäter Gährung, und wird in seinem ganzen Leben nicht mit sich einig (*c*).

Unter allen Thieren ist keines so schwer zuerforschen und zuerkennen, als der Mensch; denn er ist das betrüglichste und verstellteste, das versteckteste und kunstreichste; er hat so viele Löcher und Schlupfwinkel, woraus er bald als Mensch, bald als Satyr hervortritt, und so viele Luftlöcher, aus denen er bald Wärme, bald Kälte herausbläst, und aus welchen immer eine

---

(*b*) Tales sunt hominum mentes, quali pater ipse Jupiter auctifera lustravit lampade terras.

(*c*) Nemo non quotidie consilium mutat & votum: modo uxorem vult, modo amicam, modo regnare vult, modo non est eo officiosior servus, nunc pecuniam spargit, nunc rapit, modo frugi videtur & gravis, modo prodigus & vanus; mutamus subinde personam.

Quod petiit, spernit, repetit, quod nuper omisit,
Aestuat & vitæ disconvenit ordine toto.

eine Menge Rauch geht. Alles sein Hin- und Herbewegen ist ein beständiges Irregehen. Am Morgen wird er gebohren; am Abend stirbt er; bald ist er in Banden, bald in Freyheit, bald ein Gott und bald eine Mücke. Er kann über die nämliche Sache lachen und weinen, ist vergnügt und mißvergnügt. Er will; und weis am Ende nicht, was er will.

Sechstes Kapitel.

Vom menschlichen Elende.

Elend, ein Eigenthum des Menschen.

Nun kömmt der Hauptzug in dem Gemälde des Menschen. Er ist, wie wir bisher gesehen haben, eitel, schwach, hinfällig, unbeständig im Guten, im Glücke, im Wohlstande; aber stark, dauerhaft, standhaft und abgehärtet für das Elend. Er ist das leibhaftige Elend selbst, und hiedurch kann man die Menschheit am kürzesten beschreiben; denn in ihm ist alles Elend, und außer ihm ist keines in der Welt. Elend seyn ist ein Eigenthum des Menschen; der Mensch allein und alle Menschen sind immer elend, wie man sehen wird. Wer alle Theile des menschlichen Elendes vorstellen wollte, der müßte sein ganzes Leben, nach seinem Entstehen, seinem Eintritte in die Welt, seinem Fortgange und Ausgange aus derselben durchgehen. Ich nehme mir daher diese Arbeit nicht vor; wann wollte ich auch damit fertig werden? Ueberdieß ist es auch eine gemeine Materie, die fast alle abgehandelt haben. Ich gedenke nur gewisse Punkte anzuführen, die nicht so gemein sind, nicht für Elend angesehen, oder doch wenigstens nicht genug empfunden und betrachtet werden, ob sie gleich für das größte Elend gehalten werden müßten, wenn man gehörig urtheilen könnte.

Bey des Menschen Anfange und Ende.

Das erste Stück und der erste Beweis des menschlichen Elendes ist dieses, daß seine Geburt verächtlich, garstig und niedrig, sein Ausgang aber aus der Welt, sein Tod und seine Auflösung herrlich, und ehrenvoll ist. Da also Schande bey seiner Entstehung und Ehre bey seinem Untergange ist; so scheint der Mensch ein Ungeheuer und widernatürliches Ding zu seyn. **Wir scheuen und schämen uns vor uns selbst** (*a*). Ich will hievon nur etwas weniges noch sagen. Das Geschäffte des Erzeugens, und Gebährens des Menschen ist schamvoll; alle Glieder, Zugänge, Zubereitungen, Werkzeuge, und alles, was dazu gehört, werden auch dafür gehalten, und haben ihre Namen vom Schämen; man hat in der ganzen Natur nichts schamvölleres. Allein das Geschäffte ihn umzubringen und zu ermordrn, ist ehrenvoll, und was dazu dient, rühmlich. Den Todten faßt man in Gold ein, und ziert ihn prächtig; man macht sich Schmuck daraus, trägt ihn an der Seite, an der Hand, auf den Schultern. Man hält es für unanständig, zuzusehen, wenn ein Mensch gebohren wird; jederman aber läuft herbey, und versammelt sich sowohl um das Sterbebette, als auf öffentlichen Plätzen, oder auf freyem Felde, um ihn sterben zu sehen. Man verbirgt sich, löscht die Lichter aus, um einen Menschen zu zeugen, und erzeugt ihn wie verstohlen; Pomp und Pracht aber ist bey seinem Untergange. Man zündet Lichter an, ihn sterben zu sehen; man thut ihn am lichten Tage ab; man bläst die Trompete, geht auf ihn los, und macht ein Bad von Menschenblute am hellen Mittage. Es giebt nur eine Art, Menschen zu erzeugen; ihn aber zu verderben und umzubringen, giebt es tausend Mittel, Erfindungen und Kunstgriffe. Man

hat

(*a*) Nostri nosmet pœnitet & pudet.

hat keinen Lohn, keine Ehre, keine Vergeltung für diejenigen bestimmt, welche die menschliche Gattung erzeugen, vermehren und erhalten können; alle Ehre, Hoheit, Reichthum, Würden, Reiche, Triumphe, Siegszeichen sind nur für die, welche ihn niederschlagen, betrüben, und verderben können. Die beyden vornehmsten Menschen in der Welt, Alexander und Cäsar, haben, wie Plinius sagt, ein jeder mehr als eine Million Menschen umgebracht, aber nicht einen hervorgebracht, den sie nachgelassen hätten. In den alten Zeiten wurden, bloß zum Vergnügen und Zeitvertreibe, vor den Augen des Volks, öffentliche Blutbäder von Menschen angestellt. Der Mensch, das geheiligte Geschöpf, wird zum Spaße und zur Lust umgebracht. Der Tod ist am Menschen Schauspiels genug. Unschuldige werden auf den Fechterplatz gebracht, Schlachtopfer des allgemeinen Vergnügens zu werden (*b*). Es giebt Nationen, welche ihre Geburt verfluchen und ihren Tod segnen. Was für ein ungeheures Thier ist das, welches Schrecken vor sich selbst erregt? Nichts vergleichen findet man bey Thieren, noch sonst irgendwo in der Welt.

Sich des Guten berauben.

Der zweyte Beweis des Elendes des Menschen ist, daß er die so schon kleinen und schwachen Freuden, die er noch hat, (denn reiner, großer und völliger ist er gar nicht fähig, wie wir bey Gelegenheit seiner Schwachheit gezeigt haben,) sich beschneidet, und ihre Anzahl sowohl, als ihre Süßigkeit, zu vermindern sucht. Welch Ungeheuer, das sein eigener Feind ist, sich selbst bestiehlt, und an sich selbst treulos handelt, dem seine Freuden

(*b*) Homo, sacra res, per jocum & lusum occiditur: satis spectaculi in homine mors est: innocentes in ludum veniunt, ut publicæ voluptatis hostiæ fiant. Seneca. Tertullianus.

zur Last sind, und das sich nur an sein Unglück hält! Es giebt Leute, welche der Gesundheit, der Munterkeit und der Fröhlichkeit, wie einer schädlichen Sache ausweichen. Wie elend sind die, derer Freuden Verbrechen sind (c)! Wir sind nur sinnreich, recht übel mit uns umzugehen; das ist es, worauf der ganze Sinn des Menschen gerichtet ist.

Sich Uebel bereiten.

Ja es geht noch weiter. Der Geist des Menschen ist nicht nur ein Freudenstörer, und Lustverderber, und ein Feind seiner natürlichen Triebe und erlaubten Vergnügungen, wie ich eben sagte; sondern er bereitet sich auch selbst Uebel zu. Er malt und stellt sich Dinge vor, er fürchtet, flieht und verabscheut sie, als die größten Uebel, welche doch auf keinerley Weise an und für sich und in der That Uebel sind, und die sonst kein Thier fürchtet; sondern die er sich nur durch seine Schlüsse, und in seiner Einbildung zu Uebeln schafft, als: nicht in hohen Ehren stehen, nicht groß und erhaben seyn, nicht große Güter besitzen; ingleichen: Hahnreyschaft, Kinderlosigkeit, Sterben. Denn, genau zu reden, ist nur der Schmerz ein Uebel, welches empfunden wird. Und wenn einige Weise diese Dinge zu fürchten scheinen; so geschieht es nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Schmerzens, welcher mit denselben verbunden ist. Dieser geht oft vorher, und ist der Vorläufer des Todes; bisweilen folgt er auch dem Mangel an Gütern, Ansehen und Ehre nach. Man nehme aber von diesen Dingen den Schmerz weg; so bleibt ein leeres Bild, das nur im Kopfe des Menschen sitzt, welcher sich etwas zu thun macht, damit er elend seyn möge; zu dem Ende außer den wahren Uebeln noch neue ersinnt; und also sein Elend fruchtbarer macht und erweitert, da er es

(c) O miseri, quorum gaudia crimen habent!

es vielmehr zu vermindern trachten sollte. Die Thiere sind frey von diesen Uebeln, und die Natur hält sie folglich auch nicht dafür.

Was den Schmerz anbetrifft, welcher das einzige wahre Uebel ist, so ist der Mensch ganz dazu gebohren und ganz dazu geschickt. Die Mexikaner pflegen ihre Kinder, sobald sie von Mutterleibe kommen, mit diesen Worten zu begrüßen: „Kind, du bist auf „die Welt gekommen, um zu leiden; leide also, dulde „und schweig.“ Daß der Schmerz dem Menschen natürlich ist; die Schmerzlosigkeit hingegen und das Vergnügen fremd sind, erhellt aus folgenden drey Sätzen. Alle Theile des Menschen sind der Schmerzen fähig, sehr wenige aber des Vergnügens. Die des Vergnügens fähigen Theile können doch nur eine oder zwo Arten davon empfinden. Alle Theile hingegen können eine große Menge ganz zerschiedener Schmerzen empfinden, als: Hitze, Kälte, Stechen, Stossen, Drücken, Kratzen, Wundwerden, Zerquetschen, Brennen, Mattigkeit, Ausdehnung, Beschwerung, Erschlaffung, und unzählige andere, die keinen eigenen Namen haben, die Schmerzen der Seele ungerechnet, so daß man sieht, der Mensch kann mehr ausstehen, als ausdrücken. Im Vergnügen kann der Mensch gar nicht lange aushalten. Das Vergnügen des Leibes ist wie Strohfeuer; wenn es anhielte, würde es Verdruß und Mißvergnügen erwecken. Die Schmerzen hingegen dauern sehr lange, und haben keine gewissen Zeiten, wie das Vergnügen. Es ist auch die Herrschaft und Gewalt des Schmerzens weit größer, allgemeiner, anhaltender, und mit einem Worte, natürlicher, als des Vergnügens.

Zum Schmerzen ist der Mensch gebohren und geschickt.

Diesen drey Sätzen kann man noch andere drey beyfügen. Schmerz und Mißvergnügen sind viel häufiger, und kommen öfter vor, als das Vergnügen, welches

sehr selten ist. Das Böse kömmt leicht von sich selbst, ohne gesucht zu werden; das Vergnügen kömmt nicht gern; es läßt sich suchen, und muß oft gekauft und theurer bezahlt werden, als es werth ist. Das Vergnügen ist niemals rein, sondern immer mit einiger Bitterkeit versetzt, und vermischt, so daß immer etwas Mißliches dabey ist; der Schmerz aber und das Mißvergnügen sind oft völlig rein. Ueber dieß alles ist noch das Schlimmste dabey, daß die äußerste Wollust und das größte Vergnügen uns nie so sehr rühren, als der geringste Schmerz. **Die Menschen sind träger, das Gute, als das Böse, zu empfinden** (*d*). Wir empfinden die vollkommenste Gesundheit nicht so, wie die kleinste Unpäßlichkeit. **Wenn der Körper nur ein wenig auf der Oberfläche verletzt wird; so fährt es gleich durch die ganze Haut, da indessen die Gesundheit niemanden rührt** (*e*).

Erinnerung und Vorherempfinden.

Es ist dem Menschen nicht genug, daß er wirklich und von Natur elend ist, und daß er sich über die wahren und wirklichen Uebel noch welche ersinnt, und falsche und eingebildete schmiedet, wie bereits ist gesagt worden; sondern er muß sie auch noch ausdehnen, länger machen, und die wahren sowohl, als die falschen, länger dauern und leben lassen, als sie können; so verliebt ist er in das Elend! Und dieses thut er auf mehr, als eine Weise. Erstlich mittels der Erinnerung des Vergangenen und zweytens durch Vorherempfinden des Künftigen. Es kann nicht fehlen, daß wir elend sind, weil unsre vorzüglichsten Güter, darauf wir uns viel zu Gute thun, Gedächtniß und Vorsichtigkeit, selbst Werkzeuge unsers Elen-

des

(*d*) Segnius homines bona, quam mala, sentiunt.

(*e*) Pungit in cute vix summa violatum plagula corpus, quando valere nil quemquam movet.

des werden. Wir ängstigen uns über das Künftige, wie über das Vergangene. Vieles Gute, das wir haben, wird uns schädlich; das Gedächtniß bringt die Folter der Furcht wieder herbey, niemand nimmt durch Vorsichtigkeit etwas vorher weg; man ist nur wegen des Gegenwärtigen elend (*f*). Ist es nicht eine große Begierde, elend zu seyn, wenn man nicht einmal warten kann, bis das Uebel kömmt, sondern geht und es aufsucht, und es herausfodert zu kommen? So machen es diejenigen, welche aus Furcht vor dem Tode sich selbst das Leben nehmen. Das heißt, aus Neugierde, oder Schwachheit und eitler Furcht sich der Uebel und Unfälle vorher bemächtigen, und sie vor Angst und Unruhe kaum erwarten können, worunter sogar solche sind, die vielleicht, wenns Glück gut ist, uns gar nicht treffen dürften. Solche Leute wollen vor der Zeit elend und zwar doppelt elend seyn; einmal durch die wirkliche Empfindung des Elendes, und hernach durch ein langes Vorherüberdenken desselbigen, welches oft hundertmal schlimmer als das Uebel selbst ist. Die Vorstellung greift stärker an, als der empfundene Schmerz (g). Das Wesen des Elendes daurt nicht lange genug, die Seele muß es noch verlängern, weiter ausdehnen, und vor der Hand schon sich damit unterhalten. Wer eher sich betrübt, als es nöthig ist, der betrübt sich mehr, als nöthig ist (*h*). Die Thiere nehmen sich vor solcher Thorheit und solchem Elende wohl

---

(*f*) Futuro torquemur & præterito; multa bona noſtra nobis nocent; timoris tormentum memoria reducit, providentia anticipat nemo. præſentibus tantum miſer eſt.

(g) Minus afficit ſenſus fatigatio, quam cogitatio.

(*h*) Plus dolet, quam neceſſe eſt, qui ante dolet, quam neceſſe eſt.

wohl in Acht, und können es der Natur nicht genug verdanken, daß sie nicht so viel Verstand, Gedächtniß und Vorsichtigkeit haben. Cäsar sagte, der beste Tod sey der unvermutheste. Und sicher hat die Vorbereitung zum Tode vielen mehr Quaal verursacht, als das Leiden des Todes selbst. Ich rede hier nicht von dem tugendhaften und philosophischen Bedenken des Lebensendes, welches die Härtung der Seele ist, wodurch sie vest und unüberwindlich bey allen Angriffen und Zufällen gemacht wird; hievon wird später geredet werden (*i*). Ich meyne nun jene ängstliche, oft falsche und eitle Furcht vor Uebeln, die kommen können, welche niederschlägt, und die ganze Schönheit und Heiterkeit der Seele, wie mit Rauche, schwärzt, und alle ihre Ruhe, und Freude stört. Es wäre allemal besser, sich unversehens überfallen zu lassen. Es ist auch leichter und natürlicher, gar nicht daran zu denken. Wir wollen aber einmal solches Vorherempfinden des Uebels gelten lassen. Ich sage, kurz und gut: Das ängstliche Sorgen, und Denken auf künftige Dinge, es geschehe nun aus Hoffnung, Verlangen, oder Furcht, ist allemal ein sehr großes Elend. Denn ausserdem, daß wir über das Künftige gar keine Gewalt, und noch weniger, als über das Vergangene haben, und es also, wie wir oben gesagt, zur Eitelkeit zu rechnen ist; so bleibt uns immer Böses, und Schade davon zurücke. **Ein unglückliches Gemüth ist es, das sich wegen der Zukunft ängstigt** (*k*); es raubt uns die Empfindung, und nimmt uns den ruhigen Genuß des gegenwärtigen Guten, und hindert uns, uns an demselben zu erquicken, und zu ergötzen.

Noch

(*i*) Buch III. Cap. 7.

(*k*) Calamitosus est animus futuri anxius.

Noch nicht genug. Damit es ihm ja niemals an Materie zum Elende gebreche, ja damit er immer Vorrath davon habe, giebt der Mensch sich viele Mühe, Ursachen und Nahrung des Elendes auszuforschen und aufzusuchen. Er verwickelt sich mit fröhlichem Herzen in Geschäffte, vor denen er, wenn sie sich ihm darböten, den Rücken kehren sollte. Aus unglücklicher Rastlosigkeit seines Geistes, oder um den Namen eines geschickten, geschäfftigen und einsichtvollen Mannes, das ist, eines Narren, eines Elenden zu haben, unternimmt und treibt er immer etwas Neues; oder mengt sich in anderer Leute Sachen. Kurz, er ist stark und unaufhörlich mit Sorgen und Gedanken beschäfftigt, die nicht allein unnütz und überflüßig, sondern auch gefährlich, mühsam und schädlich sind, martert sich mit dem Gegenwärtigen, macht sich über das Vergangene verdrüßlich, ängstigt sich wegen des Künftigen, und scheint nichts mehr zu befürchten, als nicht elend genug seyn zu können. Man kann ihm mit Recht zurufen: Armer Mensch, wie viele Noth stehst du nicht freywillig aus, da dir doch die Natur so schon genug auflegt! Doch der Mensch gefällt sich bey seinem Elende selbst; er hat den Eigensinn, das vergangene Uebel immer wieder ins Gedächtniß zurück zu bringen und wiederzukäuen. Es ist ihm gewöhnlich, zu klagen, und zuweilen macht er auch das Uebel und das Leiden größer, um schlechter und geringer Ursachen willen, und nennt sich den Elendesten unter allen; auch traurig seyn ist eine Art von Vergnügen (*l*). Allein, das ist noch ein größeres Elend, sein Elend mit aller Mühe recht groß vorstellen, als es nicht kennen und nicht empfinden. Der Mensch ist ein wills

Unruhiges Aufsuchen.

(*l*) Est quædam dolendi voluptas.

winselndes Thier, und hängt seinem Elende unmäßig nach (*m*).

Bey Mitteln wider das Elend.

Der Mensch ist also recht elend, natürlicher, und freywilliger Weise, in der That und in der Einbildung, aus Schuldigkeit, und aus Muthwillen. Er ist es nur allzusehr, fürchtet aber, es noch nicht genug zu seyn, und sucht und bemüht sich, es immer noch mehr zu werden. Wir wollen nun auch sehen, wie er es macht, wenn er ein gewisses Elend fühlt, und satt kriegt, (denn er wird nicht müde, auf allerley Weise elend zu seyn, ohne es zu merken,) um es los zu werden, und was für Mittel er dawider braucht. Er braucht sicher solche, die ihm lästiger sind, als das Uebel selbst, welches er heilen will; und wenn er daher eines Elendes los zu werden sucht, so verwandelt er es nur in ein anderes und vielleicht schlimmeres. Doch selbst diese Veränderung vergnügt ihn, oder tröstet ihn wenigst. Er denkt ein Uebel mit dem andern zu heilen; dieß kömmt von einer Meynung her, welche die Welt bezaubert hat, und immer elend erhält, daß nämlich nichts nützlich seyn kann, wenn es nicht mühsam ist. Nichts gilt etwas, wenn es nicht etwas kostet; die Leichtigkeit einer Sache ist ihm verdächtig. Ja dieß hat noch einen tiefern Grund. Es ist etwas außerordentliches, aber wahres, und welches beweißt, daß der Mensch recht elend ist, daß nämlich kein Uebel anders, als durch ein anderes Uebel vertrieben werden kann, es sey am Leibe, oder in der Seele. Die geistlichen Krankheiten sowohl, als die leiblichen, werden nicht anders, als durch Quälen, Schmerz, und Leiden geheilt; die geistlichen durch Bussen, Wachen, Fasten, härene Kleider, Gefängniß, Geisseln, welches alles

(*m*) Homo animal querulum, cupide suis incumbens miseriis.

alles wirklich schmerzen, und herb eingreifen muß. Denn, wenn es nur zum Vergnügen oder nach Bequemlichkeit geschähe, so thäte es keine Wirkung. So auch die leiblichen durch Arzneymittel, Schnitte, Brennen, strenge Lebensordnung, welches diejenigen recht gut fühlen, die sich nach den Vorschriften der Aerzte richten müssen. Auf der einen Seite plagt sie das Uebel, welches sie leiden; und auf der andern die Vorschrift, welche ihnen verdrüßlich fällt.

Elend der Seele.

Alles dieses angezeigte Elend ist nur körperlich; oder doch vermischt, und trifft Leib und Seele zugleich; steigt aber selten höher, als bis zur Einbildungskraft. Jetzt wollen wir das feinste, und geistigste Elend betrachten, welches das größte ist, weil es ein irrendes, und bösartiges, und obgleich thätiger und dem Menschen näher, doch weit weniger ihm merkbar ist, und nicht leicht von ihm erkannt wird. Auf solche Weise wird der Mensch immer mehr, und sohin doppelt elend. Denn er merkt nur das mittelmäßige Elend, und das große fühlt er gar nicht; ja man darf es ihm nicht einmal anzeigen, noch es berühren; so ganz vertieft darein und so unheilbar ist er. Will man ja im Vorbeygehen und ganz fein ihm etwas davon zu verstehen geben; so muß man nur wie von der Seite hinsehen, und nur vom weiten mit dem Finger darauf weisen, um ihm Gelegenheit zu geben, auch hinzusehen und darüber nachzudenken, weil er sonst von sich selbst gar nicht darauf kommen würde.

Des Verstandes.

Was nun erstens den Verstand betrifft, so ist es ein erstaunliches und erbärmliches Elend der menschlichen Natur, daß sie so ganz in Irrthume, und Blindheit steckt. Von den gemeinsten und gewöhnlichsten, ja sogar billigsten und mit Ehrfurcht angenommenen Meynungen, sind immer die meisten falsch und irrig, und was noch schlimmer ist,

meistens

meistens der menschlichen Gesellschaft nachtheilig. Und wenn auch einige Weise, derer aber sehr wenig sind, besser, als der große Haufe, denken, und richtig von solchen Meynungen urtheilen; so geschieht es doch bisweilen, daß sie von denselben mit hingerissen werden, wenn auch nicht von allen, doch von einigen und manchmal. Man muß sehr stark und standhaft seyn, wenn man nicht vom Strome will mit fortgerissen werden; und es gehört eine recht gute Gesundheit und gehörige Bewahrung derselben dazu, wenn jemand von einer so allgemeinen Seuche völlig unangesteckt bleiben soll. Die gemeinen und von jedermann mit Beyfalle und ohne Widerspruch angenommenen Meynungen sind wie ein reißender Strom, der alles mit fortnimmt. Ach, ihr Götter! welche dunkle Nacht bedeckt die menschlichen Seelen! Wie elend ist der Geist, wie blind der Verstand der Menschen! Ja in welcher Finsterniß, unter wie vielen Gefahren wird nicht dieß bischen Lebenszeit hingebracht (*n*). Es würde sehr weitläuftig werden, wenn man alle thörichte Meynungen, von welchen die Welt eingenommen ist, einzeln erzählen und mit Namen nennen wollte. Wir wollen aber doch einige hersetzen, von welchen am gehörigen Orte ausführlicher wird gehandelt werden.

1. Von Schmeicheleyen, und Rathschlägen nach ihrem Erfolge urtheilen, welcher doch gar nicht in unsrer Gewalt steht; sondern allein von Gott abhängt (*o*).

2. Alle Sachen, Sitten, Meynungen, Gesetze, Gewohnheiten, Gebräuche, als wild, und unthunlich ver-

---

(*n*) Pro ſuperi, quantum mortalia pectora cœcæ
Noctis habent! — —
O miſeras hominum mentes & pectora cœca!
Qualibus in tenebris vitæ quantisque periclis
Degitur hoc ævi quodcunque eſt? — Lucretius.

(*o*) S. B. 3. K. 1.

verurtheilen und verwerfen, ohne sie zu kennen, oder recht zu wissen, was sie sagen wollen, bloß weil sie uns ungewöhnlich sind, und von dem, was wir immer sehen und hören, abgehen (*p*).

3. Sachen, wegen ihrer Neuheit, Seltenheit, Ungewöhnlichkeit oder Schwierigkeit, welche vier Betrügerinnen bey gemeinen Seelen viel gelten, hochschätzen und empfehlen. Oft sind dergleichen Dinge gar nichts werth, wenn sie nicht etwa doch zu etwas gut und nützlich sind. Mit Recht wurde daher von einem Fürsten jener verachtet, der sich viel darauf einbildete, daß er in einer gewissen Entfernung Senfkörner durch ein Nadelöhr werfen könnte (*q*).

4. Ueberhaupt gehören hieher alle abergläubische Meynungen, womit Kinder, Weiber und schwache Köpfe vollgepfropft sind.

5. Personen nach ihrem Vermögen, Reichthume, Würden, Ehrenstellen schätzen, und diejenigen verachten, welche dergleichen nicht haben. Es ist, als wenn man ein Pferd nach Sattel und Zaume beurtheilen wollte (*r*).

6. Sachen nicht nach ihrem wahren, natürlichen und wirklichen Werthe, welcher oft innerlich und verborgen ist; sondern nach dem äußerlichen Anscheine und Glanze, und nach der gemeinen Sage schätzen.

7. Glauben, man räche sich recht an seinem Feinde, wenn man ihn tödtet. Denn indem man ihn gegen alles Uebel in Schutz und Sicherheit bringt, setzt man sich selbst demselben aus. Man nimmt ihm alle Empfindung der Rache, welches doch immer die hauptsächlichste Wirkung ist; dieß gehört mit zur Schwachheit.

8. Es

(*p*) S. B. 2. K. 8.
(*q*) S. B. 2. K. 10.
(*r*) Ebendaselbst.

8. Es für eine große Beschimpfung ansehen, und einen Menschen deswegen für elend achten, weil er ein Hahnrey ist; denn kann ich wohl eine größere Thorheit im Schließen begehen, als wenn ich eine Person, des Lasters einer andern wegen, das sie doch nicht billigt, minder hochschätze? Eben das kann man auch in Ansehung der Hurkinder sagen.

9. Sachen, die gegenwärtig und unser sind, und die wir ruhig genießen, gering achten; und sie höher schätzen, wenn man sie nicht hat, oder weil sie andere haben; gleich als wenn die Gegenwart und der Besitz ihren Werth verminderte, und das Nichthaben ihn erhöhete. Wir hassen die glückliche Tugend, und neidisch suchen wir sie, wenn sie unsern Augen entzogen wird (s). Ein Prophet gilt daher nirgends weniger, als in seinem Vaterlande. Selbst die Herrschaft und Gewalt erzeugt Geringschätzung dessen, was man unter sich und zu regieren hat; die Männer sehen ihre Weiber verächtlich an, selbst verschiedene Väter ihre eigenen Kinder. Willst du sie nicht mehr lieben, spricht ein witziger Kopf, so heyrathe sie. Des Nachbars Pferd, Haus und Bedienter gefallen uns besser, bloß weil sie einem andern, und nicht uns zugehören. Es ist etwas wunderbares, daß man die Sachen in der Einbildung höher schätzt, als in der Wirklichkeit, wie bey allen abwesenden und fremden Sachen zu geschehen pflegt, sowohl ehe man sie hat, als wenn man sie gehabt hat. Zur Ursache von beyden Fällen läßt sich angeben, daß, ehe man sie hat, man sie nicht sowohl nach ihrem eigentlichen Werthe, sondern nach dem schätzt, den man sich davon eingebildet hat, oder den andere davon angerühmet haben; und daß, wenn man sie

---

(s) Virtutem incolumen odimus, sublatam ex oculis quærimus invidi.

sie besitzt, man sie nur nach dem Vergnügen und Nutzen schätzt, welchen man davon zieht. Sind sie uns aber entzogen, so betrachtet und bedauert man sie ganz und überhaupt, da man sie vorher nur im kleinen und nach und nach stückweise genoß und gebrauchte. Denn man denkt, es ist noch immer Zeit genug, sie zu genießen, und wird kaum gewahr, daß man sie hat, und besitzt. Daher ist die Betrübniß über ihren Verlust größer, als das Vergnügen über ihren Besitz. Es ist aber hiebey eben so viel Schwachheit, als Elend. Wir haben nicht hinlängliches Vermögen zu genießen, sondern nur zu begehren. Ein anderer ganz entgegengesetzter Fehler ist, sich bey sich selbst und bey dem Seinigen so aufhalten und so damit zufrieden zu seyn, daß man es allen andern vorzieht, und sich nichts besseres denken kann. Wenn diese Menschen auch nicht weiser, als jene sind; so sind sie doch wenigst glücklicher.

10. Bey aller Gelegenheit eifrig thun, alles angreifen, alles übertreiben, und auf allem vest bestehen, wenn es nur einen guten und blendenden Schein der Gerechtigkeit, Religion, des allgemeinen Besten, und der Liebe des Publikums hat.

11. Traurig und betrübt thun; und über den Tod oder über einen Zufall eines andern weinen, und glauben, es sey ein Mangel der Liebe und Zuneigung, wenn man gar nicht, oder doch nicht sehr bewegt werde, das ist auch Eitelkeit (*t*).

12. Handlungen, die viel Lärmens, Aufhebens und Aufsehens machen, hochhalten und viel daraus machen; diejenigen hingegen verachten, welche anders verrichtet werden; und glauben, daß solche, die auf diese unbemerkte, ruhige und stille Weise geschehen, nichts bedeuten, und ohne Bewegung und Leben sind; kurz,

(*t*) S. K. 27.

die Kunst mehr achten, als die Natur. Immer wird das mehr angesehen und höher geachtet, was aufgeblasen, ausgestopft und künstlich verkleistert ist, was glänzt, lärmt, und die Sinne betäubt; das ist, Kunst ist; als was sanft, einfach, ungeschminkt, gewöhnlich, das heißt, natürlich ist. Jenes macht uns munter; dieses schläfert uns ein.

13. Ueber anderer Leute edle Thaten böse und schiefe Auslegung machen; und sie niederträchtigen, eiteln, oder lasterhaften Ursachen, und Gelegenheiten zuschreiben; wie diejenigen thun, welche die Ursache des Todes des jüngeren Cato in seiner Fucht vor dem Cäsar, wie Plutarch gern möchte; oder, wie andere, (noch thörichter) in seinem Ehrgeize zu finden glauben. Dieß ist eine große Krankheit der Urtheilungskraft, welche entweder aus Bosheit und Verdorbenheit des Willens und der Sitten herkömmt; oder aus Neid gegen diejenigen, welche besser, als sie sind; oder aus dem Fehler, nichts zu glauben, als was man auch machen kann, und andere nach seinem Maße zu messen; oder vielmehr daher, weil man zu schwach ist, und keine gehörig starken und gesetzten Augen hat, den Glanz der Tugend in ihrer ungekünstelten Reinigkeit ertragen zu können. So giebt es auch Menschen, welche ihren Witz und ihre Feinheit dadurch zu zeigen suchen, daß sie den Ruhm edler Thaten verstellen, und verdunkeln können, wobey sie aber mehr Bosheit des Herzens, als Geschicklichkeit verrathen; denn es ist eine sehr leichte, aber sehr schändliche Sache.

14. Noch ein Beweis vom geistigen Elende, welches aber sehr fein und nicht so leicht zu merken ist, mag dieses seyn, daß der menschliche Verstand, wenn er in seinem ordentlichen, ruhigen, stillen und gesunden Zustande ist, keiner andern, als gemeiner, gewöhnlicher, natürlicher und mittelmäßiger Sachen fähig ist. Um göttlicher

und

und übernatürlichen Sachen fähig zu werden, z. B. der Weissagung, der Prophezeyung, der Offenbarung, Erfindung, und, wie man sagt, des Zutritts in den Rath der Götter, muß er krank, verrückt, auſſer seinem natürlichen Zustande gesetzt, und wie verwirrt, und von Ausschweifung, Entzückung, Begeisterung oder Betäubung ergriffen seyn. Man weiß auch, daß die beyden natürlichen Wege, dazu zu gelangen, die Raserey und der Schlaf sind. Es ist also der Geist nie weiser, als wenn er närrisch ist, und nie munterer, als wenn er schläft. Sein bester Gang ist, wenn er über die queere geht; und er geht, fliegt und sieht nie höher, als wenn er niedergeschlagen und tief unten ist. Folglich muß er elend, abgespannt und außer sich seyn, wenn er glücklich seyn soll.

15. Könnte endlich wohl ein größerer Fehler der Beurtheilungskraft seyn, als wenn man sie verachtet, nicht übt, und nicht zu erhöhen trachtet; und ihr das Gedächtniß und die Einbildungskraft oder Phantasie vorzieht? Wenn man die großen, gelehrten und schönen Lobreden, Anreden, Vorlesungen, Predigten und Bücher betrachtet, die so geschätzt und bewundert werden, und von den größten Männern dieses Jahrhunderts herausgekommen sind, wovon ich doch einige, aber nur wenige, ausgenommen haben will; was findet man da anders, als eine Zusammenhäufung und Zusammenkettung von angeführten Stellen, eine Sammlung von aufgerafftem fremden Gute? Da ist Gedächtnißwerk, und verschiedene Lesart, und lauter leichte Sache, nur, daß dieß alles in Ordnung gebracht und abgeändet ist; und wie viele Bücher von der Art hat man nicht? Dabey trifft man etwa noch einen witzigen Ausdruck und eine angenehme Einkleidung an, welches ein Werk der Einbildungskraft ist, und das ist alles. Oft ist es nichts, als Eitelkeit, und nicht ein Zug ei-

ner großen Beurtheilungskraft, oder einer ausgezeichneten Tugend sticht darin vor. Es sind auch die Schriftsteller oft von ganz schwacher und recht gemeiner Beurtheilungskraft und im Willen verderbt. Wie viel annehmlicher hört man nicht einem Bauer oder einem Kaufmanne zu, der in seiner Landessprache spricht; und schöne Sätze und Wahrheiten ganz trocken und roh, ohne alle Kunst und Einkleidung vorbringt; und gute und heilsame Rathschläge ertheilt, welche eine gesunde, starke und richtige Beurtheilungskraft zur Quelle haben?

Des Willens.

Im Willen zeigt sich ein eben so grosses, ja noch größeres Elend. Die Arten dieses Elendes sind unzählbar; nicht zu zählen; wir wollen aber doch einige davon anzeigen.

1. Lieber rechtschaffen scheinen, als seyn wollen, auch es mehr gegen andere, als gegen sich selbst seyn.

2. Viel hurtiger und geneigter seyn, eine Beleidigung zu rächen, als für eine Wohlthat zu danken; welches sich so weit erstreckt, daß es uns schwer eingeht und verdrüßlich ist, dankbar zu seyn, hingegen Vergnügen und Vortheil zu seyn scheint, wenn wir uns rächen. Ein rechter Beweis einer bösartigen Natur. Dankbarkeit wird Last, und Rache wird für Gewinn angesehen (*u*).

3. Viel geneigter seyn zum Hassen, als zum Lieben, zum Schmähen, als zum Loben; lieber und mit mehr Vergnügen am Bösen, als am Guten seines Nebenmenschen nagen und sich laben; es viel höher anrechnen, wenn man davon redet; sich weitläuftiger ausbreiten, und seine Feder daran üben, wie man an allen den Schriftstellern, Rednern und Dichtern sieht, welche so sinnlos, wenn sie das Gute erzählen sollen, und beym

(*u*) Gratia oneri est, ultio in quæstu habetur.

beym Bösen so beredt sind. Worte, Erfindungen und Figuren sind beym Schmähen ganz anders, viel reicher, nachdrücklicher und bedeutender, als beym Loben und Rühmen.

4. Das Böse meiden und aufs Gute merken, aber nicht aus reinem und gutem Triebe, nicht wegen der natürlichen Ursache, und um des Guten selbst willen, sondern um irgend einer andern Absicht willen, bisweilen aus niederträchtiger Gewinnsucht und schändlichem Geize, bald aus eitlem Ehrgeize, aus Hoffnung oder Furcht, bald der Gewohnheit und der Gesellschaft wegen; kurz, nicht seinetwegen und blos aus Pflicht, sondern wegen irgend einer Gelegenheit oder irgend eines äußern Umstandes. Alle sind nur gelegentlich und zufälliger Weise ehrliche Leute. Daher sind sie es auch so ungleich, so verschieden, nicht immer, nicht beständig, nicht einförmig (*x*).

5. Denjenigen, welchen wir beleidigt haben, eben darum weniger lieben, weil wir ihn beleidigt haben. Man sollte es kaum glauben. Es geschieht nicht immer aus Furcht, er möchte sich an uns rächen; denn vielleicht liebt uns der Beleidigte darum nicht weniger; sondern deswegen, weil seine Gegenwart uns anklagt, und uns unser Vergehen und unsre Unbescheidenheit wieder ins Gedächtniß bringt. Wenn der Beleidiger darum nicht weniger liebt; so ist das ein Beweis, daß er nicht den Willen gehabt hat zu beleidigen. Denn gemeiniglich liebt der, welcher den Willen zu beleidigen gehabt hat, nach der Beleidigung noch weniger. **Wer beleidigt, verzeiht niemals** (*y*).

6. Ueber das Böse, das Leiden und die Gefahr anderer sich freuen, hingegen über ihr Gutes, ihre Be-

(*x*) S. B. 2. K. 3.

(*y*) **Chi offende, mai non perdonna.**

förderung und ihren Wohlstand mißvergnügt seyn können. Es versteht sich, daß es ohne alle Ursache, ohne eine gewisse Gemüthsbewegung, und besonders nicht aus Haß geschehen müsse; denn da ist es ganz etwas anders, welches in dem eigenen Laster der Person seinen Grund hat. Ich rede hier vom gemeinen und natürlichen Zustande, nach welchem, ohne irgend eine besondere Boshaftigkeit, die, welche am wenigsten böse sind, sich ein Vergnügen daraus machen, Leute auf der See in Gefahr schweben zu sehen; sich ärgern, wenn ihre Gefährten ihnen zuvorkommen, und das Glück jenen günstiger, als ihnen ist; lachen, wenn einem andern ein kleines Unglück begegnet. Dieses zeugt von einem bösen Same, der in uns liegt.

Beschluß des geistigen Elendes.

Um zu zeigen, wie groß unser Elend ist, sage ich endlich noch, daß die Welt mit dreyerley Menschen angefüllt ist, welche sowohl wegen der Anzahl, als wegen ihres Ansehens, einen großen Platz darinn behaupten; diese sind die Abergläubischen, die Formalitätenkrämer, und die Pedanten. Ob diese drey gleich den Gegenständen, den Triebfedern und den Schauplätzen nach, worauf sie sich zeigen, verschieden sind, z. B. hauptsächlich auf diesen dreyen, Religion, Handel und Wandel, Gelehrsamkeit; so sind sie doch alle von einem Schlage, schwache, verworrene, und schlecht unterrichtete Köpfe, sehr unglückliche Leute im Urtheilen, und mit einer fast unheilbaren Krankheit behaftet. Es ist vergebliche Mühe, durch vernünftige Vorstellungen diese Leute gescheid machen zu wollen; denn sie glauben die beßten und klügsten Menschen auf der Welt zu seyn, und der Eigensinn sitzt bey ihnen auf dem Throne. Wo diese Uebel einmal eingewurzelt sind, da ist wenig Hoffnung zur Genesung übrig. Was kann abgeschmackter und zugleich hartnäckiger seyn, als solche Leute? Zwey

Dinge,

Dinge, wie gesagt, verhindern sie, ihre natürliche Schwachheit, und die vorgefaßte Meynung von sich, daß sie alles recht und besser, als andere Leute machen.

Abergläubische.

Die Abergläubischen, jene Ehrenschänder Gottes, und Feinde wahrer Religion, bedecken sich mit dem Mantel der Frömmigkeit, des Eifers und der Liebe zu Gott, martern und quälen sich dabey mehr, als man von ihnen verlangt; glauben, viel damit bey Gott zu verdienen; ja denken, er müsse es ihnen sehr vielen Dank wissen, und bleibe wohl gar in ihrer Schuld. Was soll man mit solchen Leuten anfangen? Wenn man ihnen vorstellt, daß sie die Sachen zu weit treiben, und sie ganz von der unrechten Seite angreifen, weil sie sie nicht recht verstehen; so glauben sie es nicht, und sprechen, ihre Absicht sey gut, womit sie auch denken selig zu werden, und sie thäten alles aus heiliger Andacht. Ueberdieß wollen sie auch weder ihren Gewinn dabey, noch das Vergnügen, welches sie daraus schöpfen, nämlich daß Gott dadurch ihr Schuldner wird, fahren lassen (z).

Die Formalitätenkrämer halten sich ganz an die Rechtsformalitäten und an das Aeußerliche; und ob sie gleich nur ihren Leidenschaften und Begierden folgen, so halten sie sich doch für unschuldig und untadelhaft, weil sie nichts wider den Buchstaben der Gesetze thun, und es bey keiner Formalität versehen. Wie mancher Geizhals hat ganze Familien arm und elend gemacht, und sie bis zur Verzweifelung gebracht! Allein, er foderte nichts, als wovon er glaubte, daß es das Seinige wäre, und alles nur auf dem Wege des Rechts; wer will ihm beweisen, daß er Unrecht gethan habe? Ach, wie viele gute Werke werden unterlassen, und wie viele Missethaten begangen, und beydes unter dem

(z) S. B. 2. K. 5.

Mantel der Formalitäten, die man nicht merkt! So bestättigt sich das Wort immer mehr und mehr: Das höchste Recht ist das höchste Unrecht. Und man hat wohl mit Recht gesagt: Vor der Formalitätenkrämer Trug und List behüt uns, lieber HErr Gott (*a*)!

Pedanten.

Wenn die pedantischen Kläffer mit vielem Fleiße und vieler Mühe die Wissenschaft aus Büchern zusammen gebettelt und zusammen gestoppelt haben; so thun sie groß damit, und kramen sie mit vielem Stolze um Lohns und Gewinnsts willen aus, und machen sie bekannt. Giebt es aber wohl Leute in der Welt, die zu Geschäfften untauglicher, und zu irgend einer Sache ungeschickter, und doch zugleich für sich eingenommener und eigensinniger, als sie sind? In jeder Sprache und Nation sind Pedant, Studirter, Magister, Arten von Schimpfnamen, und etwas Dummes heißt ein Magisterstreich (*b*). Es sind Leute, deren Gedächtniß mit dem Wissen anderer angefüllt ist, die aber nichts eigenes haben. Ihre Beurtheilungskraft, Wille und Gewissen sind nicht mehr werth; sie sind ungeschickt, unklug und nichts weniger, als weise, so daß es scheint, die Wissenschaft diene nur, sie nicht allein dümmer, sondern auch zu unverschämtern Kläffern zu machen; sie würdigen ihren Geist herab, und erniedrigen ihren Verstand, blasen aber dafür ihr Gedächtniß auf. Hier sitzt das Elend, welches mir als das letzte beym Elende des Verstandes angezeigt haben (*c*).

Sieben-

(*a*) S. B. 2. K. 3.

(*b*) Im Originale steht: En toute langue & nation pedant, *clerc*, magister, sont mots de reproche, faire sottement quelque chose c'est le faire *en clerc*. Die vielfache Bedeutung des Worts *clerc* und der davon gemachten Redensarten, nöthigten mich zu dieser Uebersetzung und zu dieser Anmerkung. Der Uebers.

(*c*) S. B. 3. K. 13.

Siebentes Kapitel.
Vom Eigendünkel.

Nun kömmt der letzte und häßlichste Zug in dem Gemälde des Menschen, welcher die andere Hälfte der Beschreibung ist, welche Plinius von ihm macht. Er ist die Pest des Menschen und die Pflegmutter der unrichtigsten sowohl allgemeinen, als besondern Meynungen, gleichwohl aber ein natürlicher und ursprünglicher Fehler des Menschen. Wir müssen aber den Eigendünkel auf allen Seiten betrachten, von oben, von unten, und auf der Seite, einwendig und auswendig, in Absicht auf Gott, auf die hohen und himmlischen Dinge, auf die niedrigen, auf die Thiere, auf den Nebenmenschen und auf sich selbst, wobey alles auf diese beyden Stücke ankömmt, daß man sich zu hoch, und andere zu wenig schätzt, wie es dort heißt: **welche sich selbst vermaßen, und verachteten die andern** (*a*). Wir wollen von jedem Stücke besonders reden.

Eigendünkel.

In Absicht auf Gott.

Erstlich nun in Absicht auf Gott. Hier kömmt aller Aberglaube und Fehler in der Religion, oder falscher Gottesdienst daher, daß man Gott nicht hoch genug schätzt, nicht recht empfindet, und von der Gottheit nicht hohe und reine Meynungen, Begriffe und Vorstellungen genug hat. Ich verstehe das: **nicht genug**, nicht vom Verhältnisse zur Größe Gottes. Denn er ist unendlich, und kann in gar kein Verhältniß gebracht werden; und folglich ist es in dieser Absicht unmöglich hier **genug** zu thun. Nein, ich verstehe es nur vom Verhältnisse zu dem, was wir können und sollen. Wir winden und erheben unsern Geist nicht hoch genug, und schätz

(*a*) Qui in se confidebant & aspernabantur alios. Luc. 18.

schärfen seine Spitze nicht genug, wenn wir uns die Gottheit vorstellen. Doch was sage ich, nicht genug? Wir stellen sie uns gar zu niedrig vor. Wir leisten ihr einen sehr unanständigen Dienst, und gehen mit ihr verächtlicher, als mit gewissen Creaturen um. Von ihren Werken nicht allein, sondern auch von ihrer Majestät, ihrem Willen und ihren Urtheilen sprechen wir mit mehr Zuversicht und Dreistigkeit, als wir von einem Fürsten, oder andern vornehmen Manne sprechen würden. Es giebt verschiedene Menschen, welche sich dergleichen Dienst und Dankbarkeit verbitten, und sich für beschimpft und beleidigt halten würden, wenn man so niedrig redete, und ihren Namen so verächtlich anwendete. Man unterfängt sich, die Gottheit nach seinem Willen zu leiten, ihr zu schmeicheln, sie zu lenken, mit ihr sich zu vergleichen, ich mag nicht sagen, ihr die Spitze zu biethen, zu drohen, wider sie zu murren und ihr zu trotzen. Cäsar sagte zu seinem Steuermanne, er sollte sich nicht fürchten, ihn wider den Schluß und Willen des Himmels und der Gestirne auf seinem Schiffe zu führen, sondern sich darauf verlassen, daß er den Cäsar führe. Augustus war von einem Sturme zur See verschlagen worden; und weil er auf den Gott Neptun erbittert war, so ließ er bey der Feyerlichkeit der Schauspiele im Circus sein Bild aus der Reihe der übrigen Götter, unter denen es hieng, wegnehmen, um sich dadurch an ihm zu rächen. Wenn es blitzt und donnert, schießen die Thracier Pfeile gen Himmel, ihren Gott wieder in gehörige Schranken zu bringen. Xerxes ließ das Meer peitschen, und schrieb dem Berge Athos einen Fehdebrief. So erzählt man auch von einem christlichen Könige, einem Nachbar von Frankreich, er habe von Gott Stockschläge bekommen, weil er einen Schwur gethan, sich an ihm zu rächen, auch gebothen habe, man soll ihn binnen zehn Jahren nicht anrufen, ihm auch nichts von Gott sagen.

sagen. Verwägenes Geschlecht des Japetus! Nichts ist den Sterblichen zu viel. Aus Dummheit wollen wir selbst den Himmel stürmen, und machen es so arg mit unsren Freveltaten, daß Jupiter seine rächenden Donnerkeile nicht aus der Hand legen darf (*b*).

Wenn wir auch solche außerordentliche Ausschweifungen bey Seite lassen, bestättigt nicht jedermann nur allzudeutlich, das, was Plinius sagt, daß nichts elenderes und zugleich stolzeres zu finden sey, als der Mensch? Denn auf der einen Seite macht er sich die erhabensten und reichsten Vorstellungen von der Liebe, Vorsorge und Güte Gottes gegen den Menschen, als seinen einzigen Liebling; und auf der andern Seite dient er ihm auf die unwürdigste Weise. Wie lassen sich ein so schlechtes Leben und ein so elender Dienst auf der einen Seite, und auf der andern eine so erhabene Meynung und ein so rühmlicher Glaube zusammen reimen, und wie können beyde neben einander bestehen? Das heißt Engel und Mistthier zugleich seyn; und daher warf es auch ein großer Weltweiser den Christen vor, daß, wenn man sie reden hörte, nichts stolzeres und hochmüthigeres, in der That aber nichts niederträchtigeres und schlechteres, als sie, wäre.

Auf die Natur.

So bilden wir uns auch ein, daß wir Gott, der Welt, und der ganzen Natur sehr wichtig sind, und ihnen allen dreyen sehr am Herzen liegen, daß sie sichs unsertwegen sehr sauer werden lassen, um unsre Angelegenheiten sich gar sehr bekümmern, und sonst nichts zu thun, als nur für uns

zu

(*b*) Audax Japeti genus!
Nil mortalibus arduum,
Cœlum ipsum petimus stultitia, neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

zu sorgen haben; weswegen wir auch über Unfälle, die uns begegnen, so sehr erschrecken, welches man nicht deutlicher, als beym Tode, gewahr wird. Wenige Menschen fassen sich, und glauben, dieses sey ihre letzte Stunde, ja fast alle lassen sich alsdenn von der Hoffnung einwiegen. Dieses kömmt von der hohen Einbildung her, welche wir von uns selbst haben; wir machen zu viel aus uns, und glauben, die ganze Welt nähme Antheil an unserm Tode, und die Dinge in der Welt hätten uns so nöthig, als wir sie haben; oder sie wären sich selbst so unentbehrlich, als sie es uns sind. Wir glauben, es steige und falle alles mit uns; und wie denen, die auf der See fahren, der Himmel, die Erde und die Städte sich mit zu bewegen scheinen, so bilden auch wir uns ein, alles mit uns fortzureißen. Keiner von uns bedenkt es genug, daß er nur eine Einheit ist.

Auf den Himmel.

Hiernächst glaubt der Mensch, der Himmel, die Sterne, der ganze Lauf der himmlischen Körper, und die Bewegung der ganzen Welt wäre nur um seinetwillen gemacht. **So viele Götter um einer Person willen in Unruhe** (*c*). Aber wie lächerlich ist nicht der arme Elende! Er wohnt hienieden im untersten und schlechtesten Stockwerke dieser Welt, weit von dem Gewölbe des Himmels, im heimlichen Gemache und im Senkloche der ganzen Welt, mitten im Kothe und Unrathe, unter den häßlichsten Thieren; muß allen Auswurf und Unflath, welcher ihm von obenher auf den Kopf regnet und fällt, auffassen; lebt nur davon; und mit der Bestimmung, alle Zufälle zu erdulden, die ihm von allen Seiten begegnen; und kann sich doch bereden, er wäre der Herr, welcher über alles befehlen könne, und alle Creaturen, selbst jene großen leuchtenden unveränderlichen Himmelskörper, derer geringste Kraft er nicht wissen kann, und die er zu bewundern ganz hingerissen

(*c*) Tot circa unum caput tumultuantes divos.

sen wird, schwebten nur um seinetwillen, und zu seinem Dienste da. Und weil er, bey seiner Hinfälligkeit, sein Leben, seinen Unterhalt, und seine Bequemlichkeiten von den Strahlen, dem Lichte und der Wärme der Sonne, vom Regen und andern Ausflüssen des Himmels und der Luft erbettelt; so will er behaupten, er genieße den Himmel und die Elemente, gleich als ob alles nur für ihn gemacht wäre, und sich nur um seinetwillen bewegte. In diesem Verstande könnte der Vogel eben das, und vielleicht mit mehrerem Rechte, und mehrerer Beständigkeit, auch von sich sagen. Denn der Mensch, dem so oft Beschwerlichkeiten von obenher zukommen, und welcher von dem allen nichts in seiner Gewalt hat, noch etwas davon versteht, ist in beständiger Aengstlichkeit, Besorgniß und Furcht, diese höhern Körper möchten sich einmal nicht recht bewegen, oder ihre Bewegung möchte ihm nicht zur gesetzten Zeit kommen, und ihm daher Unfruchtbarkeit, Krankheiten und lauter widrige Dinge verursachen, und zittert deswegen unter seiner Last; da hingegen die Thiere alles, was von obenher kömmt, ohne Unruhe, ohne Furcht vor dem, was geschehen wird, und ohne Klagen über das, was geschehen ist, wie der Mensch unaufhörlich thut, empfangen. Wir sind nicht die Ursache, warum die Welt immer Sommer und Winter hervorbringt. Diese Dinge haben ihre eigenen Gesetze, nach welchen göttliche Sachen verrichtet werden. Wir machen zu viel aus uns, wenn wir uns für würdig halten, daß solche große Bewegungen unsertwegen vorgehen sollten. Wir haben keine so große Verbindung mit dem Himmel, daß auch jene Gestirne unsers Schicksals wegen glänzen sollten (*d*).

Was

(*d*) Non nos cauſſa mundo ſumus, hyëmen æſtatemque referendi: ſuas iſta leges habent quibus divina exercentur. Nimis nos ſuſpicimus, ſi digni nobis videmur, propter quos tanta moveantur. Non tanta cœlo nobiſcum ſocietas eſt, ut noſtro fato ſit ille quoque ſiderum fulgor. *Seneca.*

Auf die Thiere.

Was die niedern irdischen Dinge, nämlich die Thiere, anbelangt; so sind sie den Menschen so verächtlich und geringschätzig, als wenn sie ganz und gar nicht eben denselben Herrn und Schöpfer hätten, und nicht mit ihm von einerley Mutter, der Natur, wären, und zu einer Familie gehörten, ja als wenn sie ihn gar nichts angiengen, und auf keinerley Weise mit ihm im Verhältnisse stünden. Deswegen vergißt er sich auch so, daß er sie mißbrauchen und Grausamkeiten an ihnen ausüben kann, welches Unrecht immer auf den gemeinschaftlichen und allgemeinen Herrn zurückfällt, welcher sie geschaffen hat, für sie sorgt, Gesetze zu ihrem Beßten und zu ihrer Erhaltung gegeben, und sie in gewissen Stücken mit Vorzügen begabt hat, oft auch die Menschen auf sie, als ihre Lehrer, verweißt; doch dieses gehört in das folgende Kapitel.

Auf den Menschen selbst.

Endlich und hauptsächlich muß dieser Eigendünkel im Menschen selbst betrachtet werden, das heißt, in Absicht auf ihn selbst und auf seine Nebenmenschen, innerlich nach dem Wachsthume seiner Beurtheilungskraft und seiner Meynungen, und äußerlich nach seiner Verbindung und nach seinem Umgange mit andern. Hier haben wir drey Dinge, als drey Hauptstücke, die aus einander folgen, zu betrachten, worinn die Menschheit ihre thörichte Schwachheit und ihren närrischen Eigendünkel recht zeigt.

Drey Grade des menschlichen Eigendünkels.

Glauben und Mißglauben.

Erstens: beym Glauben und Mißglauben, wo zwey entgegengesetzte Fehler, welche unter den Menschen sehr gewöhnlich sind, bemerkt werden müssen. Der erste und gemeinste ist die Leichtsinnigkeit, (denn wer leicht glaubt, der hat ein leichtsinniges

ges Gemüth (*e*),) und zugroße Bereitwilligkeit zu glauben, und alles gleich anzunehmen, was mit einigem Scheine und Ansehen vorgebracht wird. Dieses kömmt von der kindischen Einfalt, Weichlichkeit und Schwachheit des gemeinen Volks, und der weibischen, kränklichten, abergläubischen, alles anstaunenden, und unverständig eifernden Seelen her, welche jeden Eindruck leicht, wie Wachs, annehmen, sich bey den Ohren greifen und hin und her führen lassen. Daher sieht man, wie sich die Welt zu Meynungen und Glauben, nicht aus Wahl und Ueberlegung, sondern sogar und noch vor den Jahren der Ueberlegung, durch Landesgewohnheit, oder den in der Jugend erhaltenen Unterricht, oder durch ein Ohngefähr, wie von einem Sturme fortreissen läßt, und an ihnen so kleben bleibt, an sie so verpfändet, und so zu ihrem Sklaven gemacht wird, daß er sich nicht wieder losreissen kann. Wie vom Sturme verschlagen bleiben sie an jeder Lehre, die ihnen vorkömmt, wie an einem Felsen, hängen (*f*). So wird die Welt geleitet; wir trauen darauf, und verlassen uns immer auf andere. Jedermann will lieber glauben, als urtheilen; der Irrthum geht aus einer Hand in die andere, treibt uns um, und reißt uns fort; selbst die Gewohnheit, Beyfall zu geben, wird gefährlich und unsicher (g). Gleichwohl ist diese pöbelmäßige Leichtgläubigkeit, so gewiß sie auch in der That nur Schwachheit ist, doch nicht ganz ohne Eigendünkel.

(*e*) Qui cito credit, levis corde est.

(*f*) Veluti tempestate delati ad quamcunque disciplinam, tanquam ad saxum, adhæresçunt.

(g) Unusquisque mavult credere, quam judicare; versat nos & præcipitat traditus per manus error; ipsa consuetudo assentiendi periculosa & lubrica.

dünkel. Es heißt doch immer viel unternehmen, so leicht zu glauben, daran hängen zu bleiben, und etwas für wahr und gewiß zu halten, ohne zu wissen, wovon eigentlich die Rede ist, oder sich genau nach den Quellen, Gründen, Folgen und Namen der Wahrheit zu erkundigen. Man sagt wohl: woher kömmt dieß? wie geht das zu? Man setzt immer voraus, daß es wahr sey, und ist doch ganz und gar nichts daran. Man erwägt und handelt die Ursachen und Wirkungen von tausenderley Sachen ab, die niemals waren, und woran das für und wider falsch ist. Wie viel nichtige, falsche und erlogene Wunder, Erscheinungen und Offenbarungen sind nicht in der Welt angenommen worden, die niemals da waren! Und warum will man eine Sache für wunderbar, übermenschlich und übernatürlich halten, wenn man ihre Richtigkeit bestreiten und zeigen kann, daß alles durch menschliche und natürliche Mittel geschehen ist? Wahrheit und Lügen haben Gesicht, Stellung, Anzug und Gang überein, und wir sehen sie beyde mit einerley Augen an. Wahres und Falsches gränzt so nahe an einander, daß ein weiser Mann es nie wagen sollte, sich an einen steilen Ort zu begeben (*h*). Von einem Menschen muß man nicht mehr, als was menschlich ist, glauben, es wäre denn, daß es durch übernatürlichen und übermenschlichen Beyfall bestätigt würde, welches denn Gott selbst ist, dem man allein glauben darf, was er sagt, weil er es sagt.

Der entgegengesetzte Fehler ist eine dumme und kühne Unbesonnenheit, alles als falsch zu verurtheilen und zu verwerfen, was man nicht versteht, was nicht gefällt, und nicht nach unserm Geschmacke ist. Dieß ist eine Eigenschaft derer, welche eine gute Meynung von sich selbst

(*h*) Ita sunt finitima falsa veris, ut in præcipitem locum non debeat se sapiens committere.

selbst haben, und sich für fähige und gelehrte Köpfe ausgeben, besonders der Ketzer, Sophisten und Pedanten. Denn weil sie es fühlen, daß sie einigen Scharfsinn haben, und etwas weiter sehen, als der gemeine Haufen, so maßen sie sich das Recht und das Ansehen an, alles zu erklären, und alles zu entscheiden. Dieser Fehler ist weit größer und häßlicher, als der erste. Denn es ist rasende Thorheit, sich einzubilden, man wisse, wie weit die Möglichkeit, die Kräfte und die Schranken der Natur, das Maaß der Macht und des Willens Gottes gehe, und alles vor seinen und seiner Tüchtigkeit Richterstuhl ziehen wollen, was an Sachen wahres und falsches ist, und alles, was dazu gehört, sie so und mit solcher Dreistigkeit und Zuversicht zu erklären und zu entscheiden. Ihr gewöhnliches Gewäsche ist: Es ist falsch, unmöglich, abgeschmackt. Wie viele Sachen giebt es nicht, die wir zu einer Zeit als unmöglich mit Hohngelächter verworfen haben, und die wir hinterher genöthigt gewesen sind einzugestehen, ja außer denen wir noch viel unglaublichere haben glauben müssen? Hingegen wie viele andere haben wir nicht für Glaubensartikel gehalten, die hernach weiter nichts, als offenbare Lügen waren?

Zweytens: beym Behaupten und Verwerfen, da man zuversichtlich und eigensinnig etwas behauptet oder verwirft, was man leichtsinnig geglaubt oder bezweifelt hat. Dieser zweyte Fehler folgt gemeiniglich auf den ersten, und fließt auch daraus her. Er setzt zu dem ersten noch den Eigensinn hinzu, und so wächst der Eigendünkel, und wird immer größer. Die Leichtgläubigkeit verhärtet sich mit der Zeit, und artet in unüberwindlichen und aller Besserung unfähigen Eigensinn aus; ja, es kömmt endlich so weit, daß man Sachen desto mehr behauptet, je weniger man davon weiß und versteht, und durchaus von allen Dingen im entscheidenden Tone spricht. An

Behaupten und Verwerfen.

Dinge, welche sie nicht verstehen, glauben die Menschen stärker. Der menschliche Witz ist so ausschweifend in seinem Bestreben, daß Dinge um so viel lieber geglaubt werden, je dunkler sie sind (*i*). Rechthaberey und Eigensinn sind ja immer die gewöhnlichen Kennzeichen der Dummheit und Unwissenheit, mit Narrheit und unverschämtem Stolze verbunden.

Ueberreden wollen.

Drittens: beym Ueberreden wollen, welches auf beydes folgt, und der Gipfel des Eigendünkels ist; da man das, was man selbst glaubt, in Ansehen bringen, und es von andern angenommen wissen will, ja es ihnen mit Gewalt aufdringt, daß sie schuldig seyn sollen, es zu glauben, und sich ja nicht unterstehen, daran zu zweifeln. Welche Tyranney! Wer etwas glaubt, meynt, er thue ein gutes Werk, wenn er es auch andern einredet; und zu dem Ende trägt er kein Bedenken, von seiner Erfindung so viel hinzuzuthun, als er zu seiner Absicht für dienlich erachtet, und für nothwendig ansieht, den Mangel zu ersetzen, und den Widerstand zu überwinden, welchen er in den Vorstellungen anderer vermuthet. Für nichts sind die Menschen gemeiniglich mehr eingenommen, als für die allgemeine Aufnahme ihrer Meynungen. **Niemand irrt nur für sich, sondern er wird auch andern Ursache und Bewegungsgrund zum Irrthume** (*k*). Wo das gewöhnliche Mittel fehlt, da fügt man Befehle, Gewalt, Feuer und Schwert hinzu. Dieser Fehler ist den Dogmatikern und denen besonders eigen, welche gern regieren und der Welt Gesetze vorschreiben wollen. Um nun dieses ins Werk zu richten, und den Glauben anderer zu unterjochen, bedienen sie sich zwey Mittel. Mittels

---

(*i*) Majorem fidem homines adhibent iis, quæ non intelligunt. Cupiditate humani ingenii lubentius obscura creduntur.

(*k*) Nemo sibi tantum errat, sed aliis erroris causa & autor est.

Mittels des ersten führen sie allgemeine Sätze ein, welche sie Grund- und Vordersätze nennen, und sagen, es sey nicht erlaubt, daran zu zweifeln, oder darüber zu streiten. Auf diese bauen sie hernach alles, was ihnen beliebt, und führen so die Welt, wohin sie wollen. Das ist eine Betrügerey, wodurch die Welt mit Irrthümern und Lügen angefüllt wird. Und wenn man sich nun darüber macht, und diese Grundsätze untersucht; so wird man eben so viel, und noch mehr Schwäche und Falschheit darin finden, als in allem, was sie daraus ziehen und herleiten wollen; ja man wird an den entgegengesetzten Behauptungen eben so viel Wahrscheinlichkeit finden. Es hat zu unsren Zeiten Männer gegeben, welche die Grundsätze und Regeln der Alten in der Sternkunde, Arzneykunst, Feldmeßkunst, und in der Natur und Bewegung der Winde verändert und übern Haufen geworfen haben. Ein jeder menschliche Satz gilt immer so viel, als der andere, wenn die vernünftigen Gründe nicht einen Unterschied machen. Die Wahrheit hängt nicht vom Ansehen, oder von den Zeugnissen der Menschen ab. In den Menschen giebt es keine Grundsätze, wenn ihnen die Gottheit nicht welche geoffenbaret hat. Alles übrige ist nur Traum und Dunst. Diese Herren aber verlangen, daß man annehmen und glauben soll, was sie sagen, und daß man sich auf sie verlasse, ohne zu untersuchen und zu beurtheilen, was sie vorbringen, welches eine tyrannische Ungerechtigkeit ist. Gott, wie gesagt, ist es allein, dem man alles, was er sagt, glauben muß, weil er es sagt. **Wer von sich selbst zeugt, dessen Zeugniß ist nicht wahr** (*l*).

Copernicus, Paracelsus.

Das andere Mittel besteht darin, daß man irgend eine wunderbare That, neue Offenbarung oder himmli-

(*l*) Qui a semetipso loquitur, mendax est.

sche Erscheinung vorgiebt, welches von Gesetzgebern, kommandirenden Generälen und Häuptern der Partheyen meisterlich ist gebraucht worden. Die erste Ueberredung, welche aus dem Gegenstande selbst entsteht, reißt die Einfältigen hin; ist aber so schwach und hinfällig, daß der geringste Anstoß, die geringste Verrechnung, oder das geringste Versehen, alles wieder verderben könnte; denn es ist allerdings zu verwundern, wie so geringe Anfänge, und so geringfügige Ursachen die allerberühmtesten Eindrücke gemacht haben. Ist aber dieser erste Eindruck glücklich gemacht; so nimmt er zum Erstaunen zu, und wird so groß, daß er sich bis zu den Verständigen ausbreitet, und zwar durch die Menge derer, die es glauben, der Zeugen und der Jahre, wodurch man, wenn man nicht recht vorbereitet ist, gar leicht hingerissen wird. Denn da ist es nicht mehr Zeit zu widerstreben und untersuchen zu wollen; sondern man muß schlechterdings glauben. Das größte und stärkste Mittel zum Ueberreden, und die beste Probe der Wahrheit ist die Menge der Jahre, und derer, die etwas glauben. Nun sind aber die Narren den Weisen bey weitem überlegen. **Der große Schwarm der Narren ist der Klugheit Schutz** (*m*). Es ist gewiß etwas schweres, seine Meynung gegen die gemeinen Meynungen vorzutragen. Alles dieses kann man aus so vielen Betrügereyen und Spielereyen sehen, welche wir haben als Wunder entstehen, und alle Welt zur Verwunderung hinreissen sehen, die aber durch einen Zufall, oder durch genaue Untersuchung der Scharfsehenden, in der Geburt sind erstickt worden, weil diese die Sache näher beleuchteten, und den Betrug entdeckten. Hätten sie noch einige Zeit gehabt zu reifen und ihre Natur zu verstärken; so wäre es auf immer geschehen gewesen; sie wären allgemein angenom-

(*m*) Sanitatis patrocinium est insaniéntium turba.

genommen und angebethet worden. So ist es mit vielen andern gegangen, die durch ein günstiges Glück den allgemeinen Glauben erreicht und gewonnen haben, zu welchem man sich hernach bequemt, ohne die Sache in ihrer Lage und in ihrem Ursprunge zu untersuchen. **Ein Gericht wird niemals so genau untersucht, daß alles klar und deutlich wird** (*n*). Hieher gehören auch die vielen Arten von Religionen, welche in der Welt sind; so viele abergläubische Gebräuche, welche noch sogar in der Christenheit sich behaupten, vom Heydenthume übrig geblieben sind, und wovon man das Volk noch nicht hat entwöhnen können. Aus diesem allen kann man sehen, wie weit wir gekommen sind, da wir uns von solchen Wegweisern haben leiten lassen.

Achtes Kapitel.

Zweyte Betrachtung des Menschen, nach welcher er mit andern Thieren verglichen wird.

Nützliche, aber schwere Vergleichung, bey welcher der Mensch verdächtig wird.

Wir haben bisher den Menschen ganz und bloß an sich betrachtet; nun wollen wir ihn in Vergleichung mit andern Thieren betrachten, welches ein vortreffliches Mittel ist, ihn kennen zu lernen.

Diese Vergleichung ist wegen der vielen Theile, von großem Umfange, von großer Wichtigkeit, und sehr nützlich, wenn sie gehörig angestellt wird. Wer soll sie aber anstellen? Der Mensch? Der ist ja selbst Parthey und verdächtig, und geht wirklich dabey nicht redlich zu Werke. Dieses zeigt sich gleich darin, daß er kein Maß und keine Mittelstraße zu halten weiß. Bald setzt er sich weit über alles hinauf, nennt sich den Herrn davon, und hält alles andere geringer, schneidet einem jeden seine

(*n*) Nusquam ad liquidum fama perducitur.

Stücke vor, und theilt ihm einen solchen Antheil von Fähigkeiten und Kräften zu, als er es für gut befindet. Bald setzt er sich, gleichsam aus Verdruß, weit herunter, murrt, beklagt sich, schilt die Natur eine grausame Stiefmutter, und macht sich zum Auswurfe der Welt, und zum Elendesten auf derselben. Beydes aber ist gleich sehr wider Vernunft, Wahrheit und Bescheidenheit. Wie will man aber von ihm verlangen, daß er gerade und zu gleichen Schritten mit den übrigen Thieren gehen soll, da er es nicht einmal gegen seine Nebenmenschen, noch selbst gegen Gott thut, wie wir gesagt haben? Die Vergleichung ist auch darum so schwer, weil der Mensch die inneren und geheimen Bewegungen der Thiere, und was sich in ihnen regt, nicht wissen kann. Wir wollen uns aber doch Mühe geben, sie ohne Partheylichkeit anzustellen.

Zuvörderst ist die Einrichtung der Welt gar nicht so ungleich, so verschieden und unregelmäßig, und man trifft eben kein sogar großes Misverhältniß unter ihren einzelnen Theilen an. Diejenigen, welche nahe aneinander gränzen, und einander berühren, sehen sich auch immer mehr oder weniger ähnlich. Folglich giebt es eine große Nachbarschaft und Verwandtschaft zwischen dem Menschen und den übrigen Thieren. Sie haben verschiedene Sachen mit einander gemein; sie haben aber auch Verschiedenheit, die aber nicht so entfernt und sogar groß ist, daß sie nicht noch zusammen gehören sollten. Der Mensch ist weder ganz über allem, noch ganz unter allem. Alles, was unter dem Himmel ist, sagt die Weisheit Gottes, hat einerley Loos (*a*).

Sachen, die sie gemein haben.

Wir wollen von den Dingen anfangen, welche sie mit einander gemein haben; und die beyderseits fast völlig gleich sind, als:

(*a*) Pred. Sal. 3.

als: erzeugen, ernähren, handeln, sich bewegen, leben, sterben. Einerley Ende steht dem Menschen und dem Viehe bevor, und es geht dem einen, wie dem andern (*b*). Dieses kann wider diejenigen dienen, welche sich beklagen, der Mensch wäre das einzige Thier, welches die Natur am schlechtesten gehalten, ganz vernachläßigt, und bloß auf die bloße Erde, ohne Bedeckung, ohne Waffen, gebunden, gefesselt und ohne Unterricht von dem, was sich für ihn schickt, hingeworfen hätte, da indessen alle übrige Thiere mit Schaalen, Decken, Hülsen, Haaren, Wolle, Filze, Federn und Schuppen bekleidet, mit großen Zähnen, Hörnern und Klauen zum Anfallen und zur Vertheidigung bewaffnet, und zum schwimmen, laufen, fliegen, singen, und ihre Nahrung zu suchen angewiesen wären; der Mensch aber ohne Anweisung und Mühe weder gehen, reden, essen, noch irgend etwas anders, als weinen könnte. Alle diese Klagen, welche die erste Zusammensetzung und den natürlichen Zustand betreffen, sind ungerecht und falsch. Unsre Haut ist eben so hinlänglich wider die Beschwerlichkeiten der Witterung verwahrt, als die ihrige, wie verschiedene Nationen, von welchen hernach wird geredet werden, beweisen, die noch nicht wissen, was Kleider sind. Auch wir tragen die Theile unsers Leibes, die wir wollen, ja selbst die zärtesten und empfindlichsten, das Gesicht, die Hände, den Magen, und die zärtlichen Frauenzimmer die Brust, offen und unbedeckt. Das Binden und Einwindeln ist auch nicht nothwendig, welches man an den alten Spartanern und itzigen Schweizern, nördlichen Deutschen, Biscayern und den Landstreichern, die wir Zigeuner nennen, sehen kann. Das Weinen ist auch den Thieren gemein. Die meisten Thiere klagen

Blöße.

Einwindeln.

Weinen.

(*b*) Idem interitus hominis & jumentorum, & æqua utriusque conditio. Pred. Sal. 4.

und seufzen einige Zeit nach ihrer Geburt. Was die Waffen betrifft, so haben wir auch natürliche, und mehr Bewegung der Glieder, und können uns auch ihrer von Natur, und ohne Anweisung, besser bedienen. Wenn einige Thiere uns hierin übertreffen; so sind wir hingegen vielen andern überlegen.

Waffen.

Der Gebrauch des Essens ist auch bey ihnen, wie bey uns, ganz natürlich, und ohne Anweisung. Wer wollte zweifeln, daß ein Kind, wenn es die Stärke erlangt hat, sich zu nähren, nicht auch seine Nahrung sollte suchen können? Auch ohne Anbau und Kunst bringt die Erde genug hervor, und beut es dem Menschen zu seiner Bedürfniß dar, wie so viele Nationen beweisen, welche ohne Feldbau, ohne Industrie, und ohne alle Wartung des Feldes reichlich zu leben haben. In Ansehung des Redens kann man sagen, daß, wenn es nicht natürlich ist, es auch nicht nothwendig ist; doch es ist Thieren und Menschen gemein. Was ist das an ihnen wahrzunehmende Vermögen, sich zu beklagen, sich zu freuen, sich einander zu Hülfe zu rufen, und sich zur Liebe einzuladen, anderes, als Reden? Und wie wir durch Gebehrden und durch Bewegungen der Augen, des Kopfs, der Hände und der Achseln reden, worin die Stummen besonders stark sind; so machen es auch die Thiere, wie wir an denen sehen, die gar keine Stimme haben, und doch einander gegenseitige Dienste leisten. Und wie wir die Thiere gewissermassen verstehen; so verstehen sie uns auch. Sie schmeicheln, sie drohen, sie ersuchen uns, und wir machen es mit ihnen wieder so. Wir reden mit ihnen, und sie mit uns; und wenn wir einander nicht allemal vollkommen verstehen, an wem liegt es? An ihnen oder an uns? Das ist noch zu errathen. Sie können uns deswegen eben sowohl für dumme Thiere halten, als wir sie dafür ansehen, und uns noch dazu den Vorwurf machen, daß wir uns selbst unter einander nicht

Essen.

Anweisung.

vers

verstehen. Die Franzosen verstehen die Einwohner von Biscaya und von Bretagne nicht; die Thiere aber verstehen alle einander sehr wohl; nicht nur die von einerley Gattung, sondern, welches noch mehr ist, auch die von verschiedener Gattung. An einem gewissen Bellen des Hundes merkt das Pferd, daß er böse ist; und an einem andern Laute, daß er es nicht ist. Uebrigens tretten sie ja in ein gewisses Verständniß mit uns.

Gegenseitiges Verständniß.

Im Kriege, in Gefechten sind die Elephanten, die Hunde, die Pferde mit uns verstanden, machen ihre Bewegungen so, wie sie zum nachjagen, stillstehen, drauflosgehen und zurückziehen seyn müssen, werden bezahlt, und haben ihren Sold und Antheil an der Beute, wie man es bey der neuen Eroberung von Indien gemacht hat. Dieß sind Dinge, welche Menschen und Thiere mit einander gemein haben, und worin sie einander beynahe gleich sind.

Verschiedenheiten und Vorzüge.

Nun wollen wir zu den Verschiedenheiten und Vorzügen, welche sich an beyden finden, kommen. In einigen Stücken hat der Mensch viel besonderes und vortreffliches vor den Thieren voraus; in andern hingegen haben die Thiere etwas voraus, damit in der allgemeinen Verfassung der Welt und der Natur alle Dinge recht durcheinander verwebt und zusammengekettet seyn möchten. Die gewissen Vorzüge des Menschen sind die obern Kräfte der Seele, die Feinheit, Lebhaftigkeit und Vermögenheit des Verstandes, zu erfinden, zu beurtheilen und zu wählen; die Rede, Hülfe und Beystand zu fodern und anzubiethen; die Hand, dasjenige ins Werk zu richten, was der Verstand entweder selbst ausgesonnen, oder von andern gelernt hat. Auch gehört dazu die Gestalt des Leibes, und die große Mannigfaltigkeit der Bewegungen der Glieder, mittels welcher er seinen Körper besser brauchen kann.

Des Menschen.

Die

Der Thiere.

Allgemeine.

Die gewissen und unstreitigen Vorzüge der Thiere sind entweder allgemeine, oder besondere. Die allgemeinen sind die Gesundheit, welche bey ihnen viel stärker und dauerhafter ist. Der Abendthau thut ihnen nichts, und sie sind den Flüssen und Schnuppen nicht unterworfen, wovon beynahe alle Krankheiten herkommen. Den Menschen kann weder Dach noch Vorhang genug davor schützen. Ferner sind es: Mäßigung im Essen, Trinken und Bewegen, Unschuld, Sicherheit, Ruhe und Stille des Lebens, völlige Freyheit, ganz ohne Schande und Furcht oder Cerimonien in natürlichen erlaubten Dingen, (denn nur der Mensch hat Ursache, sich bey seinen Handlungen zu verbergen und zu verstecken, weil seine Mängel und Unvollkommenheiten seinen Nebenmenschen anstößig sind) Befreyung von so vielen Lastern und Ausschweifungen, vom Aberglauben, Ehrgeize, Geldgeize und Neide. Die besondern sind: die reine, hohe,

Besondere,

enthalt der

ger Künste,

gesunde und angenehme Wohnung und Aufenthalt der Vögel in der Luft; das Nichtbedürfen einiger Künste, als des Bauens bey Schwalben und anderen Vögeln, des Webens und Nähens bey Spinnen, der Arzneykunst bey verschiedenen Thieren, der Musik bey den Nachtigallen; die erstaunenswürdigen, unnachahmlichen, ja unglaublichen Wirkungen und Eigenschaften, als: die Eigenschaft des Fisches, Schiffhalter, (remora) welcher die größten Schiffe in ihrem Laufe aufhalten soll, wie man von dem Admiralsschiffe des Marcus Antonius und des Caligula liest; ingleichen des Taubfisches, (torpedo) die Glieder anderer, in großer Entfernung, und ohne sie zu berühren, starr zu machen; ferner des See-Igels, den Wind vorher zu merken, wie auch des Chamäleons und des Seepolypen, alle Farben anzunehmen; das Vorhermerken, als: der Zugvögel, die verschiedenen Witterungen vorher zu wissen; aller

Thiere, wenn sie Mütter sind, vorherzukennen, welches das beste unter ihren Jungen seyn wird. Denn wenn es darauf ankömmt, sie aus einer Gefahr zu retten, oder sie ins Nest zu bringen; so fangen sie immer bey dem besten an, welches sie kennen, und als solches vorher unterscheiden. In allen diesen Stücken ist der Mensch weit unter den übrigen Thieren, und in verschiedenen taugt er gar nichts. Man kann noch, wenn man will, die Lebenslänge hinzusetzen, welche bey einigen Thieren das längste Lebensziel des Menschen sieben- bis achtmal überschreitet.

Streitige Vorzüge.

Die Vorzüge, welche sich der Mensch vor den Thieren anmaßt, die aber noch streitig sind, und bey welchen die Wage vielleicht mehr auf die Seite der Thiere, als auf die Seite des Menschen hängt, sind mancherley. Zuvörderst die Kräfte der Vernunft, Schließen, Denken, wissenschaftliches Wissen, Beurtheilungskraft, Klugheit. Hier ist v[illegible] zwey Dingen zu reden, derer erstes die Wahrheit der Thathandlung betrifft. Es ist eine große Frage: Ob die Thiere aller dieser geistigen Kräfte beraubt sind? Die Meynung, welche behauptet, daß sie derselben nicht beraubt sind, sondern sie besitzen, ist die richtigste und wahreste. Sie ist von den ansehnlichsten Weltweisen, selbst von einem Aristoteles, Galenus, Porphyrius und Plutarchus aus folgendem Grunde behauptet worden. Die Zusammensetzung des Gehirns, welches derjenige Theil ist, mittels dessen der Mensch denkt, ist ebendieselbe, und völlig gleich, sowohl bey Menschen, als bey Thieren; welches durch die Erfahrung bestättigt wird. Die Thiere schließen vom Einzelnen auf das Ganze, kennen vom Anblicke eines einzigen Menschen gleich alle Menschen, können verbinden und absondern;

Denken.

Frage: Ob die Thiere denken?

dern; und, zum Besten ihres Lebens, ihrer Freyheit und ihrer Jungen, das Gute von dem Bösen unterscheiden. Ja man liest und sieht, wenn man darauf merken will, verschiedene Stückchen, welche die Thiere gemacht haben, wozu alle Fähigkeit, Feinheit und aller Witz des Menschen, wie ihn die meisten haben, nicht hinreichend ist. Ich will einige der merkwürdigsten hier anführen: Wenn der Fuchs über das Eis eines zugefrornen Flusses gehen will; so legt er sich mit dem Ohre an das Eis, um zu hören, ob es rauscht, das ist, ob das Wasser darunter fließt, damit er wisse, ob er vorwärts oder zurückgehen soll. Dieses Mittels bedienen sich auch die Thracier, wenn sie über einen Fluß gehen wollen. Wenn der Hund wissen will, auf welchem von drey Wegen sein Herr, oder ein Thier, das er verfolgt, hinwandre; so beriecht er erstlich zwey davon; und wenn er da keine Spure merkt, und nur dessen gewiß ist, so besinnt er sich nicht weiter, und spürt nicht mehr, sondern läuft gerade auf dem dritten fort. Der Mauleſel des Weltweisen Thales pflegte sich, wenn er Salz trug, und durch einen Fluß zu gehen hatte, mit seiner Ladung ins Wasser zu tauchen, um sie leichter zu machen, weil er dieses also befunden hatte, da er einmal von ohngefähr ins Wasser gefallen war. Als er aber hernach mit Wolle beladen wurde; so that er es nicht mehr. Plutarch erzehlt, er habe auf einem Schiffe einen Hund gesehen, welcher Steinchen in ein Gefäß geworfen habe, um zu machen, daß das Oel, welches tief unten war, in die Höhe stiege. Eben so sollen es die Raben in der Barbarey machen, wenn sie trinken wollen, und das Wasser ihnen zu tief ist. So tragen die Elephanten Steine und Stücke Holz in den Graben, worein ein anderer von ihnen gefallen ist, ihm zu helfen, daß er wieder herauskommen möge. Die Ochsen in den königlichen Gärten zu Susa, welche abgerichtet waren, das Rad an einem Brunnen hundertmal

mal herumzudrehen, um Wasser herauf zu ziehen, die Gärten damit zu begießen, wollten niemals mehr ziehen, und versahen es auch niemals in der Anzahl. Wie können alle diese Dinge ohne Ueberlegung und Schlüsse, ohne Verbindung und Absonderung geschehen? Man müßte selbst derselben beraubt seyn, um dieß nicht einzusehen. Noch kann hieher gebracht werden: die Geschicklichkeit der Elephanten, Pfeile und Wurfspieße mit wenig Schmerzen aus den Körpern herauszuziehen; ingleichen jener Hund, dessen Plutarch gedenkt, welcher bey einem öffentlichen Schauspiele auf dem Gerüste sich todt stellte, wie in den letzten Zügen lag, zitterte, darauf ganz steif ward, sich wegschleppen ließ, bald aber wieder zu sich selbst kam, den Kopf in die Höhe hob, und sich wieder auferweckt darstellte; ferner so viele Affenspiele und närrische Possen, welche die Hunde der Gaukler machen, wie auch die listigen Streiche und Erfindungen, womit sich die Thiere gegen unsre Nachstellungen zu schützen suchen; weiter die Wirthschaftlichkeit und Vorsichtigkeit der Ameisen, ihre Körner an die freye Luft zu bringen und zu trocknen, damit sie nicht modern und verderben, die Spitze des Korns abzunagen, damit es nicht keime und auswachse; und endlich die Polizey der Bienen, unter welchen eben so viel Verschiedenheit der Verrichtungen und Aemter, als große Beständigkeit, angetroffen wird.

Einwurf vom natürlichen Instincte.

Einige schreiben alles dieses einer natürlichen, sklavischen und gezwungenen Neigung zu. Außerdem aber, daß dieses nicht möglich ist, und sich nicht denken läßt; denn es gehört Abzählung der Theile, Vergleichung und Ueberlegung der Verbindung, der Absonderung und der Folgen dazu; so können sie auch gar nicht erklären, was diese natürliche Neigung und dieser Instinkt seyn soll.

Ja

Ja es kann diese Einwendung wider sie selbst gebraucht werden. Denn es ist ungleich edler, rühmlicher und der Gottheit ähnlicher, natürlich zu handeln, als nach Kunst und einer gelernten Weise; von Gottes Hand geführt und geleitet zu werden, als von seiner eigenen und von Vorschriften; nach einer natürlichen und unvermeidlichen Einrichtung zu handeln, als nach Vorschrift und einer zufälligen und unbesonnenen Freyheit. Vermöge dieses Einwurfs vom natürlichen Instinkte wollen sie ihnen auch allen Unterricht und Abrichtung absprechen, sowohl die thätige, als die leidende; die Erfahrung aber straft sie Lügen. Denn sie lassen sich nicht nur abrichten, als: die Elstern, Papageyen, Amseln und Hunde, wie wir schon gesagt haben; sondern richten sich auch selbst ab, als die Nachtigallen, und vornehmlich die Elephanten, welche alle Thiere an Gelehrigkeit, und alle Arten von Künsten und Fertigkeiten übertreffen.

Was die Kraft der Seele betrifft, deren der Mensch sich so sehr rühmt, und vermöge welcher er alle abwesende und körperliche Dinge vergeistigen, und sie von allem Zufälligen absondern kann; um sie sich nach seiner Art vorzustellen: Denn das Verstandene ist in dem Verstehenden nach der Art und Weise des Verstehenden (*c*); so kann man sagen, daß die Thiere ebendasselbe thun. Wenn das zum Kriege abgerichtete Pferd auf seiner Streu liegt, und schläft; so fährt es zusammen und zittert, als wenn es im Handgemenge wäre, stellt sich den Schall einer Trommel, einer Trompete, und ein ganzes Kriegsheer vor. Der im Traume keichende, seinen Schwanz lang ausstreckende, und seine Knie bewegende Windhund stellt sich im Geiste einen Haasen vor.

Die

(*c*) Nam intellectum est in intelligente ad modum intelligentis.

Die Haushunde knorren im Traume, und schlagen auf einmal an, weil sie sich einbilden, es käme jemand fremder. Diesen ersten Punkt zu beschließen, sage ich noch: Die Thiere machen Schlüsse und brauchen Ueberlegung und Beurtheilungskraft, aber viel schwächer und unvollkommener, als der Mensch. Sie sind darin unter dem Menschen, sie haben aber darum nicht gar keinen Theil daran. Sie sind darin so unter dem Menschen, wie die Menschen selbst einer unter dem andern sind, und wie auch bey den Thieren sich ein großer Unterschied findet. Doch ist der Unterschied bey den Menschen weit größer. Denn, wie hernach wird gesagt werden, es ist ein größerer Abstand des Menschen vom Menschen, als des Menschen vom Thiere.

Das zweyte Stück, welches wir bey dieser Materie zu bemerken haben, ist dieses, daß den Vorzug in Ansehung des Verstandes und anderer Seelenkräfte, welche der Mensch voraus haben will, ihm sehr theuer zu stehen kömmt, und ihm mehr Schade, als Nutzen bringt. Denn hier liegt die vornehmste Quelle der Uebel, die ihn drücken; der Laster, der Leidenschaften, der Krankheiten, der Unentschlossenheit, Unruhe und Verzweifelung, wovon die Thiere nichts wissen, weil sie diesen großen Vorzug nicht haben; welches das Schwein des Pyrrho beweisen kann, welches unter dem größten Sturme auf dem Schiffe ganz ruhig fraß, da indessen alle Personen, welche darauf waren, vor Angst ausser sich waren. Es scheint, als wären die großen Kräfte der Seele den Thieren versagt, oder wenigstens genau zugeschnitten, und zu ihrem wahren Vortheile und zu ihrer Ruhe ihnen nur schwach gegeben worden; dem Menschen hingegen zu seiner großen Quaal verliehen. Denn mittels derselben ängstigt und martert er sich, ärgert sich über das Vergangene, beunruhigt sich wegen des Künftigen, ja ersinnt sich und

befürchtet Uebel, die nicht sind, und auch nie seyn werden. Die Thiere erschrecken vor dem Uebel nur, wenn sie es fühlen; sind sie ihm entgangen, so sind sie in völliger Ruhe. Der Mensch ist also dadurch am meisten elend, wodurch er dachte am glücklichsten zu seyn, und es scheint daher, daß es für den Menschen besser gewesen wäre, wenn er mit diesen schönen und himmlischen Waffen nicht wäre beschenkt und begünstiget worden, weil er sie gegen sich selbst, zu seinem Schade und Unglücke anwendet. Und wir sehen in der That, daß dumme und schwache Köpfe weit ruhiger leben, und in Ansehung der Uebel und Unfälle besser daran sind, als kluge Menschen.

Herr seyn und befehlen wollen.

Ein anderer Vorzug, welchen der Mensch sich über die Thiere anmaßt, ist eine gewisse Herrschaft und Macht zu befehlen, welche er über die Thiere zu haben glaubt. Allein außer dem, daß dieß ein Vorzug ist, welchen die Menschen sich über einander selbst anmaßen, und ausüben, hat es seine Richtigkeit noch gar nicht damit. Denn wo ist denn das Befehlen des Menschen, und das Gehorchen der Thiere? Es ist eine leere Einbildung, und die Menschen fürchten sich mehr vor den Thieren, als diese vor jenen. Der Mensch hat wirklich große Vorrechte vor den Thieren, daß er herrsche über die Fische im Meere, über die Vögel unter dem Himmel und über die Thiere auf dem Felde (*d*); und dieses zwar wegen seiner schönen und aufrechten Gestalt, wegen der Weisheit und Vortreflichkeit seines Verstandes; aber nicht als wenn er ihr Herr wäre, und sie ihm gehorchen müßten.

(*d*) Ut præsit piscibus maris, volatibilibus cœli, bestiis terræ. 1. Buch Mos. 1.

Freyheit, Knechtschaft.

Mit diesem Vorzuge ist noch ein anderer genau verbunden, welchen sich der Mensch auch anmaßt, nämlich eine völlige Freyheit; da hingegen die Thiere den Vorwurf der Knechtschaft, Sklaverey und Unterwerfung tragen sollen; dieß ist aber sehr übel angebracht. Es ist mehr Grund da, und es giebt auch mehr Gelegenheiten, dem Menschen diesen Vorwurf zu machen. Die Sklaven können es beweisen, und zwar nicht allein die, welche mit Gewalt dazu gemacht worden; oder Sklavensöhne sind; sondern auch die freywilligen, welche ihre Freyheit für baares Geld erhandeln, oder sie aus Muthwillen, oder auch um einiger Bequemlichkeit willen hingeben, wie die alten Fechter, welche auf Leib und Leben fochten, oder die Weibspersonen, welche sich an ihre Frauen, oder die Soldaten, welche sich an ihre Hauptleute verkaufen. Von allem diesen findet man bey den Thieren nichts. Sie unterwerfen sich einander nie als Sklaven, gehen gar nicht auf Knechtschaft aus, weder um Sklaven zu machen, noch zu werden, und sind auf alle Weise freyer, als die Menschen.

Der Mensch geht zwar auf die Jagd, fängt, tödtet und ißt die Thiere; wird er aber nicht ebensowohl wieder von ihnen gefangen, getödtet und gefressen? Und dieses geschieht noch dazu von ihnen auf eine viel edlere Art, bloß durch tapfere Stärke, nicht mit List und Kunst, wie der Mensch thut, welcher über dieses nicht allein von ihnen; sondern, welches abscheulich ist, selbst von seinen Nebenmenschen gleiches erfahren muß. Die Thiere versammeln sich nicht in Haufen, um aufs Verheeren und Verwüsten auszugehen, und einen andern Haufen von ihres gleichen zu Sklaven zu machen, wie die Menschen zu thun pflegen.

Tugend.

Der vierte und große Vorzug, welchen der Mensch vor den Thieren voraushaben

will, und in der eigentlichen Tugend sucht, ist auch streitig. Denn die Erkenntlichkeit, die dienstfertige Freundschaft, die Treue, die Großmuth und so viele andere Tugenden, welche im gesellschaftlichen Leben vorkommen, sind bey den Thieren viel lebhafter, viel deutlicher und beständiger anzutreffen, als bey den gewöhnlichen Menschen. Hyrkanus, der Hund des Lysimachus, blieb auf dem Bette seines verstorbenen Herrn liegen, und wollte weder fressen, noch saufen, sprang auf den Holzstoß, worauf seines Herrn Leichnam verbrannt werden sollte, und ließ sich mit verbrennen. Gerade so machte es auch ein anderer Hund, der einem gewissen Pyrrhus angehörte. Der Hund des weisen Hesiodus entdeckte die Mörder seines Herrn; gleichwie auch ein anderer in Gegenwart des Königs Pyrrhus und seines ganzen Heers. Von einem andern versichert Plutarch, er sey von einer Stadt zur andern gelaufen, und habe nicht eher geruht, als bis er den ruchlosen Dieb, welcher den Tempel zu Athen beraubt hatte, vors Gericht gebracht habe. Die Geschichte des Löwen, welcher den Androclus, der einmal sein Arzt gewesen war, aufnahm und verpflegte, und ihn, da er als Sklav ihm vorgeworfen wurde, auch nicht einmal anrühren wollte, ist bekannt, und Appianus will es zu Rom gesehen haben. Ein Elephant, welcher in der Wuth seinen Führer getödtet hatte, wollte aus Reue nicht mehr leben, nichts fressen und nichts saufen. Hingegen ist kein Thier auf der Welt, in Vergleichung mit dem Menschen, so ungerecht, unerkenntlich, undankbar, treulos, verrätherisch, lügenhaft, und verstellt. Da übrigens die Tugend in der Mäßigung der Begierden und in der Bezähmung der Lüste besteht; so sind die Thiere ungleich regelmäßiger, als wir, und halten sich weit besser in den Schranken der Natur. Sie werden nicht nur von den unnatürlichen, überflüßigen und erkünstel-

ten Begierden, welche alle böse und unmäßig sind, weder geführt noch hingerissen, wie man doch bey den Menschen gewahr wird, derer die meisten sich ganz darein versenken; sondern auch in den natürlichen Begierden, als im Essen, Trinken und im Begatten, sind sie viel mäßiger; und können mehr an sich halten. Um aber recht zu sehen, wer tugendhafter, oder lasterhafter ist, der Mensch, oder das Vieh, und offenbar den Menschen dem Thiere nachstehen zu lassen, wollen wir nur die dem Menschen eigenste und anständigste Tugend, die Menschlichkeit, als die von ihm den Namen hat, und das ärgste und entgegengesetzte Laster, die Grausamkeit, nehmen. Folgende acht kurzen Bemerkungen können hier den Menschen vor den Thieren schamroth machen.

Menschlichkeit, Grausamkeit.

Thiere von einerley Gattung fallen einander nicht an, und verletzen sich selten. **Schlangen und wilde Thiere sind einiger unter einander, als Menschen** (*e*). Sie fechten nicht anders, als um wichtiger und großer Ursachen willen, zur Vertheidigung und Erhaltung ihres Lebens, ihrer Freyheit und ihrer Jungen. Sie fechten nur mit ihren natürlichen Waffen und offenbar mit ihrer natürlichen Stärke und Tapferkeit, eines gegen das andere, wie im Zweykampfe, und nicht in Haufen, auch nicht mit Vorsatze; es sind auch ihre Gefechte kurz und bald ausgemacht. Sobald ein Theil verwundet ist, oder entweicht, und wenn das Gefechte zu Ende ist; so hört der Streit, der Haß und der Zorn auch auf. Der Mensch aber hat nur mit dem Menschen Streit; nicht allein um schnöder, eitler und nichtiger, sondern auch um ungerechter Ursachen willen. Er streitet mit künstlichen und verrätherischen Waffen, mit Betruge und andern bösen Mitteln, in Gemeinschaft

(*e*) Major serpentum ferarumque concordia, quam hominum.

und Gesellschaft, die sich vorsetzlich mit einander verbunden hat. Er führt seinen Krieg sehr lange, und ohne Aufhören, bis in den Tod. Und wenn er gleich nicht mehr schaden kann; so dauert doch der Zorn und Haß fort.

Beschluß dieser zweyten Betrachtung.

Der Schluß dieser ganzen Vergleichung ist, daß der Mensch, ganz eitler Weise, und mit Unrecht, sich so sehr über die Thiere erhebt. Denn, wenn der Mensch auch etwas mehr hat, als die Thiere, als vornehmlich die Lebhaftigkeit des Geistes und des Verstandes, und die vornehmsten Kräfte der Seele; so ist er hingegen auch tausenderley Uebeln unterworfen, von welchen die Thiere nichts wissen. Dergleichen sind die Unbeständigkeit, Unentschlossenheit, Aberglauben, ängstliche Sorgen wegen der Zukunft, Ehrgeiz, Geldgeiz, Neid, Neugierigkeit, Schmähsucht, Lügen, eine Welt voll unregelmäßiger Begierden, von Mißvergnügen und Verdrusse. Der Geist, auf welchen sich der Mensch so viel zu gute thut, bringt ihm Millionen Uebel und noch mehr hervor, wenn er unruhig wird, und sich anstrengt. Denn er schadet nicht nur dem Leibe, stört, unterbricht und ermüdet seine Kraft und die körperlichen Verrichtungen; sondern er hindert sich auch selbst. Was macht den Menschen sonst närrisch und rasend, als eben die Schärfe, Behendigkeit und eigene Stärke des Geistes?

Narrheit, Raserey.

Aus den seltensten und lebhaftesten Bewegungen des Geistes kommen die feinsten Thorheiten und ausnehmendesten Raseyen (*f*), wie aus den beßten Freundschaften die ärgsten Feindschaften entstehen, und auf die stärkste Gesundheit tödtliche Krankheit folgt. Die Schwermüthigen, sagt Plato, haben mehr Anlage zur Wissenschaft und

(*f*) Sieh unten, Kap. 16, 13.

und Weisheit, aber auch zur Narrheit. Und wer recht darauf merken will, wird finden, daß bey dem erhabenen Fluge des freyen Geistes immer einige Grane Narrheit mit zugemischt sind; denn diese Sachen gränzen in der That sehr nahe aneinander. In Ansehung des bloßen natürlichen guten Lebens sind die Thiere weit glücklicher; sie leben freyer, sicherer, mässiger und vergnügter. Und der Mensch ist weise, welcher auf sie merkt, sie zu Lehrern annimmt, und sich ihre Lehren zu Nutzen macht. Hiedurch wird er sich zur Unschuld, Einfalt, Freyheit und natürlichen Sanftmuth bilden, welche an den Thieren so schön, bey uns aber ganz entstellt und verdorben sind, und zwar durch unsre gekünstelte Erfindungen und Ausschweifungen; indem wir das, was wir vor den Thieren voraus haben wollen, den Verstand und die Beurtheilungskraft mißbrauchen. Gott selbst schickt uns so oft in die Schule der Thiere, und verweist uns auf die Beyspiele des Adlers, des Storchs, der Schwalbe, der Turteltaube, der Ameise, des Ochsens und des Esels und vieler andern mehr. Uebrigens muß man sich erinnern, daß wir mit den Thieren in einiger Verbindung und einigem Verhältnisse stehen, und gegenseitige Verbindlichkeiten gegen einander haben, wenn es auch nur deswegen wäre, weil sie einerley Herrn mit uns haben, und zu einer Familie mit uns gehören. Es ist unanständig, sie grausam zu behandeln. Wir sind den Menschen Gerechtigkeit, und den übrigen thierischen Geschöpfen Milde und Gutthätigkeit schuldig.

Dritte Betrachtung
des Menschen, nach seinen einzelnen Theilen, woraus er zusammengesetzt ist.

Vorrede.

Da wir bisher vom Menschen überhaupt und im ganzen gehandelt, und ihn sowohl für sich selbst, welches die erste Betrachtung war, als auch in Vergleichung, welches die zweyte war, betrachtet haben; so wollen wir ihn nun einzeln und besonders nach allen seinen Theilen betrachten, und zwar erstlich: seiner Person und seinem Wesen nach, in dieser dritten Betrachtung, welche nicht allein moralisch, sondern auch physisch seyn wird; und dann nach seinem Leben, und seinen Ständen, welches den Inhalt der folgenden Betrachtungen ausmachen wird.

Neuntes Kapitel.
Erste und allgemeine Eintheilung des Menschen.

In zwey Theile.

Der Mensch, das Wunderthier, ist aus ganz entgegengesetzten und streitenden Theilen zusammengesetzt. Seine Seele ist wie eine kleine Gottheit, und sein Körper wie ein Misthaufen, wie ein Vieh. Dem ungeachtet sind diese beyden Theile dergestalt mit einander verbunden, und umfassen, Trotz aller Zänkereyen, einander so vest, daß sie zwar ohne Streit nicht bleiben, aber sich doch auch ohne Schmerz

und

und Betrübniß nicht von einander trennen können, und jeder Theil hält gleichsam den Wolf bey den Ohren, und kann zum andern sagen: Ich mag nicht mit dir, aber auch nicht ohne dich leben (*a*).

In drey Theile.

Was die Seele anbelangt, so hat sie auch zwey ganz verschiedene Theile, und es scheint beym ersten Anblicke, man müsse, um den Menschen besser und deutlicher vorzustellen und kennen zu lernen, in ihm drey Theile annehmen, nämlich Geist, Seele und Leib. Geist und Leib streiten am meisten mit einander, und stehen gleichsam an den beyden äußersten Enden; die Seele steht in der Mitte, als wenn sie zu keinem von beyden gehörte. Der Geist, der edelste Theil, ein Funke, Bild und Ausfluß der Gottheit, ist im Menschen, was der König in einem Staate ist, und weis von nichts, als vom Guten und vom Himmel, wonach er auch beständig strebt. Der Leib hingegen ist wie die Hefen eines unvernünftigen und unruhigen Pöbels, das Abgeschabte und die Gauche des Menschen, der thierische Theil, welcher immer auf die Seite des Bösen und der Materie hängt. Die Seele steht zwischen beyden, wie die Vornehmsten vom Volke, ist gegen das Gute, wie gegen das Böse, gleichgültig, kennt weder Verdienst noch Schuld, wird immer vom Geiste und vom Leibe gereizt, und ist, nachdem sie sich nämlich auf die eine, oder die andere Seite lenkt, geistig und gut; oder fleischlich und böse. Hier haben alle natürliche Neigungen ihren Sitz, die an sich weder Tugenden noch Laster sind, als Liebe gegen Verwandte und Freunde, Furcht vor der Schande, Mitleid gegen die Elenden, und das Verlangen, einen guten Namen zu haben. Diese Eintheilung kann viel helfen, sich recht kennen und Handlungen wohl unterscheiden zu lernen.

(*a*) Nec tecum possum vivere, nec sine te.

lernen, daß man sich nicht so leicht vergeht, als oft geschieht, wenn man nach dem Aeußerlichen und dem Scheine urtheilt, und etwas für eine Wirkung des Geistes hält, was nur von der Seele, ja wohl gar nur vom Leibe herkömmt, und daher etwas als eine Tugend anrechnet, was nur natürlich, oder gar ein Laster ist. Wie viele gute und schöne Handlungen werden aus Leidenschaft, oder sonst einer natürlichen Neigung und Hange gethan, daß man seinen Einfällen folge, und seinen Trieben nachhänge (*b*).

Zehntes Kapitel.

Vom menschlichen Körper überhaupt.

Alter. Da wir von allen Theilen des Menschen reden wollen; so müssen wir mit dem Körper den Anfang machen, weil er am ersten und leichtesten in die Augen fällt, auch gleichsam der erstgebohrne Bruder der Seele ist, indem doch die Wohnung vorher gebaut und eingerichtet seyn muß, ehe man darin wohnen kann, und die Werkstätte schon da seyn muß, wenn der Arbeiter darin arbeiten soll.

Eintheilung. Der menschliche Körper wird nicht auf einmal, sondern in folgender Ordnung gebildet, daß zuerst die drey edelsten und vornehmsten Theile, die Leber, das Herz und das Gehirn gebaut werden, welche in einiger Entfernung über einander stehen, durch Bänder zusammenhängen, doch so, daß jedes abgesondert ist, und hernach zu einem Ganzen ausgefüllt werden, eben so, wie eine Ameise, bey der man auch drey dicke und aufgetriebene Theile wahrnimmt,

(*b*) Ut servian t genio & suo indulgeant animo.

nimmt, die mit einander zusammenhängen, und doch abgesondert sind. Nach diesen drey Haupttheilen kann man im Menschen, der gleichsam eine kleine Welt vorstellt, drey Stockwerke oder Gegenden betrachten, welche mit den drey Stockwerken oder Gegenden des Weltgebäudes viel ähnliches haben. Erstlich die niedere Gegend der Leber, wo die Blutadern entspringen, die natürlichen geistigen Säfte bereitet werden, die Begierden ihren Sitz haben, und der Magen, die Gedärme, die Nieren, das Milz und alle Zeugungsglieder liegen; diese kömmt mit der elementarischen Gegend der Erde überein, wo alle Erzeugungen und Verwesungen vorgehen. Unterleib. Zweytens die mittlere Gegend, wo das Herz Herr ist, wo der Stamm aller Schlagadern und der Lebensgeister liegt, und der Sitz der erzürnbaren Seele ist. Sie wird von der untern Gegend durch das ausgespannte Gewebe des Zwerchfells, und von der obern durch die Enge der Kehle abgesondert, enthält auch die beyden Lungenflügel, und kömmt mit der ätherischen Gegend der Welt sehr überein. Oberleib. Drittens, die obere Gegend, wo das schwammartige Gehirn liegt, wo die Quelle der Nerven und des geistigen Nervensafts, der Bewegung und der Empfindung, und der Thron der vernünftigen Seele ist, wo sie auf ihrem Richterstuhle sitzt (*c*); diese kömmt mit der himmlischen und Geistergegend überein.

Der Mensch hat an seinem Leibe verschiedene Sachen, welche ihm ausschliessungsweise vor den Thieren besonders eigen sind; als: 1.) die aufgerichtete Stellung; 2.) die schöne Gestalt; 3.) ein eigentliches Gesicht; 4.) die natürliche Nacktheit; 5.) die so verschiedene Bewe- Sonderlichkeiten.

gung

(*c*) Ubi sedet pro tribunali.

cung der Glieder; 6.) die Biegsamkeit und Beweglichkeit der Hand, womit er so viele Sachen künsteln kann, welches bis zum Wunder geht; 7.) das starke und überaus reichliche Gehirn; 8.) das Knie, welches beym Menschen allein sich vorwärts biegt; 9.) die Länge des Fußes, welche vorn so groß, und hinten ganz unbeträchtlich ist; 10.) das Nasenbluten, welches desto sonderbarer ist, da er den Kopf in die Höhe trägt, die Thiere hingegen den ihrigen hängen lassen; 11.) das Erröthen vor Scham; 12.) das Erblassen aus Furcht; 13.) die Ursachen und Gründe aller dieser Sonderlichkeiten, welche schön sind; aber nicht hieher zu unserm Vorhaben gehören.

Güter. Die Güter des Leibes sind Gesundheit, Schönheit, Munterkeit, Stärke, Kraft, Geschicklichkeit und gute Anlage; die Gesundheit aber geht über alles.

Die edelsten Theile. Unter den äußern Theilen sind die körperlichen Sinne die vorzüglichsten und edelsten, und unter den innern das Gehirn, das Herz, die Leber, die Zeugungsglieder, und die Lunge.

Vortreflichkeit. Die Vortreflichkeit des Körpers besteht überhaupt in der Gestalt, und aufrechten Stellung; insbesondere aber im Gesichte und in den Händen, welches die beyden Theile sind, die wir auch zur Ehre bloß tragen. Wenigst haben die Weise, und sogar die Stoiker aus der menschlichen Gestalt so viel gemacht, daß sie gesagt haben, es sey besser ein Narr in menschlicher, als ein Weiser in thierischer Gestalt zu seyn, und haben also die körperliche Gestalt der Weisheit vorgezogen.

Aufgerichtheit.

Der menschliche Körper berührt die Erde sehr wenig; denn er ist gerade zum Himmel aufgerichtet, wohin er sieht, und worin er sich als in seinem Spiegel besehen und kennen lernen kann. Die Pflanzen hingegen haben gerade umgekehrt ihr Haupt und ihre Wurzel in der Erde drin. Die Thiere stehen gleichsam zwischen beyden in der Mitte, nur nähern sie sich dem einen, oder dem andern, mehr oder weniger. Der Grund dieser Aufgerichtheit liegt nicht eigentlich in der Seele, wie man an den Zusammengewachsenen und Hinkenden sieht; auch nicht in der geraden Linie des Rückgrads, denn das haben die Schlangen auch; auch nicht in der natürlichen oder Lebenswärme, welche bey verschiedenen Thieren eben so groß, oder noch größer ist, obgleich dieses alles etwas mit dazu beytragen mag. Diese aufrechte Gestalt schickt sich für den Menschen gut, sowohl als Menschen, wie auch als König auf dieser Unterwelt. Bey den kleinen Unterkönigen ist immer erwas auszeichnendes, und eine gewisse Majestät, wie man am gekrönten Delphin, an der gehörnten Schlange, am Löwen, wegen seines behängten Halses, seiner Haarfarbe und seiner Augen, am Adler und am Bienenweisel sehen kann. Allein der Mensch, als der allgemeine König dieser Unterwelt, geht mit aufgerichtetem Haupte einher, wie ein Herr in seinem Hause, regiert alles, und bringt es auch, entweder mit Liebe oder mit Gewalt, durch Bändigen oder Zahmmachen immer dahin.

Gebehrden.

Gleichwie es Menschen giebt, welche künstliche und gezierte Gebehrden, Stellungen und Bewegungen an sich genommen haben; also giebt es auch welche, bey denen sie so natürlich und eigen sind, daß sie es nicht wissen, auch nicht an sich gewahr werden. Dahin gehört das Kopfhängen und

das

das Naserümpfen. Wir haben aber alle welche an uns, die nicht von unsrer Ueberlegung herkommen; sondern von einem bloß natürlichen, und plötzlichen Triebe, dergleichen das Ausstrecken der Hände ist, wenn wir fallen.

Eilftes Kapitel.

Von der Gesundheit, der Schönheit und dem Gesichte.

Vorzüglichkeit der Gesundheit.

Die Gesundheit ist das schönste und reichste Geschenk, das uns die Natur geben kann, und jedem andern, nicht allein der Wissenschaft, der edlen Geburt und dem Reichthume, sondern auch, nach dem Urtheile der strengsten Weisen, sogar der Weisheit selbst vorzuziehen ist. Sie ist die einzige Sache, welche verdient, daß man alles, auch sogar das Leben selbst daran wendet, sie zu besitzen. Ohne sie kann man sein Leben nicht genießen, ja es wird lästig, und selbst Tugend und Weisheit haben ohne sie keinen Glanz, sondern verschwinden. Was kann dem größten Manne, er sey auch wer er wolle, alle Weisheit helfen, wenn er von Krankheit befallen, oder vom Schlagflusse getroffen wird? Gewiß, ich weiß ihr nichts vorzuziehen, als die einzige Rechtschaffenheit, welche die Gesundheit der Seele ist. So gewiß aber die Gesundheit ein Geschenk der Natur ist, (es freue sich, wer gesund gebohren ist) (*a*), womit ein Mensch schon im Mutterleibe begabet wird; so wahr ist es auch, daß das, was nach der Muttermilch kömmt, eine gute Lebensordnung, welche in der Mäßigkeit, in gehöriger Leibesbewegung, Bewahrung vor Traurigkeit und allen starken

(*a*) Gaudeant bene nati.

starken Gemüthsbewegungen besteht, sehr viel zu ihrer Erhaltung beyträgt. Krankheit und Schmerz sind die entgegengesetzten, die größten und vielleicht die einzigen Uebel des Menschen, wie bereits ist gesagt worden, und weiter unten wird gesagt werden.

Empfehlung der Schönheit.

Nach ihr folgt die Schönheit, welche ein Stück der größten Empfehlung im menschlichen Umgange ist. Sie ist das erste Mittel gegenseitige Zuneigung zu erwecken, und wahrscheinlicher Weise ist der erste Unterschied, welcher unter Menschen ist gehalten worden, und die erste Rücksicht, aus welcher einigen ein Vorzug vor andern zugestanden worden, die günstige Wirkung der Schönheit gewesen. Es ist auch dieselbe eine mächtige Eigenschaft; nichts übertrifft sie im Ansehen, und nichts hat mehr Einfluß auf den Umgang der Menschen, als sie. Kein Wilder kann so entschlossen seyn, daß er nicht von ihr sollte gerührt werden. Sie stellt das Urtheil gleich vorn hin, sie kömmt der Beurtheilungskraft zuvor und verführt sie, macht Eindrücke, und treibt mit gewaltigem Nachdrucke. Sokrates nennt sie daher eine kurze Tyranney, und Plato das Privilegium der Natur. Denn wer die Gunst der Natur durch seltene und vorzügliche Schönheit ausgedrückt auf dem Gesichte trägt, der scheint gewissermassen eine rechtmäßige Gewalt über uns zu haben, so daß er nur unsre Augen auf sich lenken darf, um unsre Zuneigung auch gleich auf sich zu lenken, und sie sich, wider unsern Willen, zu unterwerfen. Aristoteles sagt, den schönen Menschen käme es zu, über andere zu herrschen, nächst den Göttern wären sie verehrungswürdig, und es gehöre nur für Blinde, nicht von ihr gerührt zu werden. Cyrus, Alexander, Cäsar, drey große Befehlshaber der Menschen, haben sich derselben in ihren Geschäfften bedient, ja selbst Scipio, der beste unter allen. Gut und schön sind vergeschwistert, und werden beyde im Griechi-

schen

schen (καλος) und in der heiligen Schrift mit einerley Worte ausgedrückt. Verschiedene große Weltweise haben ihre Weisheit durch ihre Schönheit erlangt. Sie wird selbst von Thieren angesehen und gesucht.

Unterschiede.

Die Schönheit kann aber verschieden betrachtet werden. Bey den Mannspersonen besteht sie eigentlich im ganzen Baue und in der Gestalt des Leibes; die übrigen Schönheiten gehören für das weibliche Geschlecht. Es giebt zwo Arten der Schönheit, die ruhende und die bewegliche. Die ruhende, welche sich nicht bewegt, besteht in dem gehörigen Verhältnisse der Glieder und in der Farbe. Der Körper muß nicht wie aufgeblasen oder ausgestopft seyn; doch müssen auch die Nerven nicht sichtbar seyn, noch die Knochen durch die Haut vorstechen. Er muß satt Blut, Feuer und Fleisch haben, die Muskeln müssen sich etwas erheben, die Fleischhaut muß glatt und die Farbe rosenroth seyn. Die bewegliche, welche Anmuth genennet wird, besteht in der geschickten Bewegung der Glieder, vornehmlich der Augen. Jene allein ist wie todt, diese ist thätig und lebendig. Es giebt strenge, stolze, bittere, aber auch sanfte, ja sogar abgeschmackte Schönheiten.

Vom Gesichte.

Die Schönheit und Vortreflichkeit des Körpers ist eigentlich auf dem Gesichte merklich. Nichts ist schöner am Menschen, als die Seele, und an seinem Leibe nichts schöner, als das Gesicht, welches gleichsam die Seele im Kleinen ist. Es ist der Anzeiger und der Abdruck der Seele, ihr Wappenschild in verschiedene Felder eingetheilt, welches im Kurzen alle Rechte und Ansprüche ihres Adels darstellt, über die Thüre gestellt, und an der vordersten Seite des Hauses vest gemacht ist, damit man wisse, daß sie hier wohne, und hier ihr Pallast sey. Am Gesichte kennt man eine Person, und es ist ein kurzer Begriff davon; weswegen auch die Kunst, welche die Natur nachahmt, wenn sie eine Person abbilden soll, nur vornehmlich das Gesicht malt oder stich.

Am

Sieben Sonderlichkeiten des Gesichts.

Am Gesichte des Menschen giebt es verschiedene große Sonderlichkeiten, welche weder bey den Thieren, die eigentlich und genau zu reden, kein Gesicht haben, noch an den übrigen Theilen des menschlichen Körpers angetroffen werden. 1. Viele und verschiedene Theile und Bildungen derselben. Bey den Thieren hat es weniger Theile. Denn die Wangen, das Kinn und die Stirn fehlen da; sie sind auch weniger ausgebildet. 2. Verschiedenheit der Farben. Denn nur im Auge allein findet sich die schwarze, weisse, grüne, blaue, rothe und die Crystallfarbe. 3. Schönes Verhältniß. Die Sinnwerkzeuge sind doppelt, und stehen einander gegen über, haben auch ein so gutes Verhältniß, daß die Größe des Auges die Größe des Mundes hat, und die Breite der Stirn so viel, als die Länge der Nase, des Kinns und der Lippen beträgt. 4. Bewundernswürdige Mannigfaltigkeit der Gesichter, so daß nicht zwey angetroffen werden, die einander vollkommen gleich sind. Dieß ist ein Meisterstück, welches man sonst an keiner Sache antrifft. Diese Verschiedenheit ist für die menschliche Gesellschaft von großem Nutzen. Sie dient zuvörderst, sich unter einander zu kennen. Unendliches Uebel, ja Zerstreuung des menschlichen Geschlechts würde erfolgen, wenn man, wegen der Aehnlichkeit der Gesichter, einander verkennen sollte. Wenn ferner unsre Gesichter gar keine Aehnlichkeit hätten; so würde man den Menschen nicht vom Viehe unterscheiden können. Und hätten sie gar keine Unähnlichkeit; so könnte man keinen Menschen von dem andern unterscheiden. Dieß ist ein Kunststück der Natur, welche in diesen Theil ein gewisses Geheimniß gelegt hat, wodurch immer jemand eine Befriedigung findet. Denn dieser Verschiedenheit ist es zuzuschreiben, daß niemand in der Welt ist, der nicht wieder von jemanden für schön gehalten würde. 5. Würde und An-

Bayerische Staatsbibliothek München

sehen durch die runde Figur und aufrechte Gestalt, welche erhaben steht, gen Himmel sieht, nackend und bloß, ohne Haare, Federn und Schuppen ist, welches bey den Thieren alles anders gefunden wird. 6. Anmuth, sanftes, reizendes, gefälliges und angenehmes Wesen, welches sogar Herzen fesselt, und den Willen mit fortreißt, wie oben ist gesagt worden. Kurz, das Gesicht ist der Thron der Schönheit und der Liebe, der Sitz des Lachens und des Küssens; zweyer Dinge, welche dem Menschen ganz eigen, sehr angenehm, und die wahresten und ausdrückendsten Sinnbilder der Freundschaft und des guten Verständnisses sind. 7. Endlich ist das Gesicht zu allerley Veränderungen geschickt, die innern Bewegungen der Seele und ihre Leidenschaften auszudrücken, als Freude, Traurigkeit, Freundschaft, Haß, Neid, Tücke, Scham, Zorn, Aergerniß, Eifersucht und andere; es ist wie der Zeiger einer Uhr, welcher die Stunden und Minuten der Zeit anzeigt; da indessen die Bewegungen und Räder inwendig verborgen sind; oder wie die Luft, welche alle Farben und Veränderungen der Witterungen annimmt, und anzeigt, was für Wetter ist. Daher sagt man auch vom Gesichte, es sey heiter. Der Körper bedeckt und entdeckt die Seele; man kann den Menschen im Gesichte lesen (*b*).

Beschreibung der Schönheit des Gesichts.

Zur Schönheit des Gesichts gehören, eine breite, viereckigte, gestreckte, offene und heitere Stirn, wohlgeordnete, kleine und dünne Augenbraunen, ein weit gespaltenes, munteres und feuriges Auge, eine freystehende Nase, ein kleiner Mund mit Korallenlippen, ein kurzes und gespaltenes Kinn, erhabene Wangen mit den reizenden Grübchen in der Mitte, ein rundes wohl abgestutztes Ohr, und bey allem diesen eine recht gesunde, weisse und rosenfarbene

(*b*) Corpus animum tegit & detegit: in facie legitur homo.

farbene Haut. Indessen wird diese Beschreibung nicht allenthalben angenommen; die Meynungen von der Schönheit sind sehr verschieden, nach der Verschiedenheit der Nationen. In Indien wird das für die größte Schönheit gehalten, was wir die größte Häßlichkeit nennen, nämlich eine schwarzbraune Farbe, dicke und aufgeschwollene Lippen, eine breite und gedrückte Nase, Zähne die schwärzlich oder röthlich aussehen, und große hängende Ohren, bey Weibern noch eine sehr schmale und bewachsene Stirn, und große hängende Brüste, damit sie sie ihren Säuglingen über die Achseln hinter geben können, welches zu befödern sie sich aller Kunst und Mittel bedienen. Nähere Beyspiele sind, daß in Spanien eine Schönheit schlank und hager, in Italien hingegen dick und massiv seyn muß. Einigen gefällt die weichliche, zärtliche und niedliche, andern die starke, stammhafte, stolze und gebietherische Schönheit.

Schönheit des Leibes und der Seele.

Die Schönheit des Leibes, und besonders des Gesichts, muß billig eine Schönheit der Seele zu erkennen geben und beweisen, welche in einem gewissen Gleichgewichte und guter Ordnung der Meynungen und Urtheile mit Vestigkeit und Stätigkeit verbunden besteht. Denn nichts hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die Uebereinstimmung und das Verhältniß zwischen Leib und Seele. Wo diese nicht sind, da muß man glauben, daß ein anderer Umstand den gewöhnlichen Lauf der Dinge gehemmt habe, wie zu geschehen pflegt; und wir oft sehen. Denn die Milch der Amme, der erste Unterricht, der Umgang bringen große Veränderungen in der ursprünglichen Anlage der Seele sowohl zum Guten als zum Bösen hervor. Sokrates gestand, daß die Häßlichkeit seines Körpers mit Grunde eine natürliche Häßlichkeit seiner Seele verrathe, die er aber durch guten Unterricht verbessert

habe. Man kann sich nur schwach und höchst unsicher auf die Miene verlassen. Diejenigen aber, welche ihre glückliche Gesichtsbildung Lügen strafen, sind strafbarer, als andere, weil sie das gute Versprechen, welches die Natur auf ihre Stirne geschrieben hat, verfälschen und zur Lüge machen, und so die Welt betrügen.

Nach dem Rathe des Sokrates sollten wir die Schönheiten des Geistes immer aufmerksamer und fleißiger betrachten, und dasselbe Vergnügen daran finden lernen, welches wir an den Schönheiten des Leibes haben, und uns dadurch näher und vester in Freundschaft verbinden, und dieselbe zu erwerben suchen. Freylich aber müßte man dazu tüchtige philosophische Augen haben.

Zwölftes Kapitel.

Von den natürlichen Sinnen, den edelsten Theilen des Körpers.

Wichtigkeit der natürlichen Sinne.

Alle Erkenntniß kömmt auf dem Wege der Sinne zu uns; diese sind unsere ersten Lehrer, und jene fängt mit diesen an, und lößt sich in ihnen auf. Sie sind der Anfang und das Ende von allem. Es ist unmöglich, weiter hinauf zu steigen; ein jeder von ihnen ist das Oberhaupt und der Herr in seiner Ordnung, hat ein großes Gebiet, und gewährt eine unzählige Menge von Kenntnissen. Keiner hat mit dem andern etwas zu thun, keiner hängt von dem andern ab, und keiner hat den andern nöthig; sie sind alle gleich groß, obgleich einer vor dem andern ein weiteres Gebiet, ein stärkeres Gefolge und mehr Geschäffte hat; so wie ein kleiner König in seinem Ländchen nicht weniger unbeschränkter Herr, als es der große in seinem großen Reiche ist.

Es

Es ist bey uns eine ausgemachte Sache, daß es nicht mehr, als fünf Sinne giebt, weil wir nämlich nicht mehr als fünf an uns gewahr werden; es kann ihrer aber gar wohl mehr geben, und es ist starke Vermuthung und viele Wahrscheinlichkeit da, daß wirklich mehrere sind. Allein, es ist uns unmöglich, es zu wissen, zu behaupten oder zu verneinen; denn man kann den Mangel eines Sinnes, den man nie gehabt hat, auch nie gewahr werden. Es giebt verschiedene Thiere, welche ein ganzes und völliges Leben haben, denen aber einer von unsern fünf Sinnen fehlt; und es kann ein Thier auch ohne alle Sinne leben, das einzige Gefühl ausgenommen, welches allein zum Leben unentbehrlich ist. Wir leben recht bequem mit fünf Sinnen; und vielleicht fehlt uns doch noch einer, zwey oder drey. Nur können wir es nicht wissen. Kein Sinn kann den andern entdecken; und wenn jemanden von Natur ein Sinn fehlt, so weiß er es nicht zu sagen. Ein Blindgebohrner kann es nie begreifen, daß er nicht sieht, noch das Gesicht wünschen, oder dessen Mangel beklagen. Er kann vielleicht sagen, er möchte auch gern sehen; das kömmt aber daher, weil er von andern gehört hat, oder gelehrt worden ist, daß er so etwas zu sagen Ursache hat. Der Grund davon ist dieser, daß die Sinne die ersten Thore und Zugänge der Erkenntniß sind. Da sich also der Mensch nicht mehr, als die fünf, die er hat, vorstellen kann; so kann er auch nicht errathen, ob es ihrer mehr in der Natur giebt; es können ihrer aber mehr seyn. Wer weiß, ob die Schwierigkeiten, welche wir an verschiedenen Werken der Natur und bey Wirkungen der Thiere, die wir nicht verstehen können, gewahr werden, nicht von dem Mangel eines gewissen Sinnes herkommen, den wir nicht haben? In Ansehung der sogenannten verborgenen Eigenschaften, die an manchen Dingen angetroffen werden, mag man

Anzahl.

immer sagen, daß es empfindsame Kräfte in der Natur giebt, welche fähig sind, dieselben wahrzunehmen und zu beurtheilen; nur sage man auch, daß wir diese Kräfte nicht haben, und daß solche Unwissenheit einem Mangel in uns zuzuschreiben. Wer kann sagen, ob es nicht irgend ein besonderer Sinn ist, welcher den Hähnen die Stunde der Mitternacht und des Morgens kund thut, und sie zum Krähen bewegt; oder welcher die Thiere auf die Spur bringt, gewisse Kräuter zu ihrer Heilung zu suchen? Dergleichen Dinge giebt es mehr, und niemand kann dazu weder ja noch nein sagen.

Hinlänglichkeit.

Es haben einige versucht, von dieser fünffachen Zahl der Sinne Grund anzugeben, und die Hinlänglichkeit derselben so zu beweisen, daß sie dieselben verschiedentlich unterscheiden und vergleichen. Die äußern Dinge, die Gegenstände der Sinne sind entweder nahe beym Körper, oder von ihm entfernt. Sind sie ganz nahe, bleiben aber doch außer ihm; so werden sie gefühlt. Gehen sie in ihn hinein; so werden sie geschmäckt. Sind sie entfernter, aber in gerader Linie vorhanden; so werden sie gesehen. Sind sie schief und durch Abprellen vorhanden; so werden sie gehört. Auf diese Weise könnte man besser sagen, es wären von den fünf Sinnen, welche alle zum Dienste des ganzen Menschen da sind, einige ganz für den Körper, nämlich der Geschmack und das Gefühl; jener für das, was in ihn hineingeht; und dieser für das, was außer ihm bleibt; andere aber zuvörderst und hauptsächlich für die Seele, als das Sehen und Hören; das Sehen zum Erfinden, das Hören zum Empfangen und zum Mittheilen; endlich einer, nämlich das Riechen, in der Mitte des Gesichts, für die mittlern Geister und Oerter der Seele und des Leibes. Weiter sollen sie auch viel Verhältniß mit den vier Elementen und ihren Eigenschaften haben; das Gefühl mit der Erde, das Hören

mit

mit der Luft, der Geschmack mit dem Wasser und den Feuchtigkeiten, der Geruch mit dem Feuer, und das Sehen, wegen des Glanzes der Augen, mit beyden, dem Wasser und dem Feuer. Ferner sagen sie, es gäbe eben so viel Sinne, als Hauptgeschlechter der sinnlichen Dinge wären, als Farbe, Schall, Geruch, Geschmack, und das fünfte, welches keinen eigenen Namen hat, und der Gegenstand des Gefühls ist, als warm, kalt, rauh, höckericht, glatt und dergleichen mehr. Allein, man irrt sich hier; denn die Anzahl der Sinne ist gar nicht nach der Zahl der sinnlichen Dinge gemacht, und diese sind gar nicht Ursache, daß von jenen gerade so viel sind. Wenn diese Ursache gelten sollte; so müßten ihrer weit mehr seyn. Und einer und derselbe Sinn kann verschiedene Hauptgeschlechter von Gegenständen fassen? so wie hinwieder einer und derselbe Gegenstand von verschiedenen Sinnen gefaßt werden kann. Es sind daher das Kitzeln und die Freuden der Venus von den fünf Sinnen unterschieden, und werden von einigen mit unter dem Gefühle begriffen. Man muß vielmehr so schließen: Weil die Seele zur Erkenntniß der Dinge nicht anders, als mittels der fünf Sinne, gelangen kann; so hat die Natur dem Menschen auch gerade so viel gegeben, als zu seinem Besten und zu seiner Bestimmung erfoderlich waren.

Vergleichung.

Uebrigens übertrifft das Sehen alle andere Sinne an Geschwindigkeit. Es geht in einem Augenblicke bis gen Himmel, beweißt seine Thätigkeit in der Luft, und malt das Licht ohne alle Bewegung; da hingegen kein anderer Sinn ohne Bewegung etwas fassen kann; alle Bewegung aber Zeit erfodert. Und ob sie gleich allesammt des Vergnügens und des Schmerzens fähig sind; so kann doch das Gefühl den größten Schmerz, und fast gar kein Vergnü-

gen, der Geschmack hingegen das größte Vergnügen und fast gar keinen Schmerz fassen.

Schwachheit und Ungewißheit.

Aus der Schwachheit und Ungewißheit unsrer Sinne entstehen Unwissenheit, Irrthümer, und alle Fehler. Denn da alle Erkenntniß nur durch sie in uns kömmt; so können wir nicht weiter, wenn sie uns auch etwas Falsches berichten sollten. Allein, wer kann es behaupten, oder ihnen Schuld geben, daß sie betrügen, da wir ja nur durch sie anfangen zu lernen und zu erkennen? Es haben einige gesagt, die Sinne trögen niemals. Und wenn es auch schiene, daß sie trögen; so käme der Fehler anderswo her, und man müsse den Grund allemal lieber sonst irgendwo, als in den Sinnen suchen. Andere hingegen haben gerade umgekehrt behaupten wollen, die Sinne trögen allesammt, und könnten uns nie etwas Gewisses lehren.

Gegenseitiger Betrug der Seele und der Sinne.

Doch die Sinne mögen betrüglich seyn oder nicht, so viel bleibt doch immer gewiß, daß sie wenigst gemeiniglich die Ueberlegung, und die Vernunft betrügen, und dafür auch von diesen wieder betrogen werden. Hier kann man sehen, was für eine schöne Kenntniß und Gewißheit der Mensch haben kann, da sein Inneres und Aeußeres voller Falschheit und Schwachheit ist, und die vornehmsten Theile, die wesentlichen Werkzeuge des Wissens, einander betrügen. Daß die Sinne den Verstand betrügen und übertäuben, sieht man daraus, daß einige Sinne bis zur Wuth erhitzen, andere die Seele besänftigen und ihr angenehme Empfindungen erregen. Warum wenden sonst diejenigen, welche zur Ader lassen, oder sich schneiden oder etwas wegbrennen lassen, die Augen weg, wenn es nicht darum geschieht, weil sie die große Gewalt kennen, welche die Sinne über ihre Vernunft haben? Der Anblick eines tiefen Abgrundes erschreckt auch den, der weiß, daß er sicher steht.

Und

Und kann nicht eine sinnliche Empfindung alle schönen Entschließungen der Tugend und Geduld umreißen und besiegen? Daß aber auch umgekehrt die Sinne vom Verstande hintergangen werden, erhellt daraus, daß unsre Sinne, wenn die Seele von Zorne, Liebe, Hasse und andern Leidenschaften beunruhigt wird, die Sachen ganz anders sehen und hören, als sie sind, ja daß unsre Sinne zuweilen von den Leidenschaften der Seele ganz und gar stumpf gemacht werden. Es scheint, die Seele ziehe die Wirksamkeit der Sinne ins Innere hinein, und mache ihnen da etwas vor; daher das Aug, wenn der Geist anderswo beschäfftigt ist, nicht sieht, was vor ihm liegt, und nicht gewahr wird, was es sieht.

Die Sinne sind dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein.

An den Sinnen haben die übrigen Thiere so viel und oft noch mehr Antheil, als wir. Denn einige haben ein schärferes Gehör, andere ein besseres Gesicht, andere einen stärkern Geruch, und noch andere einen feinern Geschmack, als der Mensch; man hält auch dafür, daß im Hören der Hirsch, im Sehen der Adler, im Riechen der Hund, im Geschmacke der Affe, und im Gefühle die Schildkröte den obersten Rang behaupte. Indessen bleibt dem Menschen, in Ansehung des Gefühls, welches unter allen der thierischste Sinn ist, doch wohl der Vorzug. Wenn nun aber die Sinne die Mittel sind, zu Erkänntnissen zu gelangen, und die Thiere daran auch ihren, ja oft größern Antheil haben, warum sollen sie keine Erkänntniß haben?

Schweres und gefährliches Urtheil der Sinne.

Es sind aber die Sinne nicht die einzigen Werkzeuge der Erkänntniß; nicht einmal den Unsrigen dürfen wir allein trauen und folgen. Denn wenn die Thiere mit ihren Sinnen anders von Dingen urtheilen, als wir mit den unsrigen, wie sie wirklich thun; wem soll man

glauben? Unser Speichel reinigt und trocknet unsere Wunden aus; er tödtet aber auch die Schlange? welches ist nun die wahre Eigenschaft des Speichels? Austrocknen, reinigen, oder tödten? Um richtig von den Wirkungen der Sinne zu urtheilen, müssen wir uns erst mit den Thieren, oder vielmehr mit uns selbst vergleichen. Unser gedrücktes und zusammengezogenes Aug sieht anders, als wenn es in seinem gewöhnlichen Zustande ist. Das zusammengedrückte Gehör empfängt die Gegenstände anders, als wenn es offen steht. Anders sieht, hört und schmäckt ein Kind, anders der erwachsene Mensch; und dieser wieder anders, als der Greis; anders der Gesunde, anders der Kranke, anders der Weise, anders der Narr. Was soll man bey solcher, oft sogar sich widersprechenden großen Verschiedenheit für gewiß halten? Ja ein Sinn straft den andern Lügen; ein Gemälde scheint erhaben, wenn man es ansieht, und ist eben, wenn man es befühlt.

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Sehen, Hören und Reden.

Vergleichung dieser drey.

Von allen körperlichen Gaben, die zuerst in die Sinne fallen, sind diese drey die reichsten und vortreflichsten, und es wird darüber gestritten, welche von ihnen den Vorzug haben soll. Was ihre Werkzeuge betrifft, so ist das Werkzeug des Sehens nach seiner Zusammensetzung und Gestalt bewundernswürdig, und von einer lebhaften und glänzenden Schönheit, wegen der grossen Mannichfaltigkeit und Feinheit so vieler kleinen Theile. Man sagt daher auch, das Aug sey einer von denjenigen Theilen des Leibes, welche sich zuerst zu bilden anfangen, aber am letzten ganz ausgebildet werden. Und eben deswegen ist

es

es so zärtlich, und, wie gesagt wird, hundert und zwanzig Krankheiten unterworfen. Zunächst nach ihm folgt das Werkzeug des Redens; dafür aber hat das Gehör verschiedene andere große Vorzüge. Zum Dienste des Körpers ist das Gesicht weit nöthiger, und daher auch den Thieren viel wichtiger, als das Gehör; aber in Absicht auf die Seele hat das Gehör den Vorzug. Das Gesicht dient zwar zum Erfinden der Dinge. Denn fast alle sind durch dasselbe entdeckt worden; es bringt aber nichts zur Vollkommenheit. Ueberdieß taugt das Gesicht nur zu körperlichen Dingen und Substanzen, und zwar auch nur ihre Schale und Oberfläche zu erkennen. Es ist das Werkzeug der Unwissenden und Ungelehrten, die nur von dem, was vor ihnen steht, und gegenwärtig ist, gerührt werden (*a*).

Das Gehör ist ein geistiger Sinn, es ist der Unterhändler und Agente des Verstandes, das Werkzeug der Gelehrten und Witzigen, und taugt nicht allein, das Geheime und Innere der Substanzen, wohin das Gesicht nicht reicht, sondern auch ihre Gattungen und alle geistige und göttliche Dinge zu erkennen, wobey das Gesicht mehr hinderlich, als förderlich ist. Daher hat es nicht allein verschiedene große und gelehrte Blinde gegeben, sondern auch solche, die sich mit Wissen und Willen des Gesichts beraubt haben, um besser philosophiren zu können; von Tauben hingegen hat man kein einziges solches Beyspiel. Durch das Gehör dringt man in die Vestung hinein und wird Meister davon. Man kann damit den Geist zum Guten und zum Bösen lenken. Dieses beweisen die Gemahlinn des Königs Agamemnon, welche mittels des Harfenklangs in den Schranken der ehelichen Treue erhalten wurde; und David,

(*a*) Qui moventur ad id, quod adest, quodque præsens est

David, welcher durch dasselbe Mittel den bösen Geist vom Saul vertrieb und ihn gesund machte; ingleichen jener Flötenspieler, welcher die Stimme des Gracchus, jenes großen Redners, weich und stark machen konnte. Kurz Wissenschaft, Wahrheit und Tugend haben keine andere Vereinigung mit der Seele, und keinen andern Zugang zu ihr, als durch das Gehör; ja das Christenthum lehrt, daß der Glaube und die Seligkeit durchs Hören komme, und das Sehen dabey mehr hinderlich, als förderlich sey; daß der Glaube eine Zuversicht von dem sey, was man nicht sieht, welche durchs Hören erlangt werde. Die Lehrlinge und noch neuen Hörer des Christenthums werden daher auch Catechumenen genannt. Ich setze noch hinzu, daß das Gehör im Finstern und im Schlafe eine große Hülfe ist, weil man mittels des Schalls für seine Erhaltung sorgen kann. Aus allen diesen Gründen empfehlen die Weisen das Hören so sehr, und wollen, daß man sein Gehör keusch und rein von aller Befleckung bewahre, und so für das Heil des Einwendigen sorge, gleichwie man zur Sicherheit einer Stadt an den Thoren und auf den Mauern Wache halten läßt, damit der Feind nicht hinein kommen möge.

Die Gewalt und das Ansehen der Rede.

Die Rede ist dem Menschen besonders, als ein vortrefliches und höchstnöthiges Geschenk verliehen worden. Sie ist in Ansehung dessen, von welchem sie hervorgebracht wird, der Dollmetscher und der Abdruck der Seele, ihr Anzeiger und Spiegel (*b*), der Bote des Herzens, die Thüre, durch welche alles, was einwendig ist, herausgeht und ans Licht kömmt. Alle Dinge gehen dadurch aus der Finsterniß und aus dem Verborgenen hervor, kommen an das Licht, und nun kann der Geist gesehen werden

(*b*) Animi index & speculum.

werden. Daher sagte ein Alter zu einem Kinde: „Rede, daß ich dich sehe," das ist, daß ich dein Innerstes sehe. Wie man bey Gefäßen aus dem Klange schließt, ob sie zerbrochen, offen, ganz, voll oder leer sind; und wie man die Metalle aus dem Striche beurtheilt; eben so kennt man den Menschen an der Rede. Für den, der sie empfängt, ist sie ein gewaltiger Herr und strenger Befehlshaber, welcher in die Vestung eindringt, sich des Herrn derselben bemeistert, ihn beunruhigt, anfeuert, erbittert, befriedigt, aufbringt, betrübt, erfreut, jede Leidenschaft, die er will, in ihm erregt; die Seele des Hörenden behandelt und bearbeitet, zu jeder Empfindung hinlenkt, und macht, daß er bald roth, bald blaß wird, lacht, weint, zittert, staunt, raset, hüpft, und vor Affecten ganz außer sich kömmt. In Ansehung aller ist die Rede die Hand des Geistes, womit er, wie der Körper mit der seinigen, nimmt und giebt; sie erbittet sich Rath und Hülfe, und ertheilt auch beydes. Sie ist der größte Unterhändler und Mäckler; durch sie wird der Handel getrieben, weswegen auch wohl Merkur zugleich Sprecher und Bote der Götter, und selbst Gott der Kaufleute ist (c); durch sie wird der Friede geschlossen; durch sie werden Staatsgeschäffte verhandelt, Wissenschaften und Güter des Geistes in Gang, und unter die Leute gebracht. Sie ist das Band und die Kette der menschlichen Gesellschaft, doch nur in wie fern sie verstanden wird. Denn, sagte ein gewisser Alter, ich will lieber in der Gesellschaft eines bekannten Hundes, als in der Gesellschaft eines Menschen seyn, dessen Sprache mir unbekannt ist; daß also ein Ausländer einem andern

(c) So habe ich das in der Uebersetzung Unnachahmliche des im Original stehenden Lateinischen: merx a Mercurio, auszudrücken gesucht.

dern gar nicht an eines Menschen Statt seyn kann (*d*). Kurz, die Rede ist das Werkzeug zu allen guten und bösen Dingen; Tod und Leben steht in ihren Händen (*e*). Nichts ist besser, aber auch nichts böser, als die Zunge. Die Zunge des Weisen ist die Thüre einer königlichen Kunstkammer; sobald sie sich aufthut, sieht man auf einmal tausend verschiedene schöne Sachen aus Indien, Peru und Arabien, wovon immer eine schöner, als die andere ist. So läßt der Weise aus seinem Herzen und Munde Sprüche, kurze Sätze der Weltweisheit, Gleichnisse, Beyspiele, Geschichten, und witzige aus allen alten und neuen Schätzen zusammengetragene auserlesene Reden, (er bringt aus seinem Schatze Altes und Neues hervor (*f*), in der schönsten Ordnung hervorgehen, welches alles zur guten Einrichtung der Sitten, und der Polizey, für Leben und Tod föderlich wird, und, wenn es geschickt, und zu rechter Zeit angebracht wird, nebst vielem Vergnügen, große Schönheit, und Nutzen bringt. Ein Wort zu seiner Zeit geredet, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schaalen (*g*). Der Mund des Bösen ist ein stinkendes und pestilenzialisches Loch, die Lästerzunge eine Mörderinn der Ehre des Nächsten, ein Meer, eine Welt voll Uebel, ärger als Schwert, Feuer, Gift, Tod und Hölle; eine Welt voll Ungerechtigkeit, ein unruhiges Uebel, ein tödtliches Gift, ein Feuer, welches alles entzündet, der Tod von ihr ist der schänd-

Von der guten und bösen Zunge.

(*d*) Ut externus alieno non sit hominis vice.

(*e*) Vita & mors in manibus linguæ.

(*f*) Qui profert de thesauro suo nova & vetera. *Matth.* 13, 52.

(*g*) Mala aurea in lectis argenteis verba in tempore suo. *Proverb. Salom.*

schändlichste, und die Hölle ist besser, als sie (*h*).

Beziehung des Gehörs und der Rede gegen einander.

Es stehen aber das Gehör und die Rede mit einander im Verhältnisse, und beziehen sich auf einander; sie sind genau zusammen verwandt, und es ist keines ohne das andere; wie man denn auch natürlicher Weise in keiner Person eines ohne das andere antrifft. Sie sind die beyden großen Thore, durch welche die Seele allen ihren Handel treibt, und allenthalben hin Bekanntschaft hat. Mittels dieser beyden ergießen sich die Seelen in einander, wie bey Gefäßen zu geschehen pflegt, wenn man die Mündung des einen an die Oefnung des andern legt. Wo diese beyden Thüren verschlossen sind, wie bey den Tauben und Stummen, da bleibt die Seele einsam und elend. Das Gehör ist die Thür des Einganges, und durch sie bekömmt die Seele alle Dinge von außen herein, und empfängt wie das Weibchen. Die Rede ist die Thür des Ausganges, und durch sie wirkt und erzeugt der Geist, wie das Männchen. Durch die Vereinigung von beyden, wie durch das harte Anschlagen und Zusammenstoßen der Steine und des Stahls, entsteht und springt das heilige Feuer der Wahrheit heraus. Denn wenn sie sich so an einander reiben und abfeilen; so geht der Rost weg, sie werden rein und hell, und so kömmt alle Erkänntniß zur Vollkommenheit. Das Gehör bleibt aber immer das erste. Denn nichts kann aus der Seele herausgehen, was nicht hineingegangen ist; daher sind alle von Natur Taube auch stumm. Erst muß die Seele sich mittels des Gehörs einrichten und mit Vorrathe versehen, um hernach durch

(*h*) Universitas iniquitatis, malum inquietum, venenum mortiferum, ignis incendens omnia, mors illius nequissima, utilis infernus potius, quam illa. *Jac.* 3. *Sirac.* 28.

durch die Rede wieder austheilen zu können. Daher hängt alles Gute und Böse der Rede und fast des ganzen Menschen vom Gehöre ab. Wer richtig hört, redet auch richtig; und wer unrecht hört, redet auch unrecht. Vom Gebrauche und den Vorschriften des Redens wird weiter unten gehandelt werden (*i*).

Vierzehntes Kapitel.

Von der Kleidung des Leibes.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Art, ganz nackend zu gehen, welche noch von einem großen Theile der Menschen beybehalten wird, die ursprüngliche, die andere aber, da man sich bekleidet, die künstliche und dazu erfunden ist, daß man die Natur vertilgt, wie diejenigen thun, welche durch künstliches Licht das Licht des Tages vertreiben wollen. Denn da die Natur alle andere Geschöpfe allenthalben mit Bedeckung hinlänglich versehen hat; so ist nicht zu glauben, daß sie den Menschen sollte schlechter gehalten, und ihn allein dürftig und in einem Zustande gelassen haben, worin er sich ohne fremde Hülfe nicht behaupten könnte. Es sind also ungerechte Vorwürfe, die man der Natur macht, als wenn sie eine Stiefmutter gegen uns wäre, wie bereits oben ist gesagt worden. Wenn die Menschen ursprünglicher Weise bekleidet gewesen wären; so ist es unwahrscheinlich, daß es ihnen hätte einfallen sollen, sich zu entkleiden und bloß zu gehen, sowohl wegen der Gesundheit, welche bey solcher Veränderung äußerst viel würde gelitten haben, als auch wegen der Schamhaftigkeit; und gleichwohl geschieht es, und wird bey verschiedenen Nationen noch beybehalten. Man darf auch

(*i*) B. 3. Kap. 43.

auch nicht zur Ursache anführen, daß man dadurch die Schamtheile verdecken und sich gegen die Kälte schützen wolle, welches die beyden angeblichen Ursachen sind, da man wohl die Wärme wahrscheinlicher Weise nicht anführen wird. Denn die Natur hat uns nicht gelehrt, daß es Schamtheile gäbe; sondern wir haben es uns durch eigene Schuld selbst gesagt. Es hat sie auch die Natur schon genug verborgen, weit aus den Augen gerückt, und sicher bedeckt. Und wenn es denn nun ja seyn müßte; so brauchte man doch nur diese Theile allein zu bedecken, wie einige in jenen ganz nackenden Ländern thun, wo man sie doch gewöhnlicher Weise nicht bedeckt. Und was soll das seyn, daß der Mensch, der den Herrn vorstellen soll, sich nicht getraut, sich der Welt nackend zu zeigen, sondern sich unter fremden Decken verbirgt, ja gar damit putzt? Was aber die Kälte und andere besondere und örtliche Bedürfnisse anbelangt, so wissen wir, daß man unter einerley Luft und Himmelsstriche sowohl nackend als bekleidet geht, und wir selbst tragen den zartesten Theil von uns ganz unbedeckt; weswegen ein Bettler, den man fragte, wie er im Winter so bloß gehen könnte, zur Antwort gab, wir trügen ja das Gesicht auch bloß, und er wäre ganz Gesicht. Viele große Männer pflegten beständig mit bloßem Kopfe zu gehen, als Maßinissa, Cäsar, Hannibal, Severus; und es giebt viele Nationen, welche beständig bloß gehen, auch so zu Felde ziehen, und nackend fechten. Der Rath des Plato für die Gesundheit ist der, man soll sich weder Kopf noch Füße bedecken; und Varro sagt, die Verordnung, in Gegenwart der Götter und der Obrigkeiten das Haupt zu entblößen, wäre mehr wegen der Gesundheit, und sich gegen rauhe Witterung abzuhärten, als wegen der Ehrerbietung gemacht. Uebrigens ist die Erfindung der Decken und Häuser wider das Unrecht der Men-

schen und der Witterung, viel älter, natürlicher und allgemeiner, als die Erfindung der Kleidung, und den Menschen mit den Thieren gemein; das Suchen der Nahrung aber geht noch viel weiter vorher. Vom Gebrauche der Kleider sowohl, als der Nahrungsmittel, wird unten gehandelt werden (*k*).

Fünfzehntes Kapitel.
Von der menschlichen Seele überhaupt.

Diese überaus schwere Materie ist von den größten Gelehrten abgehandelt, und untersucht worden; die Meynungen sind aber gar sehr verschieden gewesen, je nachdem die Nationen, Religionen, Stände und Gründe verschieden waren, und man ist nicht übereingekommen; und hat auch nichts gewisses ausgemacht. Die Hauptpunkte sind, der Ursprung, und das End der Seelen, ihr Eingang und Ausgang aus dem Körper; wo sie herkommen, wann sie in den Körper gehen; und wo sie hinkommen, wann sie ihn wieder verlassen; ihre Natur, Zustand, Wirksamkeit, und ob es im Menschen verschiedene oder nur eine Seele giebt.

Vom Ursprunge der vernünftigen Seele.

Ueber den Ursprung der Seelen ist zu allen Zeiten viel gestritten worden, und die Meynungen davon sind unter den Weltweisen, und Gottesgelehrten immer sehr verschieden gewesen. Man hat besonders vier berühmte Meynungen. Nach der ersten, welche die Meynung der Stoiker ist, und die der Jude Philo und hernach die Manichäer behauptet haben, sollen die Seelen aus dem Wesen Gottes erzeugt, und also gleiches Wesens

seyn,

(*k*) Im dritten Buche, bey der Tugend der Mäßigkeit.

seyn, und von Gott den Leibern eingehaucht werden. Die zweyte ist die Meynung des Aristoteles, welche vom Tertullianus, Apollinaris, den Luciferianern und andern Christen ist angenommen worden; und nach derselben sollen sie von den Seelen der Aeltern, durch die Zeugung, wie die Körper, nach Art der thierischen, vegetabilischen und sensitiven Seelen, herfließen und abstammen. Zu Folge der dritten, welche die Meynung der Pythagoräer und Platoniker ist, die hernach von verschiedenen jüdischen Rabbinen und Lehrern, ingleichen vom Origenes und andern christlichen Lehrern ist behauptet worden, sollen die Seelen gleich im Anfange alle zugleich von Gott geschaffen, aus nichts hervorgebracht worden seyn, und im Himmel aufbehalten, hernach, wie es nöthig befunden wird, herunter auf die Erde in die dazu gebildeten und derselben empfänglich gemachten Leiber gesendet werden. Die vierte ist unter der Christenheit die angenommene; und sagt, daß die Seelen von Gott geschaffen, den Leibern eingegossen und so bereitet werden, daß ihre Schöpfung und Eingießung zu gleicher Zeit geschieht. Alle diese vier Meynungen sind bejahend; es giebt aber auch eine fünfte und bescheidenere, welche nichts entscheidet; sondern nur so viel sagt, es sey eine dem Menschen unbekannte und verborgene Sache, welcher Meynung der heilige Augustinus, Gregorius, Bischof zu Nyssa, und andere gewesen sind, die doch die beyden letztern bejahenden wahrscheinlicher, als die beyden erstern gefunden haben.

Ihr Sitz und Werkzeug.

Der Sitz der vernünftigen Seele, wo sie wie auf einem Throne sitzt (*a*), ist das Gehirn und nicht das Herz, wie man vor dem Plato und dem Hippokrates gemeiniglich dachte. Denn das Herz hat wohl Empfindung, ist aber der

(*a*) Ubi sedet pro tribunali.

Weisheit nicht fähig. Das Gehirn aber, welches beym Menschen viel größer, als bey allen andern Thieren ist, muß, wenn es gut gebaut und so eingerichtet seyn soll, daß die vernünftige Seele gut wirken kann, der Gestalt eines Schiffes nahe kommen, und nicht rund, auch weder zu groß, noch zu klein seyn, wiewohl es ein geringerer Fehler ist, wenn es außerordentlich groß ist; es muß aus einer feinen, zarten und dünnen Substanz und auch dergleichen Theilchen zusammengesetzt seyn, welche genau und ohne Trennung oder Zwischenraum mit einander zusammenhängen und verbunden seyn müssen; es hat vier Höhlen oder Bäuche, davon die ersten drey so beysammen stehen, daß eine vorn bey der Stirn ist, die andern aber in der Mitte, wie zwey Seitenflügel, neben einander gestellt sind, und hinter diesen liegt nun gegen das Ende des Kopfes die vierte allein, in welcher die Zubereitung und Zusammensetzung der Lebenssäfte geschieht, welche hernach Lebensgeister werden sollen, und in die drey vordersten Höhlen gebracht werden, in welchen die vernünftige Seele ihre Fähigkeiten bereitet und übt, nämlich die drey, den Verstand, das Gedächtniß und die Einbildungskraft, welche nicht abgesondert und allein, jede in einer besondern Höhle oder Bauche ausgeübt werden, wie einige gedacht haben, sondern verbunden und zusammen, alle drey und jede derselben in allen dreyen, eben so wie die äußern Sinne, die doppelt sind, und zwo Höhlen haben, in derer jeder der ganze Sinn sich thätig erweißt. Daher kömmt es, daß, wenn auch jemand an einer oder zweyen von diesen Höhlen verletzt ist, als ein Gelähmter, er doch noch alle drey Kräfte, wiewohl schwächer, üben kann, welches er nicht würde thun können, wenn jede Kraft ihre Höhle für sich allein hätte.

Ob die vernünftige Seele organisch ist.

Es haben einige gemeynt, die vernünftige Seele sey keinesweges organisch, und habe zu ihren Verrichtungen gar kein körperliches Werkzeug nöthig, womit sie zugleich die Unsterblichkeit der Seele recht gut zu beweisen dachten; die in die Augen fallende und alltägige Erfahrung aber, ohne uns in ein Labyrinth von Schlüßen einzulassen, straft solche Meynung Lügen, und beweist das Gegentheil. Man weiß, daß nicht alle Menschen überein und auf einerley Weise denken und schließen, sondern hierin eine große Verschiedenheit ist. Der nämliche Mensch ändert hier, und schließt zu einer Zeit, in einem Stande und gewisser Verfassung, und in einem Alter besser, als in dem andern; mancher besser im gesunden, als im ungesunden Zustande; und mancher besser, wenn er krank, als wenn er gesund ist; ja der Mensch kann zur nämlichen Zeit stark im Urtheilen, und schwach in der Einbildungskraft seyn. Wo mögen nun diese Verschiedenheiten und Veränderungen herkommen, wenn es nicht davon ist, daß das Werkzeug seinen Zustand ändert? Und wie kömmt es, daß Trunkenheit, der Biß eines wütenden Hundes, ein hitziges Fieber, ein Schlag auf den Kopf, Dünste, die aus dem Magen in die Höhe steigen, und andere Zufälle die Urtheilungskraft, den ganzen denkenden Geist und alle Weisheit Griechenlandes umkehren und über den Haufen werfen, ja die Seele selbst zwingen können, ihre Behausung des Leibes zu verlassen? Diese bloß körperlichen Zufälle können nicht bis zu jener hohen geistigen Kraft der vernünftigen Seele gelangen und darin wirken; sondern kommen nur bis an die Werkzeuge. Und wenn diese verderbt und zu Grunde gerichtet sind; so kann die Seele nicht gut und regelmäßig wirken. Sind sie aber zu sehr angestrengt und gewaltthätig behandelt; so muß sie sich gänzlich ent-

fernen und davon gehen. Uebrigens ist der Gebrauch eines Werkzeugs der Unsterblichkeit gar nicht nachtheilig. Denn Gott bedient sich derselben auch, und richtet seine Handlungen danach ein. Und wie nach der Verschiedenheit der Luft, der Gegend und des Clima, Gott an Geist und natürlichen Fähigkeiten verschiedene Menschen hervorbringt; denn in Griechenland und in Italien bringt er weit witzigere hervor, als in Lappland und in der Tartarey; also denkt auch die Seele nach Verschiedenheit der organischen Einrichtungen, und der körperlichen Werkzeuge, besser oder schlechter. Doch wir müssen nun vom Werkzeuge der vernünftigen Seele, dem Gehirne, und dessen Temperamente reden.

Vom Temperamente des Gehirns. Von den Kräfften der Seele Unterschied ꝛc.

Temperament heißt die Mischung und das Verhältniß der vier ersten Eigenschaften, als der Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, oder vielleicht noch einer fünften, welche gleichsam die aus jenen vieren entspringende Harmonie ist. Nun hängt aber von dem Temperamente des Gehirns der ganze Zustand und alle Thätigkeit der vernünftigen Seele ab; nur verursacht dieses dem Menschen ein grosses Elend, daß die drey Kräfte der menschlichen Seele, Verstand, Gedächtniß und Einbildungskraft, ganz entgegengesetzte Temperamente erfodern, und nach denselben wirken.

Widerspruch, Verstand, Trocken, Alter, Mittag.

Das Temperament des Verstandes ist trocken, daher es auch kömmt, daß die bejahrten Leute um so viel verständiger, als die jungen sind, jemehr das Gehirn von seiner Feuchtigkeit verliert und trockener wird. Auch sind die Melancholischen, die Bekümmerten, Dürftigen, und ganz Nüchternen (denn Traurigkeit und Fasten trocknen aus) klug und sinnreich. Ein weises Herz ist wie ein trockner Glanz; und Anfechtung

giebt

giebt Verstand (*b*). Selbst die Thiere von trocknerm Temperamente, als Ameisen, Bienen, Elephanten, sind klug und sinnreich, da hingegen die feuchten, als das Schwein, dumm und ohne Geist sind. So sind auch die in mittägigen Ländern trocken, und wegen der gewaltigen äußerlichen Hitze, in der innerlichen Hitze des Gehirns gemäßigt. Das Temperament des Gedächtnisses ist feucht; daher haben Kinder ein besseres Gedächtniß, als Greise; und daher ist der Morgen nach erlangter Feuchtigkeit durch das Schlafen in der Nacht dem Gedächtnisse weit günstiger, und es ist eben darum auch bey den Einwohnern der mitternächtigen Länder weit stärker. Ich meyne hier keine wässerichte und flüßige Feuchtigkeit, in welcher auch kein Eindruck bleiben würde; sondern eine ätherische, leimigte, fette und öhlichte, welche leicht faßt und vest hält, wie man an Oelmalereyen sehen kann. Das Temperament der Einbildungskraft ist warm, daher die Wahnwitzigen, Rasenden und die von einer hitzigen Krankheit Befallenen in dem, was die Einbildungskraft angeht, ganz vortreflich sind, als in der Dichtkunst und Weissagung. So ist sie auch am stärksten in den Jünglingsjahren und in den besten Jahren des Mannes, in welchen Alter sich die Dichter und Propheten am meisten hervorgethan haben, wie auch in den gemäßigten Ländern, die zwischen Mitternacht und Mittag liegen.

Einbildungskraft, Wärme, Jünglingsjahre.

Aus dieser Verschiedenheit der Temperamente folgt, daß man in allen drey Kräften mittelmäßig, aber nicht vortreflich seyn kann, und daß, wer in einer von den dreyen vortreflich ist, in den andern schwach ist. Daß die Temperamente des Gedächtnisses und des Verstandes sehr verschieden und einander zuwider sind, das ist so

Vergleichung der Temperamente.

(*b*) Splendor siccus animus sapientissimus: vexatio dat intellectum.

deutlich, als der Unterschied zwischen trocken und feucht seyn. Daß aber die Einbildungskraft den übrigen entgegen seyn soll, fällt nicht sogleich in die Augen; denn Wärme kann sich mit Trockenheit und Feuchtigkeit vertragen. Gleichwohl aber lehrt die Erfahrung, daß diejenigen, so in der Einbildungskraft vortreflich sind, am Verstande und am Gedächtnisse krank sind, und für närrisch und rasend gehalten werden. Allein, dieses kömmt daher, weil die große Hitze, welche zur Einbildungskraft so dienlich ist, sowohl die zum Gedächtnisse erfoderliche Feuchtigkeit, als auch die Feinheit der Lebensgeister, und Bilder, welche bey der zum Verstande dienlichen Trockenheit seyn muß, verzehrt, und also den übrigen zuwider ist, und sie ganz zerstört.

Die drey einzigen Temperamente und Kräfte der Seele.

Aus allem diesen erhellt, daß es nicht mehr, als drey Haupttemperamente giebt, welche der Seele dienlich sind, sie thätig machen und die Geister unterscheiden, nämlich das hitzige, das trockene und das feuchte. Die Kälte taugt gar nichts, sie ist nicht thätig, und dient nur, alle Bewegungen und Verrichtungen der Seele zu hindern. Und wenn man zuweilen bey Schriftstellern liest, daß die Kälte zum Verstande etwas beytrage, und daß die von kaltem Gehirne, als die Melancholischen und die Bewohner der mittägigen Länder, klug, weise und witzig sind; so wird das Wort Kälte nicht schlechthin, sondern für eine große Mäßigung der Hitze genommen. Denn dem Verstande und der Weisheit ist nichts mehr zuwider, als die große Hitze, welche hingegen der Einbildungskraft sehr zuträglich ist. Und nach den drey Temperamenten giebt es auch drey Kräfte der vernünftigen Seele; diese Kräfte aber sind, wie die Temperamente, verschiedener Grade, Unterabtheilungen und Unterscheidungen fähig.

Der

Unterabtheilungen der drey Kräfte der vernünftigen Seele.

Der Verstand hat drey Hauptgeschäffte und Unterschiede, Schließen, Unterscheiden und Wählen. Die Wissenschaften, welche für den Verstand gehören, sind die scholastische Theologie, die Theorie der Arzneykunst, die Dialectik, die Philosophie, sowohl die natürliche, als die moralische.

Verstand.

Das Gedächtniß hat auch einen dreyfachen Unterschied, als: Bilder leicht fassen und leicht wieder fahren lassen; leicht fassen und schwer wieder vergessen; schwer fassen und leicht vergessen. Wissenschaften des Gedächtnisses sind die Grammatik, die Theorie der Rechtsgelehrsamkeit, die positive Theologie, die Cosmographie und Rechenkunst.

Gedächtniß.

Bey der Einbildungskraft giebt es viel mehr Unterschiede, als bey dem Gedächtnisse und dem Verstande. Für sie gehören eigenthümlich die Erfindungen, die Scherze und Sticheleyen, die spitzigen und feinen Einfälle, die Erdichtungen und Lügen, die Bilder und Vergleichungen, die passenden, reinen, schönen und zierlichen Ausdrücke. Daher gehören für sie die Dichtkunst, Beredtsamkeit, Musik und überhaupt alles, was aus Bildern, Beziehungen, Harmonien und Verhältnissen besteht.

Einbildungskraft.

Eigenschaften und Wirkungen der Kräfte, nebst der Ordnung des Wirkens.

Aus diesem allen erhellet, daß Lebhaftigkeit, Feinheit, Geschwindigkeit, und was man gemeiniglich Witz nennt, für eine feurige Einbildungskraft, und Gründlichkeit, Reife und Wahrheit für den trockenen Verstand gehören. Die Einbildungskraft ist thätig und lärmend, sie setzt alles in Bewegung, und giebt allen übrigen Kräften etwas zu thun. Der Verstand wirkt stillschweigend und ruhig. Das Gedächtniß verhält sich völlig leidend. Hiemit geht es aber also zu:

Die Einbildungskraft sammelt erstlich die Gattungen und Bilder sowohl der gegenwärtigen Dinge mittels der fünf Sinne, als der abwesenden durch Hülfe des Gemeinsinnes, und stellt sie darauf, wenn sie will, dem Verstande vor, welcher sie betrachtet, untersucht, überlegt und beurtheilt. Hernach giebt eben sie dieselben dem Gedächtnisse zum Aufheben und Aufbewahren, wie ein Schreiber dem Papiere, um auf bedürfenden Fall sie wieder herauszunehmen, welches man Erinnerungskraft nennt, oder wenn es ihr gefällt, giebt sie dieselben auch gleich dem Gedächtnisse über, ohne sie erst dem Verstande dargestellt zu haben. Sammeln, dem Verstande darstellen, dem Gedächtnisse einprägen, und wieder herausnehmen, sind daher lauter Werke der Einbildungskraft; und der Gemeinsinn, wie die Erinnerungskraft, gehören also zu ihr; und sind keine von ihr abgesonderten Kräfte, wie einige wollen, um mehr als drey Kräfte der vernünftigen Seele anzunehmen.

Vergleichung der Kräfte der Seele, nach Vorzug und Würden.

Der Pöbel, welcher nie richtig urtheilt, schätzt das Gedächtniß sehr, und macht mehr Wesens daraus, als aus den beyden andern Kräften, weil es viel Blendwerk und öffentlich mehr Aufsehen und Lärmen macht; er glaubt, wer ein gut Gedächtniß habe, der sey sehr gelehrt, und schätzt Wissen höher, als Weisheit. Gleichwohl ist das Gedächtniß die geringste von den drey Kräften, und kann bey Narrheit und Unbesonnenheit bestehen. Sehr selten hingegen ist es bey vielem Verstande und Weisheit gut; denn ihre Temperamente sind einander zuwider. Von diesem gemeinen Irrthume kömmt die schlechte Erziehung der Jugend her, die man allenthalben sieht. Man ist immer dahinter her, sie auswendig lernen zu lassen, was in den Büchern steht, damit sie es anführen kann, und ihr das Gedächtniß mit fremden Gute anzufüllen und zu überladen; und bekům-

kümmert sich gar nicht darum, ihr den Verstand aufzumuntern und zu schärfen, und die Beurtheilungskraft zu bilden, um sie ihr eigenes Gut und ihre natürlichen Kräfte brauchen zu lehren, und sie zu allen Dingen geschickt zu machen. Man sieht auch, daß die gelehrtesten Leute, welche den ganzen Aristoteles und Cicero im Kopfe haben, die dümmsten und zu Geschäfften untüchtigsten Leute sind, und daß die Welt von denen geleitet und regiert wird, die gar nichts davon verstehen. Nach dem Urtheile aller Weisen ist der Verstand das erste, das vortrefflichste und hauptsächlichste Stück an der ganzen Rüstung. Wenns da richtig ist; so geht alles gut, und der Mensch ist weise; so wie hingegen, wo es hier fehlt, alles über die Querre geht. Nach ihm kömmt die Einbildungskraft, und das Gedächtniß ist das letzte.

Vergleichung der drey Seelenkräfte.

Vielleicht wird man diesen Unterschied durch folgende Vergleichung, welche ein Gemälde oder eine Nachahmung der vernünftigen Seele ist, noch besser verstehen. Bey jedem Gerichtshofe giebt es drey Ordnungen und Stufen. Die oberste Ordnung der Richter, wo wenig Getöse, aber viel Handlung ist, weil sie ohne viel Aufhebens, und ganz gelassen, alle Sachen beurtheilen, entscheiden, Verordnungen geben und verfügen, ist ein Bild der Beurtheilungskraft, des obersten Theils der Seele. Die zweyte Ordnung der Advokaten und Sachwalter, wo große Bewegung und Lärmen, aber wenig Handlung ist, weil sie nichts beendigen, oder verfügen; sondern die Sachen nur verwirren können, ist ein Gemälde der Einbildungskraft, jener bewegenden und unruhigen Seelenkraft, welche gar nicht stillstehen kann; aber gewiß nicht in der Absicht, um recht gut ruhen zu können; sondern wie ein siedender Topf einen Lärmen im Gehirne macht, und doch nichts beschließt oder vestsetzt. Die dritte und unterste Ordnung beym Gerichtshofe ist die,

wo

wo registrirt und niedergeschrieben wird; da ist weder Lärmen noch Handlung; sondern ein bloß leidender Zustand, ein Behälter, und eine Verwahrung aller Sachen, wodurch das Gedächtniß recht gut vorgestellt wird.

Die Seele ist von sich selbst gelehrt.

Die Seele, welche die Natur und die Form aller Thiere ausmacht, ist von sich selbst, ohne Unterricht, gelehrt, bringt alles gehörig vor, was sie weiß, und macht alle ihre Verrichtungen, wie es sich gehört, wenn sie nicht gehindert wird, und alle ihre Werkzeuge in gutem Stande sind. Es haben daher die Weisen sehr wohl und wahr gesagt, die Natur sey weise, gelehrt und erfinderisch, und mache zu allen Dingen geschickt, welches auch leicht durch einzelne Beyspiele kann gezeigt werden. Die vegetabilische Seele bildet ohne Anweisung, bloß von sich, den Körper in der Mutter ganz vortrefflich, nährt ihn hernach und befördert sein Wachsthum, zieht die Nahrung herbey, hält sie, verkocht sie, und wirft den Unrath aus, ergänzt und erquickt die schwachen Theile, welche Dinge man an Pflanzen, an Thieren und am Menschen sehen kann. Die sensitive Seele macht, ohne Anweisung, und bloß von sich selbst, bey Thieren und Menschen, daß sie ihre Füße, Hände und übrigen Glieder bewegen; sie bewirkt das Kratzen, Reiben, Schütteln, Saugen, Verzerren der Lippen, Weinen und Lachen. Die vernünftige Seele hat Vorstellungen, versteht, behält, schließt, denkt von sich selbst, ohne Anweisung; und nicht, wie Plato will, aus Erinnerung dessen, was sie wußte, ehe sie in den Körper kam, als wenn sie älter, als der Körper wäre; auch nicht, nach des Aristoteles Meynung, durch Empfangen und Erlangen von außen her mittels der Sinne, als wenn sie an sich eine weisse und leere Tafel wäre. Ob nun dieses gleich von der vernünftigen Seele schwerer

Empedokles, Hippokrates, Galenus.

zu glauben ist, als von den anderen beyden; so wird es doch bewiesen, einmal dadurch, daß es die gröβten Weltweisen behauptet und gesagt haben, der Same zu den gröβten Tugenden und Kenntnissen sey schon von Natur in die Seele gestreut; hernach durch aus der Erfahrung hergeleitete Schlüsse. Denn die Thiere schlieβen, überlegen und thun verschiedene Dinge, welche Klugheit und Verstand voraussetzen, wie oben zur Gnüge ist bewiesen worden (*c*). Indem Aristoteles dieses selbst zugesteht, hat er auch die Natur der Thiere vortrefflicher, als die menschliche gemacht, und diese ganz leer und unwissend vorgestellt. Denn daß die Unwissenden dieses natürlichen Instinkt nennen wollen, das sind lauter leere Worte, und sie wissen selbst nicht, was natürlicher Instinkt heissen soll. Melancholische, Wahnwitzige, Rasende, und von gewissen Krankheiten, welche Hippokrates göttliche nennt, befallene Menschen reden, ohne es gelernt zu haben, lateinisch, machen Verse, sprechen klug und hoch, errathen heimliche Sachen, und sagen künftige Dinge vorher, (welches die dummen Ignoranten dem Teufel oder einem Hauskobold zuschreiben,) ob sie gleich vorher ganz rohe und unwissende Leute gewesen, und auch nach wiedererlangter Gesundheit es wieder sind. Ingleichen hat es Kinder gegeben, die von alten Aeltern abstammten, welche gleich redeten, da sie kaum gebohren waren. Wo mögen denn sowohl die Thiere, als die Menschen, dieses alles gelernt und herbekommen haben?

Akademie, Philo, der Jude.

Wenn alle Kenntnisse, wie Aristoteles will, von den Sinnen herkämen; so würde folgen, daß diejenigen, welche die vollkommensten und schärfsten Sinne hätten, die sinnreichsten und gelehrtesten seyn müßten, da man doch gerade

Nicht mittels der Sinne.

(*c*) Kap. 8, 5.

rade im Gegentheile sieht, daß sie einen stumpfen Verstand haben, und oft die ungeschicktesten sind; daher auch einige sich freywillig des Gebrauchs der Sinne beraubt haben, damit die Seele ihre Geschäffte freyer und besser verrichten könne. Und es wäre doch schändlich und abgeschmackt, wenn die so erhabene und göttliche Seele ihr Vermögen bey den so geringen und hinfälligen Sinnen zusammenbetteln sollte; es ist vielmehr umgekehrt an dem, daß die Sinne alles von der Seele haben, und sie ohne dieselbe nichts sind und nichts vermögen. Endlich, was können die Sinne anders fassen, als bloß das Zufällige und die Oberflächen der Dinge? Denn bis in die Naturen und Gestalten, in die Schätze und Geheimnisse der Natur können sie nicht eindringen.

Entwurf und Antwort darauf.

Allein, wird man fragen, warum macht denn die Seele diese Dinge nicht immer? Warum macht sie ihre eigenen Verrichtungen nicht zu jeder Zeit, warum zu einer Zeit schwächer und schlechter, als zur andern? Die vernünftige Seele handelt in der Jugend schwächer, als im Alter; die vegetabilische hingegen ist in der Jugend kräftig und stark, und im Alter schwach, da die ausgefallenen Zähne nicht, wie in der Jugend, wieder ersetzt werden. Die vernünftige Seele thut in gewissen Krankheiten, was sie im gesunden Stande nicht kann, und umgekehrt bey gesundem Leibe, was sie beym kranken nicht kann. Auf alles dieses dient zur Antwort, was wir schon oben berührt haben, daß die Werkzeuge, welche die Seele zum Wirken nöthig hat, nicht immer im gehörigen Stande sind, auch nicht seyn können, alle Verrichtungen zu machen, und alle Wirkungen hervorzubringen; ja sie sind sogar oft einander zuwider und im Wege. Und um es noch kürzer und deutlicher zu fassen, kömmt es daher, daß das Temperament des Gehirns, wovon oben so viel ist geredet worden, durch welches und nach welchem die Seele

wirkt,

wirkt, verschieden und veränderlich, zu einer Verrichtung der Seele föderlich, zur andern hingegen hinderlich, in der Jugend hitzig und feucht, und also für die vegetabilische Seele gut, für die vernünftige aber nicht gut, im Alter hingegen kalt und trocken, folglich gut für die vernünftige, aber nicht gut für die vegetabilische Seele ist. Durch eine hitzige Krankheit wird es erhitzt und sehr fein, folglich zum Erfinden und Weissagen geschickt, zu reifen und gründlichen Urtheilen hingegen und zur Weisheit ungeschickt.

Von der Einheit und Mehrheit der Seelen.

Ob ein Mensch nur eine einzige oder mehr Seelen habe, darüber sind die Meynungen unter den Weisen sehr getheilt. Die Aegyptier und einige Griechen, als die Platoniker, nahmen ihrer drey an, die wesentlich von einander verschieden seyn sollten; es ist aber gar zu sonderbar, daß eine und dieselbe Sache verschiedene wesentliche Gestalten haben soll. Die meisten sind der Meynung, daß die Seelen einzeln sind, und ein jeder Mensch seine eigene habe. Man wendet dagegen ein, die Seele müsse alsdenn entweder ganz sterblich, oder zum Theile in Ansehung der vegetabilischen und sensitiven sterblich, und zum Theile in Ansehung der vernünftigen unsterblich, und also theilbar seyn. Daß es überhaupt nur eine Seele aller Menschen gäbe, war die Meynung der Araber, welche sich von dem Themistius, einem Griechen, herschrieb; von vielen aber widerlegt worden ist. Die gemeinste Meynung ist die, daß jeder Mensch seine eigene, und der Substanz nach nur eine Seele habe, welche der Grund des Lebens und aller Wirksamkeit im ganzen Menschen, und in jedem Theile ganz ist. Diese ist mit einer großen Anzahl von Kräften und Fähigkeiten versehen und bereichert, welche nach der Verschiedenheit der Gefäße und Werkzeuge, worin sie sich aufhält, und der Gegenstände, die ihr vorgelegt wer-

den,

den, zum Erstaunen verschieden, ja einander zuwider sind. Im Gehirne ist sie die sensitive und vernünftige, im Herzen die belebende und erzürnbare, in der Leber die natürliche, vegetabilische und gelüstende, und in den Zeugungsgliedern die erzeugende Seele; dieß sind ihre hauptsächlichsten und vornehmsten Kräfte. Es ist damit gerade so, und nicht anders, als mit der Sonne, welche auch dem Wesen nach nur eine ist, aber, wenn sie ihre Strahlen an verschiedene Orte vertheilt, hier erwärmt und dort erleuchtet, das Wachs zerschmelzt, die Erde trocknet, den Schnee weiß macht, die Haut schwärzt, die Wolken vertreibt, die Lacken austrocknet. Allein nun entsteht die Frage, wie und wann, ob gleich ganz und auf einmal, oder ob nach und nach die Seele in den Körper kömmt? Nach der gemeinen Meynung, die sich vom Aristoteles herschreibt, liegt die vegetabilische und sensitive Seele, welche ganz materialisch und körperlich ist, im Same, mit welchem sie von den Aeltern kömmt, und in der Mutter den Körper bildet; und wenn dieser nun fertig ist, so kömmt die vernünftige Seele von aussen her hinzu. Dem ohngeachtet sollen nicht zwo oder drey Seelen, sie sollen auch weder beysammen seyn, noch nach und nach werden, auch soll die vegetabilische nicht durch die Ankunft der sensitiven, noch die sensitive durch das Hinzukommen der vernünftigen verdorben werden; sondern es soll nur eine seyn, welche nach und nach und stufenweise entsteht, ausgebildet und vollkommen wird, wie die künstliche Gestalt eines Menschen auch stückweise würde gemalt werden, erst der Kopf, hernach der Hals, dann der Bauch, und so eins nach dem andern. Andere hingegen behaupten, die Seele komme gleich ganz mit allen ihren Kräften auf einmal in den Körper, und zwar wenn dieser organisirt, gebildet und völlig fertig ist; vorher sey ganz und gar keine

Wenn und wie die Seele ein Körper ist.

keine Seele, sondern nur eine gewisse natürliche Kraft und Wirksamkeit, die wesentliche Gestalt des Samens da gewesen, welche mittels der im Samen enthaltenen Lebensgeister, als mit ihren Werkzeugen, den Leib bilde und baue, und alle Glieder zusammenfüge; und wenn dieses geschehen sey, so verschwinde und vergehe jene Kraft, und der Same höre also auch auf Same zu seyn; indem er seine Gestalt durch die Ankunft einer andern und edlern verliere, welches die menschliche Seele hieße, die dann mache, daß das, was vorher Same war, nun Mensch ist.

Unsterblichkeit der Seele.

Nichts ist in der Welt so allgemein, so heilig und mit mehr Beyfalle von allen Menschen angenommen, (ich rede aber hier vom äußerlichen und öffentlichen Bekenntnisse, nicht von der innerlichen, ernstlichen und wahren Ueberzeugung, wovon hernach soll geredet werden;) (*d*) nichts mit mehr Nutzen geglaubt; nichts aber auch durch menschliche Gründe und Mittel schwächer bewiesen und bestätigt worden, als die Unsterblichkeit der Seele. Es scheint eine natürliche Anlage und Neigung da zu seyn, sie zu glauben. Denn der Mensch wünscht von Natur sein Daseyn zu verlängern und zu verewigen, woraus auch die große Sorge und Liebe für unsre Nachkommenschaft und Abkömmlinge herzuleiten ist. Hiezu kommen noch zwo Sachen, welche ihr so viel Ansehen und Beyfall verschaffen: Einmal die Hoffnung des Ruhms und großen Namens, nebst dem Wunsche denselben unsterblich zu machen, welcher in der Welt, so eitel er auch ist, erstaunlich viel gilt; und hernach die Einbildung, daß die Laster, welche den Augen und der Wissenschaft der menschlichen Gerechtigkeit entgehen, immer

(*d*) B. 2. Kap. 5.

immer der göttlichen noch unterworfen bleiben, welche sie auch nach dem Tode noch strafen werde.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Theilen der menschlichen Seele, und besonders vom Verstande, dem obersten und edelsten Theile derselben, von der Einbildungskraft, Vernunft, Denken, Witz, Beurtheilungskraft, Willen, Wahrheit und Erfindung.

Der Geist des Menschen ist ein Abgrund voll Dunkelheit, Höhlen und Winkel; ein Labyrinth; ein Chaos voll Verwirrung, und Verwickelung. In der Haushaltung dieses großen und erhabenen geistigen Theils, der Seele, giebt es so viele Kräfte, Wirkungen, und verschiedene Bewegungen, daß man da nichts, als immer neue Namen, Schwierigkeiten, Einwürfe und Zweifel vor sich findet.

Eintheilung der Stücke des Verstands.

Der Verstand (*a*), (denn diesen allgemeinen Namen wollen wir annehmen,) ist ein offenes und dazu eingerichtetes Subject, daß es alle Dinge aufnehmen und umfassen kann, gleichsam eine erste Materie und ein Spiegel aller Gestalten; der Verstand ist alles (*b*). Er ist fähig alles zu verstehen, nur sich selbst, entweder gar nicht, welches die große und fast unendliche Verschiedenheit der Meynungen darüber, der Zweifel und der Einwendungen, die noch täglich sich vermehren, beweisen kann; oder doch sehr dunkel und nicht gerade zu, sondern mittels

---

(*a*) Lateinisch: intellectus, mens. Griechisch: νοῦς.
(*b*) Intellectus est omnia.

mittels der zurückprallenden Kenntniß der Dinge auf ihn selbst, durch welche er merkt und erkennt, daß er versteht, und Kraft und Vermögen zu verstehen hat. Auf diese Weise erkennen sich die Geister selbst.

Seine erste Verrichtung, welche bloß im Empfangen und Aufnehmen der Bilder und Arten der Dinge besteht, und ein Leiden und Eindruck der Seele ist, welche durch einen Gegenstand und die Gegenwart desselben verursacht wird, heißt die **Vorstellung** und **Einbildung**.

Die Kraft und das Vermögen, die mittels der Vorstellung empfangene Dinge zu bearbeiten, zu behandeln und umzurütteln, zu kochen und zu verdauen, heißt **Vernunft** (*c*).

Die Handlung, Verrichtung oder Uebung dieser Kraft und dieses Vermögens, die empfangenen Sachen zu sammeln und zu verbinden, zu trennen und zu theilen, und noch andere hinzusetzen, heißt **Schließen, Denken** (*d*).

Die Leichtigkeit, die feine und muntere Hurtigkeit alle diese Sachen zu thun, und in dieselben einzudringen, heißt **Witz** (*e*). Sinnreich, witzig, fein, spitzfindig seyn, ist daher alles eins.

Die Wiederholung, und die Handlung des Wiederkäuens, des Aufkochens und Durchseigens durch das Haarsieb der Vernunft, und des rechten Ausarbeitens, um einen gründlichen und vesten Schluß daraus zu machen, heißt **Beurtheilungskraft**.

Die Wirkung des Verstandes endlich ist: **Erkennen, Begreifen, Entschließen.**

(*c*) Griechisch: Λογος.

(*d*) Griechisch: Λογισμος, διανοια, gleichsam διανουν.

(*e*) Esprit, lateinisch; ingenium.

Die Handlung, welche auf solches Erkennen und Entschließen folgt, da man sich nämlich ausstreckt, fortstößt und zur erkannten Sache hintreibt, heißt **Wollen, und ist gleichsam der ausgestreckte und fortgetriebene Verstand** (*f*).

Folglich sind alle diese Dinge, Verstand, Vorstellung, Vernunft, Denken, Witz, Beurtheilungskraft, Begreifen, Wollen, dem Wesen nach eins, den Wirkungen nach aber alle verschieden, welches man daraus sehen kann, weil jemand in einem davon vortreflich, im andern hingegen schwach ist, und oft derjenige, welcher im Witze und Scharfsinne den Vorzug hat, im Urtheilen und in der Gründlichkeit nachstehen muß.

Vortheilhafte Beschreibung des Geistes.

Ich habe nichts dagegen, wenn man dem menschlichen Geiste sein Lob sprechen, und seine Hoheit, Vermögenheit, Lebhaftigkeit und Geschwindigkeit rühmen will. Ich lasse mir es gern gefallen, daß man ihn ein lebendiges Bild Gottes, einen Tropfen aus der unsterblichen Substanz, einen Ausfluß aus der Gottheit, einen himmlischen Blitz, dem Gott die Vernunft als ein lebendiges Steuerruder gegeben hat, ihn nach Maß und Regeln zu lenken, und ein vollkommen harmonisches Instrument nennt; daß man sagt, durch ihn habe der Mensch mit Gott Verwandtschaft, welcher auch, ihn immer daran zu erinnern, seinem Leibe die aufrechte Stellung gegeben habe, damit er gen Himmel schauen, und den Ort seiner Geburt immer vor Augen haben möchte; kurz daß nichts groß in der Welt sey, als der Mensch, und im Menschen nichts groß sey, als der Geist, so daß, wenn man bis dahin steige, man bis über den Himmel hinauf steige, Es sind lauter beyfallwürdige Ausdrücke, von welchen die Schulen und Lehrstühle ertönen. Nur

(*f*) Intellectus extensus & promotus.

Nachtheilige Beschreibung desselben.

Nur wünschte ich, daß man bey dem allen diesen Geist auch recht untersuchen, studiren und kennen lernen möchte; denn da würde man sehen, daß er auch ein sich und andern sehr gefährliches Werkzeug, ein furchtbarer Feind, der alles aufsucht, ein kleiner Aufwiegler und Friedensstörer, und ein widerwärtiger und ungestümer Stoßvogel ist; daß er, wie ein Betrüger und Taschenspieler, unter Vorspiegelung irgend einer geschickten, feinen und listigen Wendung, heimlich alles Uebel in der Welt schmiedet, erfindet und verursacht; es giebt auch kein anders, als durch ihn.

Verschiedenheit und Unterschied der Geister.

Die Geister sind noch verschiedener, als die Körper, es giebt auch mehr Feuer, mehr Stücke und mehr Bildung. Wir können sie in drey Klassen bringen, deren jede wieder verschiedene Stufen hat. Zu der untersten Klasse gehören die kleinen, schwachen und fast thierischen Geister, welche zunächst an das Vieh gränzen, entweder (g) weil die erste Masse, das ist, der Same und das Temperament des Gehirns zu kalt und feucht war, daher auch unter den Thieren die Fische die untersten sind; oder weil sie gar nicht sind aufgemuntert und bearbeitet, sondern dem Roste und dem rohen Wesen ganz überlassen worden. Diese dürfen gar nicht in Anschlag gebracht werden, und aus ihnen läßt sich auch keine bleibende Gesellschaft bilden oder errichten. Denn besonders und für sich allein können sie gar nicht bestehen, sondern müssen immer unter der Vormundschaft anderer seyn. Dieß ist das gemeine und schlechte Volk, welches wachend schläft, ein todtes Leben hat, und einem lebendigen und sehenden ziem-

(g) Dieses wird unten im neun und dreyßigsten Kapitel weiter ausgeführt werden.

lich nahe kömmt (*h*). In der obersten Klasse sind die großen und höchstseltenen Geister, mehr Götter, als gemeine Menschen, wohl geschaffene, starke, veste Seelen. Von solchen brächte man in allen Jahrhunderten nicht eine ganze Republik zusammen. In der mittelsten Klasse stehen alle mittelmäßige Geister, aber auf unendlich vielen Stufen. Aus solchen ist die ganze Welt zusammengesetzt. Ausführlicher wird von diesem Unterschiede und andern weiter unten gehandelt werden. Itzt müssen wir noch die Eigenschaften und das Naturell dieses Geistes genauer berühren, welcher eben so schwer recht zu erkennen ist, als es schwer seyn würde, ein Gesicht nach dem Leben zu malen, welches sich beständig hin und her drehete.

Nähere Beschreibung. Beständige Thätigkeit.

Er ist zuvörderst in unaufhörlicher Thätigkeit. Der Geist kann nicht ohne Wirken seyn; er schmiedet sich eher selbst falsche und fantastische Gegenstände, und betrügt sich wissentlich, seiner eigenen Ueberzeugung zuwider, als daß er unthätig seyn sollte. Wie ruhende Felder, die einen fetten und fruchtbaren Boden haben, tausenderley wildes Unkraut hervorbringen, wenn sie nicht für einen gewissen Same zurechte gemacht werden; und wie Weiber allein große ungestalte Klumpen Fleisch erzeugen; eben so wird auch der Geist, wenn man ihn nicht mit einem gewissen Gegenstande beschäfftigt, zügellos und schwärmt im Reiche der Einbildungen herum, ja es ist keine Narrheit und Träumerey, die er nicht hervorbrächte. Wenn er kein gewisses Ziel hat; so verliert und verirrt er sich. Denn allenthalben seyn, ist so viel, als nirgends seyn. Geschäfftigkeit ist freylich das Leben des Geistes und auch sein Schönes; nur muß

(*h*) Qui vigilans ſtertit, mortua cui vita eſt, prope jam vivo atque videnti.

muß sie von anderswo, als von ihm selbst, herkommen. Wenn er ganz allein geht; so wird er träge und matt; doch darf er auch nicht gewaltsam behandelt werden, sonst macht die zu große Anstrengung und übermäßige Spannung, daß er reißt und in Unordnung geräth.

Allgemeine.

Seine Thätigkeit ist auch so allgemein, daß er sich mit allem abgiebt. Er hat keinen bestimmten Gegenstand, und keinen begränzten Wirkungskreis, sondern kann seine Rolle bey allen Sachen spielen, bey eitlen und nichtsbedeutenden sowohl, als bey edlen und wichtigen Gegenständen, ja eben so gut bey solchen, die wir verstehen, als bey solchen, die wir nicht verstehen. Denn einsehen, daß man etwas nicht verstehen noch ganz durchschauen kann, sondern am Rande und bey der Schaale stehen bleiben muß, ist ein schöner Zug der Beurtheilungskraft. Wissenschaft, selbst Wahrheit ohne Beurtheilungskraft, und hinwieder Beurtheilungskraft ohne jene beyden kann in uns seyn. Es zeugt daher von vieler Beurtheilungskraft, wenn man selbst seine Unwissenheit einsieht.

Hurtig und schnelle.

Sie ist auch drittens hurtig und schnell. Der Geist läuft in einem Augenblicke von einem Ende der Welt bis zum andern, ohne sich aufzuhalten, ohne auszuruhen, in beständiger Thätigkeit, und durchdringt und durchforscht alles. Dem Menschen ist eine bewegliche und unruhige Seele verliehen; sie hält sich nirgends auf, schweift allenthalben herum, kann die Ruhe nicht leiden, ist nicht fröhlicher, als wo es etwas neues giebt; welches auch kein Wunder ist, indem sie ja von jenem himmlischen Geiste abstammt; die Natur der himmlischen bringt es

mit sich, immer in Bewegung zu seyn (*i*). Diese so große Hurtigkeit und Schnelligkeit, diese Behendigkeit ist zwar etwas erstaunliches, und gehört unter die größten Wunder; sie ist aber auch eine höchstgefährliche Sache, und eine große Anlage und Neigung zur Narrheit und Tollheit, wie bald wird gesagt werden.

Wegen dieser drey Eigenschaften, der beständigen rastlosen Thätigkeit, Allgemeinheit, Hurtigkeit und Behendigkeit, ist der Geist für unsterblich, und für ein Bild, und einen Funke der Gottheit gehalten worden.

Sein Geschäfft ist Suchen.

Sein Geschäfft ist, immer suchen und ausspähen, sich immer wie hungrig nach Wissen im Kreise herumdrehen, forschen und aufsuchen; daher nennt auch Homer die Menschen: Finder (*k*). Unsre Nachforschungen haben kein Ende, die Verfolgungen des menschlichen Geistes haben kein Ziel und keine Gestalt. Seine Nahrung ist Zweifel und Unbestimmtheit, er ist in beständiger Bewegung ohne Aufenthalt und ohne Ziel. Die Welt ist eine Schule der Untersuchung, Umtreiben und Jagen ist eigentlich unsre Sache; Fangen oder Fehlschiessen ist etwas anderes.

Welches er unbesonnen macht.

Er handelt und verfolgt seine Unternehmungen, aber unbesonnen und unregelmäßig, ohne Ordnung und ohne Maß; er ist ein herumschweifendes, bewegliches, verschiedenes und leicht zu drehendes Werkzeug, ein Werkzeug von

---

(*i*) Mobilis & inquieta mens homini data est: nunquam se tenet, spargitur vaga, quietis impatiens, novitate rerum lætissima; non mirum, ex illo cælesti spiritu descendit: cælestium autem natura semper in motu est.

(*k*) Αλφησας.

von Bley oder Wachs, er beugt sich, verlängert sich, schickt sich zu allem, und ist leichter und beugsamer, als Wasser und Luft, beugsamer und folgsamer, als alle Feuchtigkeit, und wie Geist, welcher leichter und dünner, als alle Materie ist (*l*). Er ist der Schuh des Theramenes, welcher für alle Füsse recht ist, und man muß ihn nur zu drehen wissen, denn er geht immerfort übers Kreuz und in die Querre, mit der Lüge so gut, als mit der Wahrheit. Er hat immer sein Spiel, und findet allenthalben ein Scheinrecht, welches man daraus sehen kann, weil dasjenige, was an einem Orte für gottlos, ungerecht und abscheulich gehalten wird, anderswo Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Ehre ist. Man kann kein Gesetz, keine Gewohnheit, keinen Glauben anführen, die allenthalben allgemein angenommen oder verworfen wären. Heirathen zwischen Verwandten, Ermordung der Kinder oder verlebter Aeltern, Gemeinschaft der Weiber, sind an einem Orte strafbar, an andern gesetzmäßig. Plato schlug das gestickte und balsamirte Kleid aus, welches ihm Dionysius anboth, weil er, wie er sagte, ein Mann wäre, und sich nicht wie ein Frauenzimmer kleiden wollte. Aristippus nahm es an, und sagte: die Rätherey könne keinen keuschen Heldenmuth verderben. Ihn sah Diogenes, der eben sein Gemüße abwusch, vorüber gehn und sprach zu ihm: „Wenn du von Gemüße leben könntest; so dürftest du „keinem Tyrannen Aufwartung machen.“ Aristippus gab ihm zur Antwort: „Wenn du mit Königen „umzugehen wüßtest; so brauchtest du keinen Kohl zu „waschen.“ Man predigte dem Solon vor, er möchte doch um seinen Sohn nicht weinen, weil es vergebliche

(*l*) Flexibilis omni humore obsequentior, & ut spiritus, qui omni materia facilior & tenuior.

und ohnmächtige Thränen wären, die er vergösse. „Eben deswegen," sagte er, sind sie desto billiger, und „ich habe desto mehr Ursache zu weinen." Die Frau des Sokrates verdoppelte ihren Schmerz, weil seine Richter ihn ungerechter Weise zum Tode verurtheilten. „Sähest du es denn lieber," sprach er zu ihr, „wenn „es gerechter Weise geschähe?" Nichts ist ein wahres Gut, sagte ein Weiser, als das, auf dessen Verlust man sich gefaßt gemacht hat; denn der Schmerz, eine Sache verloren zu haben, ist der Furcht, eine Sache zu verlieren, gleich (*m*). Gerade umgekehrt, sagte der andere, fassen wir ein Gut um so viel vester, und gewinnen es um so viel lieber, je unsicherer wir sehen, daß es ist, und jemehr wir fürchten, es möchte uns genommen werden. Ein Cynischer Weltweiser sprach den Antigonus um eine Drachma Silber an: „Das ist kein Geschenk von einem Könige," gab dieser zur Antwort. „So gieb mir ein Talent," fuhr der Weltweise fort; „und das," antwortete der König, „ist kein Geschenk für einen Cyniker." Von einem gnädigen und huldreichen Könige zu Sparta sagte jemand: Er ist recht gut, er ist es sogar gegen die Bösen. Wie kann er gut seyn, versetzte ein anderer, da er nicht böse gegen die Bösen ist? Ist nicht die menschliche Vernunft wie man sie haben will? Ein doppeltes Schwert, ein Stock mit zwey Knöpfen? Jede Münze hat ihre umgekehrte Seite (*n*). Es giebt keinen Grund, dem nicht wieder einer entgegen zu setzen wäre, sagt die gesundeste und sicherste Weltweisheit; welches man allenthalben sehen könnte, wenn man wollte. Diese große Drehbarkeit und Beugsamkeit

---

(*m*) In æquo enim eſt dolor amiſſæ rei & timor amittendæ.

(*n*) Ogni medaglia ha il ſuo rinverſo.

keit hat aber verschiedene Quellen, die beständige Veränderung und Bewegung des Körpers, welcher im Leben nie zweymal in einerley Zustande ist; die Gegenstände, welche unzählbar sind; die Luft sogar und der heitere Himmel; denn die menschlichen Gemüther sind veränderlich, je nachdem Vater Jupiter mit seiner befruchtenden Sonne den Erdboden beleuchtet (o); und alle äußern Dinge. Innerlich ferner die Erschütterungen und das Schwanken, worein die Seele sich selbst mittels ihrer Unruhe und Bewegung und ihrer Leidenschaften setzt. Es kömmt auch daher, daß der Geist die Dinge von verschiedenen Seiten ansieht; denn alles, was in der Welt ist, hat verschiedenes Licht und verschiedene Seiten. Es ist ein zweyhenklichter Topf, sagte Epictet; noch besser hätte er gesagt: ein Topf mit vielen Henkeln.

Er verwickelt sich daher.

Daher geschieht es, daß sich der Geist, wie die Seidenwürmer, in seine eigene Arbeit verwickelt und verwirrt. Denn da er vom weiten, ich weiß nicht, was für einen Schein der Klarheit und eingebildeten Wahrheit zu erblicken glaubt, und darauf zulaufen will; so kommen ihm tausenderley Schwierigkeiten in den Weg, und allerhand neue Untersuchungen führen ihn irre und betäuben ihn.

Sein Ziel ist die Wahrheit, welche er weder erlangen noch finden kann.

Der Geist hat einen doppelten Punkt, nach welchem er zielt. Der eine, der gemeinste und natürlichste, ist die Wahrheit, worauf alles sein Suchen und Verfolgen gerichtet ist. Kein Verlangen ist natürlicher, als das Verlangen, die Wahrheit zu erkennen. Wir versuchen alle Mittel, von denen wir glauben, daß sie dazu dienlich sind; alle unsre Bemühun-

(o) Tales sunt hominum mentes, quali pater ipse Jupiter auctifera lustravit lampade terras.

mühungen aber sind zu wenig. Denn die Wahrheit ist kein Erwerb, keine Sache, die man fangen und nach Belieben behandeln kann, noch viel weniger eine Sache, die der menschliche Geist besitzen kann (*p*). Sie wohnt im Schose Gottes, da hat sie ihr Lager und ihren Aufenthalt. Der Mensch weiß und versteht nichts so recht, so rein und so wahr, wie es sich gehört; sondern geht immer im Kreise herum, und fühlt an das Aeußere des Anscheins, welcher bey allem, beym Wahren so gut, wie beym Falschen ist. Wir sind gebohren, die Wahrheit zu suchen; sie zu besitzen, gehört einer höhern und größern Macht. Hier kömmt es nicht darauf an, was einer einsetzt, sondern wer seinen Lauf am besten macht. Wenn es sich fügen sollte, daß irgend eine Wahrheit jemanden in die Hände käme; so geschähe das von ohngefähr; und er könnte sie doch nicht vest halten, noch besitzen, noch von der Lüge unterscheiden. Die Irrthümer werden in unsre Seele auf eben dem Wege und eben die Weise, wie die Wahrheit, aufgenommen; der Geist hat kein Mittel sie zu unterscheiden oder auszuwählen. Der Narr, welcher wahr redet, vermag eben so viel, als der Narr, welcher lügt. Die Mittel, welche er braucht, sie zu entdecken, sind Vernunft und Erfahrung, welche beyde sehr schwach, ungewiß, verschieden und schwankend sind. Der größte Beweis für die Wahrheit ist die allgemeine Uebereinstimmung der Welt. Nun aber übersteigt die Anzahl der Narren die Anzahl der Weisen bey weitem. Und wie ist man denn zu dieser Uebereinstimmung anders gekommen, als durch Ansteckung und Beyfall, welcher nicht nach reifer Beurtheilung und Erkenntniß der Sache, sondern nur nach dem Dünkel einiger, welche angefangen haben, so zu urtheilen ist gegeben worden? Der

(*p*) Siehe Kap. 9, 8.

Ferner die Erfindung.

Der zweyte zwar minder natürliche, aber desto ruhmvollere Punkt, nach welchem er zielt, ist die Erfindung, nach welcher er, als nach dem höchsten Ehrenposten, strebt, um sich zu zeigen und in Ansehung zu setzen. Dieß wird schon höher geschätzt, und für ein Bild der Gottheit angesehen. Dieses Erfindungsvermögen hat alle die Werke hervorgebracht, welche die ganze Welt in Verwunderung gesetzt, und wenn sie mit öffentlichem Nutzen verbunden waren, ihre Urheber unter die Götter erhöhet haben. Die Werke ohne solchen Nutzen, und die bloß der Kunst wegen berühmt worden sind, haben in Malerey, Bildhauerkunst, Baukunst, und in der Perspective bestanden, als die Weintraube des Zeuxes, die Venus des Apelles, die Bildsäule des Memnon, das erzene Pferd, die hölzene Daube des Archytas, die Sphäre des Sapors, Königs von Persien, und viele andere mehr.

Lob der Erfindung.

Die Kunst und Erfindung aber ahmet nicht allein der Natur nach; sondern scheint sie auch noch zu übertreffen. Denn sie stellt nicht nur wirkliche einzelne Sachen schöner vor; indem doch in der Natur es keinen Menschen, oder Thierkörper giebt, der so vollkommen schön gebaut wäre, als ihn die Hand des Künstlers abbilden kann; sondern sie erfindet auch noch Sachen, die in der Natur gar nicht vorhanden sind. Hieher rechne ich auch alle Zusammensetzungen und Mischungen, welche der eigentliche Gegenstand der Kunst sind, als die aus einfachen Mitteln extrahirten und destillirten Wasser und Oele, welche von Natur nicht entstehen. Allein es ist hiebey nicht so viel zu bewundern, als man vielleicht denkt. Denn eigentlich und genau zu reden, giebt es gar keine andere, als von Gott geoffenbarte Erfindung; und was wir dafür halten und so nennen, sind nur Bemerkun-

merkungen an natürlichen Dingen und daraus gezogene Schlüße und Folgerungen. So ist die Malerey und Optik aus den Schatten; die Kunst, Sonnenuhren zu verfertigen, aus dem Schatten der Bäume; und die Buchdruckerkunst aus den Zeichen und Siegeln der Edelsteine entstanden.

Geist ist sehr gefährlich.

Aus diesem allen ist leicht abzunehmen, wie unbesonnen und gefährlich der menschliche Geist, selbst der munterste und stärkste, seyn müsse. Denn da er so unruhig, so frey und allgemein ist; da er seine Bewegungen so unregelmäßig macht, seine Freyheit allenthalben so kühn braucht, und sich an nichts bindet; so schüttelt er das Joch der gemeinen Meynungen und aller Regeln, womit man ihn im Zaume halten und zwingen will, als eine ungerechte Tyranney gar leicht ab, unterfängt sich, alles zu untersuchen, und die meisten in der Welt mit Beyfalle angenommenen Dinge als lächerlich und abgeschmackt zu beurtheilen; und setzt sich, da er allenthalben Schein findet, über alles hinaus. Wie sehr ist hieben nicht zu fürchten, daß er sich verirre, und in Abgründe stürze? Und in der That sehen wir auch, daß diejenigen, welche eine außerordentliche Lebhaftigkeit oder irgend eine seltene Vortreflichkeit besitzen, als die auf der obersten Staffel der mittlern oder besagten Klasse, gemeiniglich in ihren Meynungen und Sitten ausschweifend sind. Nur sehr wenigen von ihnen darf man es zutrauen, daß sie sich selbst regieren werden, und ohne Unbesonnenheit, bey der Freyheit ihrer Urtheile, über die gemeinen Meynungen hinaus fahren können. Es ist ein Wunder, einen großen und lebhaften Geist zu finden, der nicht ausschweift und sich zu mäßigen weiß; und gleichwohl ist er ein sehr gefährliches Schwert, wenn es jemand nicht zu regieren versteht. Woher kommen alle Unordnungen, Empörungen,

gen, Ketzereyen, und Unruhen in der Welt? Große Irrthümer entspringen nur in großen Köpfen; nichts ist der Weisheit mehr zuwider, als zu vieler Scharfsinn (*q*). Der hat gewiß bessere Zeit, lebt länger, ist glücklicher und geschickter zum Regimente der Republik, sagt Thucydides, dessen Geist mittelmäßig, ja unter der Mittelmäßigkeit ist, als wer einen zuerhabenen und zugroßen Geist hat, weil dieser nur dazu dient, sich und andere zu quälen. Aus den größten Freundschaften entspringen die größten Feindschaften, aus den besten Gesundheiten die tödtlichsten Krankheiten, wie aus den seltenen und lebhaften Erschütterungen des Gemüths die außerordentlichsten und verrücktesten Rasereyen. Weisheit und Narrheit gränzen sehr nahe an einander. Sie begegnen einander auf halbem Wege, wie man aus den Handlungen der Wahnwitzigen sehen kann. Die Weltweisheit lehrt uns, daß die Schwermuth zu beyden geschickt ist. Entsteht nicht die feinste Narrheit aus der feinsten Weisheit? Daher, sagt Aristoteles, ist kein großer Geist, der nicht auch etwas von Thorheit hätte. Und Plato spricht: Ein ruhiger und gesunder Geist klopfe vergebens an die Pforten der Dichtkunst. So sind auch die Weisen und die besten Dichter zu verstehen, wenn sie es gebilligt haben, zuweilen zu rasen, und sich aus den Angeln zu heben. Es ist angenehm zu rasen, und ein Vergnügen, am rechten Orte ein Narr zu seyn. Nur die außer sich gesetzte Seele ist etwas großen und erhabenen fähig; so lange sie bey sich ist, vermag sie es nicht (*r*).

Man

(*q*) Magni errores non nisi ex magnis ingeniis; nihil sapientiæ odiosius acumine nimio.

(*r*) Insanire jucundum est, dulce desipere in loco. Non potest grande & sublime quidquam, nisi mota mens & quamdiu apud se est.

Man muß ihn daher bändigen und im Zaume halten.

Man hat also sehr gegründete Ursachen gehabt, ihn in recht enge Schranken einzuschließen. Man zäumt und bindet ihn aber mit Religion, Gesetzen, Gebräuchen, Wissenschaften, Vorschriften, Drohungen, zeitlichen und ewigen Verheißungen; und doch sieht man ihn oft ganz ausschweifend alle Schranken durchbrechen, und über alles hinaus steigen; so steif, stolz und eigensinnig ist er von Natur. Man muß ihn daher durch Kunst zu leiten suchen: mit Gewalt gewinnt man ihm nichts ab. Der menschliche Geist ist von Natur hartnäckig, nimmt immer gern die entgegengesetzte Parthey, und was am schwersten ist, ist ihm gerade das liebste; er folgt leichter von selbst, als er sich führen läßt, gleich edelmüthigen und gutgearteten Pferden, welche auch mit einem gelinden Zaume am besten zu regieren sind (*s*). Es ist allemal sicherer, ihn unter einer Vormundschaft stehen zu lassen und ihn kurz zu halten, als ihn auf seinem Wege fortlaufen zu lassen. Denn, wenn er nicht recht stark und ordentlich, wie die Geister der obersten Klasse, davon oben geredet worden, oder recht schwach, weich und stumpf ist, wie die aus der ganz unteren Klasse; so richtet er sich gewiß, bey der Freyheit seiner Urtheile, zu Grunde. Er muß also zurückgehalten werden, hat eher Bley, als Flügel, nöthig; und braucht eher Zaum, als Sporn. Hierauf haben die großen Gesetzgeber und Stifter der Staaten vornehmlich ihre Augen gerichtet. Völker von mittelmäßigem Geiste leben viel ruhiger, als die witzigen Nationen. In der einzigen Stadt Florenz hat es in zehn Jahren

mehr

(*s*) Natura contumax est animus humanus, in contrarium atque arduum nitens, sequiturque facilius, quam ducitur, ut generosi & nobiles equi melius facili freno reguntur.

mehr Unruhen und Aufruhr gegeben, als in fünf hundert Jahren in der Schweiz und im Graubünderlande. Besonders sind die Menschen von gemeinen Seelenkräften immer ehrlichere Leute, bessere Bürger, lenksamer; und lassen sich leichter von Vorgesetzten, durch Gesetze und mit Vernunft beherrschen, als die zu lebendigen und scharfsehenden Geister, welche nirgends Ruhe haben können. Verfeinerung des Geistes, und Verbesserung desselben gehen nicht zu gleichen Schritten.

Mängel des Geistes.

Der Geist hat seine Krankheiten, seine Mängel und seine Fehler so gut, ja noch häufiger, gefährlicher und unheilbarer, als der Körper; um sie aber kennen zu lernen, muß man sie wohl unterscheiden. Einige sind zufällig und kommen von außen her in ihn. Man kann drey Ursachen davon bemerken: Entweder ist eine Unpäßlichkeit des Körpers Schuld, indem ja die Krankheiten des Leibes, welche eine Veränderung im Temperamente machen, offenbar auch den Geist und die Beurtheilungskraft verändern; oder die Substanz des Gehirns und der Werkzeuge der vernünftigen Seele ist nicht gut beschaffen, es sey nun, daß sie gleich Anfangs nicht gut gebildet worden, wie bey denen, die einen übelgestalten Kopf, entweder ganz rund, oder zu klein, haben, oder daß sie durch einen Zufall, durch einen Stoß oder Wunde ist verdorben worden.

Zufällige, die von drey Ursachen herkommen.

Vom Körper.

Von der Welt.

Die zweyte Ursache ist die allgemeine Ansteckung der gemeinen, irrigen und in der Welt angenommenen Meynungen. Wenn der Geist davon befallen und eingenommen worden; oder sich, welches noch schlimmer ist, in gewisse fantastische Meynungen verliebt hat, und ganz trunken davon ist; so handelt und urtheilt er immer danach, ohne weiter vor sich zu sehen, noch rückwärts zu gehen. Wie viel

Geister haben aber wohl Stärke und Kraft genug, sich vor einer solchen allgemeinen Ueberschwemmung zu verwahren, oder daraus zu erretten?

Von den Leidenschaften.

Die dritte und viel nähere Ursache endlich ist die Krankheit und Verdorbenheit des Willens und die Macht der Leidenschaften. Hier ist recht die verkehrte Welt. Der Wille ist geschaffen, dem Verstande, als seinem Führer und Leuchter, zu folgen. Wenn er aber durch die Macht der Leidenschaften verderbt und hingerissen ist; so verderbt und zwingt er auch den Verstand; und das ist die Quelle der mehresten falschen Urtheile. Der Neid, die Bosheit, der Haß, die Liebe, die Furcht machen, daß wir die Sachen ganz anders nehmen, ansehen und beurtheilen, als sie wirklich sind, und als es sich gehört. Darum hört man immer das: Ohne Leidenschaft urtheilen. Und daher kömmt es auch, daß man die schönen und großmüthigen Handlungen anderer durch niedrige Auslegungen verdunkelt, und ihnen böse oder eitle Ursachen, Gelegenheiten und Absichten andichtet, welches ein schändliches Laster, und ein grosser Beweis eines boshaftigen Herzens, und einer gefährlichen kranken Urtheilungskraft ist; und wozu eben nicht viel Fähigkeit und Feinheit, wohl aber ein ziemlicher Grad von Bosheit erfodert wird. Die Menschen thun es, weil sie auf des andern Ruhm neidisch sind, oder von andern nach sich urtheilen; oder weil sie einen so verdorbenen Geschmack, und so blödes Gesicht haben, daß sie den Glanz der Tugend in ihrer natürlichen Reinigkeit gar nicht fassen können. Eben daher kömmt es auch, daß wir die Tugenden und die Laster anderer so sehr erheben; sie bis zur Ungebühre vergrößern, und aus besonderen Nebenumständen allgemeine Folgen und Schlüße ziehen. Ist der andere unser Freund; so steht ihm alles wohl an, selbst seine Laster müssen Tugenden seyn.

seyn. Ist er aber unser Feind, entweder besonders, oder weil er nur zu einer widrigen Parthey gehört; so ist nichts Gutes an ihm. Dieß geht so weit, daß wir unsrer Beurtheilungskraft Schande anthun, um unsre Leidenschaften zu befriedigen. Es geht aber noch weiter; denn die meisten Gottlosigkeiten, Ketzereyen und Irrthümer in Glaubenssachen sind, wenn man es recht besieht, aus einem bösen und verderbten Wille, aus heftigen und wollüstigen Leidenschaften entstanden (*t*), welche hernach den Verstand selbst mit fortrissen. Das Volk setzte sich nieder zu essen und zu trinken, u. s. w. (*u*). Wer Lust zum Irrthume hat, der glaubt nicht, was ist, sondern was er wünscht (*x*). So wird, was anfänglich mit einiger Bedenklichkeit und mit Zweifeln geschah, hernach als eine Wahrheit und Offenbarung vom Himmel angesehen und behauptet; was vorher nur in der Sinnlichkeit lag, nimmt dann seinen Sitz in dem obersten Fache des Verstandes; und was erst nur Leidenschaft und Wollust war, wird hernach ein Stück der Religion und ein Glaubensartikel. So stark und gefährlich ist die Ansteckung der Seelenkräfte unter einander. Hier haben wir also drey äußerliche Ursachen der Fehler und Verirrungen des Geistes, der Beurtheilungskraft und des Verstandes des Menschen: Ein kranker oder verwundeter, oder übel gebauter Körper und vornehmlich Kopf; die Welt mit ihren Vorurtheilen und ungegründeten Meynungen; der schlechte Zustand der übrigen allesammt niederern Kräfte der vernünftigen Seele. Die Fehlenden im ersten

(*t*) 2. Chron. 15. 1. Buch der Kön. 15.

(*u*) Sedit populus manducare & bibere &c. 2. Buch Mos. 32, 6.

(*x*) Quod vult, non quod est, credit, qui cupit errare. *August. de Civit. Dei, Lib.* 2.

sten Falle verdienen Mitleiden, und einige von ihnen sind heilbar, die andern aber nicht; die im zweyten Falle sind zu entschuldigen, und verdienen Verzeihung; aber die im dritten Falle sind tadelnswerth und strafbar, weil sie bey sich eine so große Unordnung leiden, daß diejenigen, welche Gesetze annehmen sollten, sich unterfangen welche zu geben.

Natürliche. Es giebt aber auch andere Mängel, welche dem Geiste noch natürlicher sind, und innerliche genennt werden können, weil sie von ihm, und in ihm selbst entstehen. Der größte Mangel und die Quelle aller übrigen ist der Hochmuth und Eigendünkel, der erste und ursprüngliche Fehler der Welt, die Pest jedes Geistes und die Wurzel alles Bösen, da der Mensch gar zufrieden mit sich selbst ist, keinem andern weichen will, allen fremden Rath verachtet, auf seinem Kopfe besteht, und sich unterfängt, andere Meynungen, selbst solche, die er nicht versteht, zu richten und zu verdammen. Man sagt wohl mit Recht, daß Gott nichts schöneres und glücklicheres dem Menschen habe zu Theile werden lassen, als die Beurtheilungskraft; denn jedermann ist mit der seinigen zufrieden; und glaubt daran genug zu haben. Es kömmt aber diese Krankheit vom Mangel der Selbsterkenntniß her; wir fühlen die Schwachheit unsers Geistes nie so, wie sie wirklich ist. Die größte Krankheit des Geistes ist also die Unwissenheit, nicht der Künste und Wissenschaften und dessen, was in den Büchern steht; sondern die, da man sich selbst nicht kennt, weswegen dieses erste Buch ist geschrieben worden.

Sieben-

Siebenzehntes Kapitel.

Vom Gedächtnisse.

Das Gedächtniß wird oft vom gemeinen Manne für Sinn, und Verstand genommen, welches aber unrecht ist; denn nach Vernunft, und Erfahrung ist, wie bereits gesagt worden, die Vortreflichkeit des einen gemeiniglich mit der Schwäche des andern verbunden. Es ist zwar in der That ein der Welt sehr dienliches Vermögen der Seele, steht aber weit unter dem Verstande, und ist von allen Kräften derselben die zärtlichste und hinfälligste. Vortreflichkeit des Gedächtnisses ist nur zweyerley Leuten nöthig. Erstlich denen, die gern viel sprechen; denn das Magazin des Gedächtnisses ist leichter zu füllen und auszuspicken, als der Erfindung ihres. Wer also keinen Vorrath hat, bleibt leicht stecken, und muß etwas ersinnen und von sich sprechen. Hernach den Lügnern. Daher heißt es: **Ein Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben** (*). Der Mangel des Gedächtnisses ist dazu gut, daß man nicht so leicht lügt, nicht zu viel spricht, und Beleidigungen eher vergißt. Ein mittelmäßiges Gedächtniß ist allenthalben hinlänglich.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Einbildungskraft und vom Meynen.

Wirkungen der Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft ist eine sehr mächtige Sache; sie macht allen Lärm, alles Aufsehen und alle Bewegung in der Welt, und ist, wie wir oben gesagt haben (*a*), entweder die einzige, oder wenigst die thätigste und lebhafteste

(*) Mendacem oportet esse memorem.
(*a*) Sieh Kap. 15.

hafteste Kraft der Seele. Ihre Wirkungen sind wunderbar und außerordentlich. Sie wirkt nicht bloß in ihren eigenen Körper, und Seele; sondern auch in die Seelen anderer, und bringt entgegengesetzte Wirkungen hervor. Durch sie wird Erröthen, Erblassen, Zittern, Erbeben, und Träumen bewirkt, welche aber die geringsten und sanftesten Wirkungen sind. Sie räubt das Vermögen, und die Brauchbarkeit der Zeugungsglieder, selbst wenn man sie am nöthigsten hat, und auch dazu am geschicktesten ist; und zwar nicht nur ihrem eigenen Leibe, sondern auch einem andern, wovon so viele Ehen in der Welt zeugen, wo nichts anders Ursache ist, als die Eindrücke der Furcht und Aengstlichkeit. Hingegen befriedigt sie, ohne Bestreben, ohne Gegenstand, und im Traume die verliebten Begierden; bringt eine Aenderung des Geschlechts hervor, wie Lucius Cossitius beweist, von welchem Plinius bezeuget, daß er ihn am Tage seiner Hochzeit aus einem Weibsbilde in einen Mann umgewandelt werden gesehen habe; und andere mehr; zeichnet die Frucht in Mutterleibe schändlich, ja tödtet sie und treibt sie ab; beraubt der Sprache und giebt sie dem, der sie nie gehabt hat, wie dem Sohne des Crösus; und benimmt endlich die Bewegung, das Gefühl und das Athemholen. Dieß thut sie am Körper. Sie beraubt aber auch der Sinne, des Bewußtseyns, und der Urtheilungskraft, und macht närrisch und unsinnig, wie beym Gallus Vibius, welcher seinen Geist zu sehr anstrengte, das Wesen und die Bewegungen der Narrheit einzusehen, daß er darüber seine Beurtheilungskraft gänzlich in Unordnung brachte, auch nicht wieder in Ordnung bringen kounte. Sie läßt geheime und künftige Sachen errathen, verursacht Begeisterungen, Weissagungen, und wunderbare Erfindungen, versetzt in Entzückungen, tödtet und bringt wirklich ums Leben,

wovon

wovon der ein Beyspiel ist, dem man die verbundenen Augen öfnete, um ihm seine Begnadigung vorzulesen, der aber auf dem Blutgerüste todt gefunden wurde. Kurz, von ihr kommen die meisten Sachen her, welche der gemeine Mann, Wunder, Erscheinungen und Zaubereyen nennt. Es ist weder der Teufel, noch der Geist dabey im Spiele, sondern alles ist eine Wirkung der Einbildungskraft; entweder dessen seiner, der dergleichen Dinge thut; oder dessen seiner, an dem sie geschehen; und des Zuschauers seiner, welcher Dinge zu sehen sich einbildet, die er wirklich nicht sieht.

In diesem Theile der Seele wohnt und sitzt das Meynen, welches nichts anders, als ein eitles und leichtsinniges, rohes und unvollkommenes Urtheil von Dingen ist, welches nach den äußern Sinnen und nach dem gemeinen Gerüchte des Volks gefällt wird, sich in der Einbildung aufhält und vestsetzt, und nie bis zum Verstande hingelangt, um daselbst untersucht, verdaut, ausgearbeitet und zu einem vernünftigen Schluße gemacht zu werden, welcher als ein ganzes, wahres und gründliches Urtheil von Sachen könnte angesehen werden. Es ist daher unbeständig, ungewiß, flüchtig, betrügerisch, und ein sehr schlechter und gefährlicher Führer, welcher der Vernunft Troz bietet, wovon es doch nur ein leerer Schatten und falscher Abdruck ist. Es ist der Ursprung alles Uebels, aller Verwirrung und Unordnung; und von demselben schreiben sich alle Leidenschaften und Unruhen her. Meynen ist der Wegweiser der Narren, der Dummen und des Pöbels, wie es die Vernunft bey den Weisen und Verständigen ist.

Die Welt wird durch Meynungen regiert.

Nicht die Sachen an sich selbst, wie sie wirklich sind, setzen unsre Seele so in Bewegung; und machen uns zu schaffen; sondern die Meynung, wie man schon vor Alters gesagt hat. Die Menschen quälen sich wegen der Meynungen, die sie von Sachen haben, nicht wegen der Sachen

selbst. Wir leiden öfter in der Einbildung, als in der That: Es sind der Dinge mehr, welche uns erschrecken, als die uns drücken (*b*). Die Wahrheit und das Wesen der Dinge kömmt und bleibt nicht in uns, wie sie ist, mit ihrer eigenthümlichen Gewalt und Ansehen. Wenn dieses wäre; so würden alle Dinge von uns gleich und auf einerley Weise, mehr oder weniger, aufgenommen werden; alle würden gleichmäßig geglaubt werden, und die Wahrheit, welche allemal nur einzeln und einförmig ist, würde von der ganzen Welt angenommen werden. So aber sind so verschiedene, ja so entgegengesetzte Meynungen in der Welt, daß keine einzige Sache ist, worüber alle durchgängig, oder nur die Gelehrten und feinen Seelen wenigst überein dächten. Dieses beweißt, daß die Dinge alle zusammengesetzt in uns kommen, sich auf Treu und Glauben an uns ergeben, und bey uns wohnen, wie es uns beliebt, und je nachdem die Laune und die Lage unsrer Seele beschaffen ist. Ich kann nicht machen, daß mein Nachbar das auch glaubt, was ich glaube; ja was noch schlimmer ist, ich kann nicht dafür stehen, daß ich das, was ich heute vest glaube, morgen auch so glauben werde; es ist sogar gewiß, daß ich es ein andermal ganz anders finden und ganz anders beurtheilen werde. Gewiß, die Dinge nehmen bey uns den Rang, den Geschmack und die Farbe an, die wir ihnen geben, und nachdem die innerliche Verfassung unsrer Seele so oder anders beschaffen ist. **Den Reinen ist alles rein, den Unreinen alles unrein** (*c*). Es ist damit, wie mit den Kleidern, die uns wärmen. Sie geben keine Wärme; sondern erhalten nur die unsrige, wie sie auch die Kälte des Schnees, und des Eises erhalten. Wir müssen sie erst mit unsrer Wärme erwärmen, wofür sie hernach uns die unsrige erhalten.

Fast

(*b*) Opinione sæpius, quam re laboramus: plura sunt, quæ nos terrent, quam quæ premunt.

(*c*) Omnia munda mundis, immunda immundis.

Fast alle Meynungen, die wir hegen, haben wir bloß wegen ihres Ansehens; wir glauben, urtheilen, handeln, leben und sterben auf guten Glauben, wie es der allgemeine Gebrauch mit sich bringt; und wir thun noch immer wohl, weil wir viel zu schwach sind, aus uns selbst zu urtheilen und zu wählen. Nur die Weisen machen es anders, wie gesagt werden wird.

Neunzehntes Kapitel.

Vom Willen.

Vorzug und Wichtigkeit des Willens.

Der Wille ist etwas sehr großes und wichtiges, und ein Mensch soll vor allen Dingen darauf denken, wie er ihn wohl lenke; denn sein ganzer Wohlstand, sein ganzes Glück hängt von demselben ab.

Vergleichung desselben mit dem Verstande.

Der Wille ist eigentlich und wirklich unser und in unsrer Gewalt. Alles übrige, Verstand, Gedächtniß, Einbildungskraft, kann uns durch tausenderley Zufälle geraubt, verdorben und in Unordnung gebracht werden; der Wille aber nicht. Zu dem lenkt er auch den ganzen Menschen, und reißt ihn mit sich fort. Wer seinen Willen weggegeben hat, der ist nicht mehr sein, und hat nichts eigenes mehr. Der Wille ist es ferner, nach welchem wir gut oder böse sind, und genannt werden; er macht uns zu beydem, und giebt uns auch das Merkmal davon. Wie unter allen Gütern des Menschen die Rechtschaffenheit das erste und vorzüglichste ist, welches auch Wissenschaft und Geschicklichkeit bey weitem übertrifft; so muß man auch sagen, daß der Wille, in welchem Güte und Tugend ihren Sitz haben, das allervortrefflichste ist. Und in der That ist kein Mensch deswegen gut oder böse, ehrbar oder unehrbar, weil er schöne, gute und ehrbare, oder böse und schändliche Dinge weiß und versteht; sondern wenn er dieselben

ben will und liebt. Der Verstand hat zwar seine andern Vorzüge, er ist dem Willen, was ein Mann der Frau, oder ein Wegweiser und eine Fackel dem Wanderer ist; hier aber muß er dem Willen weichen.

Der wahre Unterschied dieser beyden Seelenkräfte besteht darin: Durch den Verstand kommen die Dinge in die Seele, und werden von derselben aufgenommen, wie es schon die Worte: fassen, begreifen, wodurch wahre Verrichtungen des Verstandes bezeichnet werden, mit sich bringen; sie kommen aber nicht ganz, und so, wie sie sind, hinein; sondern nach Maßgebung, Verhältniß und Fähigkeit des Verstandes; daher die großen und erhabenen bey diesem Hineingehen etwas kleiner und niedriger werden, so wie das Weltmeer nicht ganz in das mittelländische Meer kömmt; sondern nur nach dem Verhältnisse der Mündung der Meerenge bey Gibraltar. Durch den Willen hingegen geht die Seele außer sich heraus, wohnt und lebt anderwärts in der geliebten Sache, verändert ihre Gestalt darin, nimmt den Namen, den Titel und die Unterscheidungszeichen davon an, und wird danach tugendhaft, geistlich und fleischlich genannt; woraus folgt, daß der Wille sich adelt, wenn er würdige und erhabene Gegenstände liebt; sich aber erniedrigt, wenn er sich an geringe und unwürdige Sachen hängt, eben wie ein Frauenzimmer, das sich erhebt oder erniedrigt, je nachdem es einen Mann nimmt.

Die Erfahrung lehrt uns, daß drey Dinge unsern Willen mächtig reizen, die Schwierigkeit, die Seltenheit und die Abwesenheit einer Sache, oder auch die Furcht sie zu verlieren; so wie die drey entgegengesetzten, Leichtigkeit, Ueberfluß oder Sättigung, und beständige Gegenwart oder ungestörter Genuß ihn stumpf machen. Jene drey geben Dingen einen Werth; diese drey erzeugen Verachtung. Unser Wille wird durch Widerstand ange-

angespornt; und besteht trotzig auf dem, was ihm versagt wird; hingegen verachtet er und läßt liegen, was ihm vor der Hand ist, um dem, was er nicht hat, nachzulaufen. Was erlaubt ist, hat keinen Reiz für uns; was aber verboten ist, danach gelüstet uns heftiger (*a*). Man findet dieses sogar bey allen Arten von Wollüsten. Bey allen Sachen wird die Wollust gerade durch ihre Gefahr, welche sie vermindern sollte, nur größer (*b*). Daher verursachen die beyden Extreme Mangel und Ueberfluß, Verlangen und Genuß, uns gleich angenehme Empfindungen; daher werden die Dinge nicht gehörig, wie sie sollten, geschätzt; und daher gilt ein Prophet nirgends weniger, als in seinem Vaterlande.

Wie man seinen Willen lenken und regieren soll, wird weiter unten gezeigt werden. B. 2, 2. B. 3, 6.

Leidenschaften und Begierden.

Vorerinnerung.

Die Materie von den Leidenschaften ist sehr weitläuftig und reichhaltig, und nimmt, in der Abhandlung von der Weisheit, einen sehr großen Platz ein. Man muß sie genau kennen und zu unterscheiden wissen; dieß wollen wir in diesem ersten Buche ausführen. Und nach der Einrichtung des Vortrags in diesem Buche, welche wir in der Vorrede angezeigt haben, sollen die allgemeinen Mittel, sie zu bezähmen, zu lenken und zu mäßigen,

(*a*) Quod licet, ingratum est; quod non licet, acrius urit.
(*b*) Omnium rerum voluptas ipso, quo debet fugari periculo, crescit.

mäßigen, im zweyten Buche (*c*), hernach die besondern Mittel wider jede, im dritten Buche (*d*) angezeigt werden. Um sie also erstlich kennen zu lernen, wollen wir in diesem Kapitel überhaupt von denselben, hernach von jeder insbesondere in den folgenden Kapiteln handeln. Und ich muß gestehen, daß ich sie von niemanden habe natürlicher und ausführlicher abgeschildert gesehen, als vom Herrn du Vair in seinen kleinen moralischen Schriften, derer ich mich auch bey Erklärung der Leidenschaften sehr bedient habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Von den Leidenschaften überhaupt.

Unterschied der Leidenschaften.

Leidenschaft heißt eine heftige Bewegung der Seele in ihrem sensitiven Theile, welche entsteht, entweder um einer Sache nachzujagen, welche die Seele für gut ansieht, oder eine zu fliehen, welche ihr böse und schädlich vorkömmt.

Hier wird aber erfodert, daß man wisse, wie diese Bewegungen geschehen, und wie sie in uns entstehen, und heftig werden. Man kann dieses zuvörderst in Ansehung ihres Aufwallens, und ihrer Heftigkeit, durch verschiedene Mittel und Vergleichungen erläutern. Die Seele, welche zwar nur eine im Körper ist, hat verschiedene und nach der Verschiedenheit der Gefäße, worin sie sich aufhält; der Werkzeuge, derer sie sich bedient; und der Gegenstände, die ihr vorgestellt werden, sehr unterschiedene Kräfte. Wenn nun die Theile, in welchen sie eingeschlossen liegt, sie nur nach dem Verhältniß ihrer Vermögenheit, und so, wie es zu ihrem gehörigen Gebrauche erfoderlich ist, in sich halten und beschäfftigen;

so

(*c*) B. 2, 6.
(*d*) Bey den Tugenden der Tapferkeit und Mäßigkeit.

so sind ihre Wirkungen sanft, gelinde und sehr ordentlich. Hingegen aber wenn in diese Theile mehr Hitze und Bewegung kömmt, als sie brauchen; so werden die Wirkungen ganz anders und schädlich; so wie die Sonnenstrahlen, wenn sie in ihrer natürlichen Freyheit herumfahren, angenehm und laulicht erwärmen, hingegen, wenn sie aufgefangen und in die Hohlung eines Brennspiegels gebracht werden, verbrennen und verzehren, was sie vorher zu nähren und zu beleben pflegten. Uebrigens hat ihre Stärke und aufwallende Bewegung verschiedene Grade, und sie sind daher durch mehr und weniger von einander unterschieden. Die mittelmäßigen lassen sich noch genießen und verdauen, und drücken sich mit Worten oder mit Thränen aus; die großen und übermäßigen aber setzen die ganze Seele in Erstaunen, schlagen sie zu Boden, und berauben sie der Freyheit in ihren Handlungen. **Ein kleiner Kummer ist beredt, tiefer Kummer aber staunt vor sich hin** (*e*).

Von ihren Fehlern und Ausschweifungen.

Was zweytens die Fehler und Ausschweifungen und das Unrecht der Leidenschaften betrifft, so können wir den Menschen fast mit einer Republik, und den Zustand der Seele mit einem königlichen Staate vergleichen, wo der oberste Beherrscher für die Regierung so vieler Völker Obrigkeiten hat, denen er Befehle und Verfügungen giebt, wie sie ihre Aemter verwalten sollen; sich aber das Erkenntniß der großen und wichtigen Vorfälle selbst vorbehält. Von solcher Ordnung hängt die Ruhe und der Wohlstand des Staats ab. Wenn hingegen die Obrigkeiten, welche wie ein Mittelstand zwischen dem Fürsten und dem Volke sind, sich entweder durch Leichtgläubigkeit betrügen, oder durch Gunst bestechen lassen, ihren Herrn und die von ihm gemachten Gesetze aus den Augen

(*e*) Curæ leves loquuntur, ingentes ſtupent.

gen setzen, und ihre Gewalt und Ansehen bey Führung der Geschäffte allein brauchen; so geräth alles in Unordnung und Verwirrung. So ist im Menschen der Verstand der höchste Herr, welcher eine untersuchende und vorstellende Gewalt, als eine Unterobrigkeit, unter sich hat, um nach dem Vortrage der Sinne über alle Sachen, die vorkommen, zu erkennen und zu urtheilen, und unsre Begierden in Bewegung zu setzen, um die Urtheile zu vollstrecken. Statt der Verordnungen und Verhaltungsbefehle ist dem Menschen, zur Verwaltung seines Amts, das Gesetz der Natur gegeben; und in vorkommenden zweifelhaften Fällen hat er noch immer den Weg zu seinem oberern und höchsten Herrn, dem Verstande, frey, sich bey demselben Raths zu erholen. Von dieser Ordnung hängt sein glücklicher Zustand ab. Ein Unglück aber ist es, daß die Macht, welche unter dem Verstande steht, den Sinnen aber vorgesetzt ist, welcher es zukömmt, zuerst ein Urtheil über die vorkommenden Sachen zu fällen, sich die meiste Zeit bestechen oder betrügen läßt, folglich unbesonnen und unrichtig urtheilt, dann unsre Begierden zur Unzeit und am unrechten Orte in Bewegung setzt, und uns in lauter Unordnung und Unruhe stürzt. Was diese Macht beunruhigt und besticht, das sind erstlich die Sinne, welche nicht die wahre und innere Beschaffenheit der Sachen, sondern nur die Gestalt und das Aeußerliche fassen, und der Seele das Bild der Sachen mit einer günstigen Empfehlung, und wie mit einem Vorurtheile von ihren Eigenschaften darstellen, je nachdem sie dieselben für sich schön und angenehm, nicht aber für das allgemeine Beste des Menschen nützlich und nothwendig finden. Zweytens mischt sich das falsche und unbescheidene Urtheil des Pöbels mit darein. Aus diesen beyden falschen Nachrichten und Berichten der Sinne und des Pöbels entsteht in der Seele eine unüberlegte Meynung,

Meynen.

nach

nach welcher uns Sachen als gut oder böse, nützlich oder schädlich, wünschenswerth oder hassenswürdig vorkommen. Diese ist fürwahr eine höchstgefährliche Führerinn und tollkühne Herrscherinn. Denn sobald sie die Oberhand erhält, wird Ueberlegung und Verstand aus den Augen gesetzt; sie bemeistert sich unsrer Einbildungskraft, und wehrt sich, wie in einer Vestung, tapfer wider die gesunde Vernunft, begiebt sich in unser Herz hinein, und macht durch heftige Bewegungen der Hoffnung, der Furcht, der Traurigkeit, der Freude, alle unsre Begierden rege; kurz, sie bringt es dahin, daß alle Narren und Aufrührer der Seele, welches die Leidenschaften sind, sich empören.

Ich will diese Sache noch durch ein anderes Gleichniß, das von der Einrichtung des Kriegswesens hergenommen ist, erläutern. Die Sinne sind theils die Schildwachen der Seele, welche für ihre Erhaltung wachen; theils die Adjutanten und Curiere, derer sich der Verstand, als der oberste Befehlshaber in der Seele, als seiner Diener und Werkzeuge bedient. Sie haben zu dem Ende die Gewalt bekommen, die Sachen wahrzunehmen, sich Bilder davon zu machen, sie zu behalten oder zu verwerfen, wie sie ihnen angenehm oder verdrüßlich vorkommen, und sich mit ihrer Natur reimen oder zusammen stimmen. Nur müssen sie bey Verwaltung ihres Amts sich damit begnügen, daß sie recognoseiren, und von dem, was vorgeht, Nachricht geben, und sich nicht etwa unterfangen wollen, die hohen und starken Mächte in Bewegung, und auf solche Weise alles in Aufstand und Verwirrung zu bringen. Gleichwie aber bey einem Kriegsheere die Schildwachen oft können betrogen werden, und, weil sie die Absicht des kommandirenden Generals nicht wissen, verkleidete Feinde für Hülfstruppen, die zu ihnen stossen sollen, oder die

zu Hülfe kommenden Völker für Feinde halten können; eben so werden auch die Sinne, weil sie nicht alles, was für die Vernunft gehört, begreifen können, oft durch den Schein betrogen, und halten für Freund, was Feind ist. Wenn sie nun auf diese Meynung hin, und ohne auf die Befehle der Vernunft zu warten, die begehrende und erzürnbare Macht in Bewegung setzen; so richten sie einen Aufruhr und Aufstand in unsrer Seele an, bey welchem die Vernunft nicht gehört, noch dem Verstande Gehorsam geleistet wird.

Unterschied der Leidenschaften nach dem Objecte und Subjecte.

Nunmehr wollen wir ihre Regimenter, Reihen, Geschlechter und Gattungen betrachten. Jede Leidenschaft wird durch den Schein oder durch die Meynung von etwas Gutem oder Bösem erregt. Geschieht es durch etwas Gutes, welches die Seele bloß und allein dafür ansieht; so heißt solche Bewegung Liebe. Ist das Gute gegenwärtig, so daß es die Seele in sich genießt; so heißt es Vergnügen und Freude. Ist es zukünftig; so heißts Verlangen. Geschieht es aber durch etwas Böses, bloß als solches betrachtet; so wirds Haß genannt. Ist das Böse gegenwärtig und

In der begehrenden Seele sind ihrer sechs; drey, die vom Guten, und drey, die vom Bösen herkommen.

in uns, so wirds Traurigkeit und Schmerz; ist es in andern, so wirds Mitleiden; und ists künftig, so wirds Furcht geheissen. Von diesen senken sich diejenigen, welche vom Objecte des anscheinenden Bösen in uns erregt werden, und die wir fliehen und verabscheuen, tief in unser Herz, und sind sehr schwer daraus zu vertreiben. Dieß wäre also die erste Bande der Aufrührer, welche die Ruhe unsrer Seele, und zwar in ihrem begehrenden Theile stören. So gefährlich aber auch ihre Wirkungen immer seyn mögen, so sind sie doch nicht so heftig, als bey den auf sie folgenden.

Denn

Denn diese in solchem Theile von dem vorkommenden Objecte erzeugten ersten Bewegungen gehen sogleich in den erzürnbaren Theil über, das ist, an denjenigen Ort hin, wo die Seele gleich Mittel sucht, das ihr gut oder böse scheinende entweder zu erlangen oder zu vermeiden. Und gleichwie, wenn ein Rad, das sich schon dreht, einen neuen Stoß bekömmt, es sich um so viel hurtiger umdreht; eben so wird auch die durch die erste Vorstellung schon in Bewegung gesetzte Seele, wenn eine neue Erschütterung hinzukömmt, noch viel heftiger, als vorher, bewegt, und macht Leidenschaften rege, die ungleich stärker und desto schwerer zu bändigen sind, weil sie itzt verdoppelt sind, und mit den ersten vereinigt einander vest halten, und wegen gegenseitiger Uebereinstimmung unterstützen. Denn wenn die ersten vom Objecte des scheinenden Guten erzeugten Leidenschaften anfangen auf Mittel zu sinnen, dasselbe zu erlangen; so erregen sie in uns entweder Hoffnung oder Verzweiflung. Die vom Objecte des künftigen Uebels erzeugten Leidenschaften bringen entweder Furchtsamkeit oder Verwegenheit hervor; und die vom gegenwärtigen entstehenden erzeugen Zorn und Wuth, welche Leidenschaften außerordentlich heftig sind, und die Vernunft, welche sie schon erschüttert antreffen, vollends zu Boden werfen. Dieß sind die vornehmsten Winde, von welchen die Stürme in unsrer Seele entstehen; die Höhle aber, aus welcher sie herkommen, ist nichts anders, als die gemeiniglich falsche, unbestimmte, ungewisse, der Natur, der Wahrheit, der Vernunft und der Gewißheit entgegengesetzte Meynung, die man hat, daß die uns vorkommenden Sachen gut oder böse sind. Denn haben wir sie uns einmal so vorgestellt; so suchen oder fliehen wir sie mit Heftigkeit; und das sind unsre Leidenschaften.

Vorerinnerung.

zu den Kapiteln, worin von den Leidenschaften überhaupt gehandelt wird.

Es soll von der natürlichen Art und Beschaffenheit der Leidenschaften gehandelt werden, damit man ihre Thorheit, Eitelkeit, Elend, Unrecht und Häßlichkeit sehe, und sie recht kennen und gehörig hassen lerne. Die Rathschläge, wie man sich davor bewahren solle, wird man in den folgenden Büchern finden (*). Ein Arzt hat zweyerley zu thun; er muß die Krankheit erklären, und die Mittel dawider vorschlagen. Hier haben wir es mit Krankheiten der Seele zu thun. Wir werden hier also erstlich von allen denen reden, welche das anscheinende Gute betreffen, als von der Liebe, und ihren Arten, Verlangen, Hoffnung, Verzweiflung, Freude; hernach von allen denen, welche das Uebel betreffen, und die verschieden sind, als Zorn, Haß, Neid, Eifersucht, Rachsucht, Grausamkeit, Furcht, Traurigkeit, Mitleiden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von der Liebe überhaupt.

Unterschied und Vergleichung der Liebe.

Die erste, oberste und vornehmste aller Leidenschaften ist die Liebe, welche verschiedene Gegenstände, Arten und Stuffen hat. Doch reden wir hier nur von der leidenschaftlichen und

(*) Besonders im dritten Buche, bey den Tugenden der Tapferkeit und Mäßigkeit.

und fehlerhaften, denn von der tugendhaften, welche in Freundschaft, christlicher Liebe, und achtungsvoller Zuneigung besteht, wird bey der Tugend der Gerechtigkeit gehandelt werden. Von jener giebt es also drey Hauptgattungen, nämlich Ehrgeiz oder Stolz, welcher Liebe zur Hoheit und zur Ehre ist; Geiz, oder die Liebe zum Reichthume; und die wollüstige und fleischliche Liebe. Dieß sind drey Sümpfe und Abgründe, aus welchen wenig Menschen sich zu erretten wissen; drey Pestilenzen und Verderbnisse von allem, was wir unter den Händen haben, als Geist, Körper und Güter; die ganze Rüstung der drey Hauptfeinde des Heils und der Ruhe des Menschen, des Teufels, des Fleisches und der Welt. Diese sind in Wahrheit drey Mächte, die gewöhnlichsten und allgemeinsten Leidenschaften; daher der Apostel alles, was in der Welt ist, unter diese drey gebracht hat. Alles, was in der Welt ist, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben (*a*). Der Ehrgeiz, als eine geistige Leidenschaft, ist edler und erhabener, als die andern. Die wollüstige Liebe, welche die natürlichste und allgemeinste ist, denn sie findet sich auch bey den Thieren, wo die andern nicht sind, ist mehr heftig und minder fehlerhaft. Ich sage schlechtweg heftig; denn bisweilen überwiegt sie der Ehrgeiz, dann ist sie aber eine besondere Krankheit. Der Geiz ist die dümmste und gefährlichste von allen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Ehrgeize.

Der Ehrgeiz, jener Hunger nach Ehre und Ruhm, jenes unersättliche und übermäßige Verlangen nach Hoheit, ist eine sehr milde Beschreibung.

(*a*) Quicquid est in mundo, est concupiscentia oculorum, aut carnis, aut superbia vitæ. 1. *Joan.* 2, 16.

Leidenschaft, welche sich in edle Seelen gar leicht einschleicht, und daraus nicht leicht zu vertreiben ist. Wir glauben, wir müssen das Gute umfassen. Und weil wir nun unter allen die Ehre für das größte Gut schätzen; so laufen wir auch derselben so mit Gewalt nach. Der Ehrgeizige will immer der erste seyn; er sieht niemals hinter sich, sondern immer vor sich auf die, so ihm vorgehen. Ihm ist es ein größerer Verdruß, einen einzigen vor sich hingehen zu lassen, als es ihm Vergnügen macht, tausend hinter sich zu haben. Aller Ehrgeiz hat den Fehler, daß er nie hinter sich sieht (*b*). Er ist aber zweyerley; einer geizt nach Ruhm und Ehre, der andere nach Hoheit und Herrschaft. Jener ist der Welt nützlich, und in einem gewissen Verstande erlaubt, wie wir zeigen werden; dieser aber ist verderblich.

Ist natürlich.

Der Ehrgeiz hat seinen natürlichen Same in uns. Ein Sprichwort sagt: Die Natur ist mit wenigem zufrieden. Es sagt aber auch ein anderes, das diesem ganz zuwider ist: Die Natur wird niemals satt, ist nie zufrieden, verlangt immer, will immer steigen und sich bereichern, und geht niemals ihren Schritt, sondern läuft zügellos, und rollt sich zu Ehre und Ruhme hinauf. Unsre Natur strebt nach Herrschaft, und sucht ihre Begierden gierig zu befriedigen (*c*). Und so viele laufen und brechen den Hals, wie wir an so vielen großen Leuten sehen, welche genau daran waren, und auf dem Punkte standen, die Hoheit, welche sie sich so viel hatten kosten lassen, zu besitzen und zu genießen. Es ist eine natürliche, sehr mächtige Leidenschaft, die uns sehr spät ver-

(*b*) Habet hoc vitium omnis ambitio, non respicit. *Seneca.*

(*c*) Natura nostra imperii est avida, & ad implendam cupiditatem præceps.

verläßt; weswegen sie auch jemand das Hemd der Seele nennt; indem sie immer der letzte Fehler ist, den die Seele ablegt. Auch die Weisen legen die Ehrbegierde zum letzten ab (*d*).

Seine Gewalt und Vorrecht.

Der Ehrgeiz ist nicht nur die stärkste und mächtigste, sondern auch die edelste und erhabenste Leidenschaft von allen. Seine Stärke und Macht zeigt sich darin, daß sie alle andere, auch die stärksten in der Welt besiegt und überwindet, sogar die übrigen Leidenschaften und Begierden alle, selbst die Liebe nicht ausgenommen, welche ihm doch den Vorzug streitig macht. Wir sehen dieses an allen großen Männern, am Alexander, Scipio, Pompejus und vielen andern, welche es sich heldenmüthig versagt haben, die schönsten Frauenzimmer, die sie in ihrer Gewalt hatten, zu berühren, weil sie vom Ehrgeize entbrannt waren, und selbst diese Besiegung der Liebe ihrem Ehrgeize fröhnte; am allermeisten aber am Cäsar. Nie war ein Mensch den wollüstigen Vergnügungen, mit jedem Geschlechte, und auf allerley Art, mehr ergeben, als er, wie so viele verliebte Thaten zu Rom und in fremden Ländern beweisen; und nie war ein Mensch in Ansehung seiner Person so eigen und so sorgfältig. Gleichwohl behielt der Ehrgeiz doch immer die Oberhand, und nie verlor er über seinen verliebten Freuden nur eine Stunde Zeit, die er anwenden konnte, sich groß zu machen. Der Ehrgeiz beherrschte ihn unumschränkt, und hatte ihn ganz und gar besessen. Hingegen finden wir am Marcus Antonius und andern, wie sie sich von der Liebe haben so überwältigen lassen, daß sie darüber die Besorgung ihrer Geschäffte vergassen. Wenn sie aber beyde in gleiche Waagschaalen sollten gelegt werden;

Er überwindet die Liebe.

(*d*) Etiam sapientibus cupido gloriæ novissima exuitur. *Tacitus.*

so würde der Ehrgeiz doch immer den Preis davon tragen. Diejenigen, welche behaupten, die Liebe sey stärker, sagen, sie hänge mit Seele und Leib zusammen, und der Mensch werde von ihr so eingenommen, daß sogar die Gesundheit dabey leide. Hingegen scheint der Ehrgeiz deswegen stärker zu seyn, weil er ganz geistig ist. Daß aber die Liebe auch mit im Körper sitzt, das macht sie um so viel schwächer. Denn sie ist deswegen auch der Sättigung und dem Ekel unterworfen, kann auch durch körperliche, natürliche und äußerliche Mittel getheilt werden, wie die Erfahrung an so vielen Menschen lehrt, welche das Feuer und die Gewalt dieser Leidenschaft durch verschiedene Mittel gemildert, ja gar völlig gedämpft haben. Der Ehrgeiz hingegen ist keines Ekels fähig; er wird vielmehr durch den Genuß gereizt, und man hat gar kein Mittel, ihn auszurotten, weil er ganz in der Seele selbst und in der Vernunft seinen Sitz hat.

Die Sorge für das Leben.

Er überwindet aber nicht nur die Sorge für die Gesundheit und Ruhe; denn Ruhm und Ruhe können nie beysammen wohnen; sondern auch sogar die Sorge für das eigene Leben, welches Agrippina, des Nero Mutter, recht zeigte, die ihrem Sohne den Kaiserthron wünschte, und sich deswegen Raths erholte; und, da sie hörte, daß er es zwar werden würde, es würde sie aber das Leben kosten, zur Antwort gab: **Er bringe mich gleich um, wenn er nur regiert** (*e*).

Die Gesetze.

Der Ehrgeiz besiegt drittens alle Gesetze, ja sogar das Gewissen selbst. Denn die Lehrer des Ehrgeizes sagen, man müsse allenthalben ein ehrlicher Mann seyn, und den Gesetzen beständig gehorchen, bis auf den Punkt des Herrschens, welches allein Dispensation verdiene, und so ein guter Bissen

sey,

(*e*) Occidat, modo imperet.

sey, daß es wohl der Mühe werth sey, seine Fasten zu brechen. Soll das Recht verletzt werden, so werde es des Herrschens wegen verletzt; im übrigen soll man gewissenhaft seyn (*f*).

Die Religion.

Er vergißt sogar alle Ehrfurcht und Achtung gegen die Religion und tritt sie mit Füßen, welches Jeroboam, und Muhamed beweisen, die sich nichts daraus machten, jede Religion zu erlauben, nur um zu regieren; ingleichen alle Urheber der Ketzereyen, welche lieber Häupter der Partheyen, bey allem Irrthume, Lügen und tausend Unordnungen, seyn wollten, als Schüler der Wahrheit bleiben. Daher sagt der Apostel, daß diejenigen, welche sich von dieser Leidenschaft und Begierde einnehmen lassen, sich verirren, am Glauben Schiffbruch leiden, und sich viele Schmerzen machen.

Zwingt die Natur.

Kurz, er zwingt und reißt die Gesetze der Natur nieder. Von ihm schreiben sich die Ermordungen der Aeltern, der Kinder, der Geschwister her; wie Absalon, Abimelech, Athalia, Romulus, und Sei der König von Persien, welcher seinen Vater und Bruder umbrachte, und der Türkische Kaiser Soliman, welcher seine beyden Brüder ermordete, beweisen können. Nichts vermag also der Gewalt des Ehrgeizes zu widerstehen; er schlägt alles zu Boden.

Ist eine stolze Leidenschaft.

Er ist auch stolz, und wohnt nur in großen Seelen, sogar bey Engeln. Er ist kein Laster und keine Leidenschaft geringer Menschen, oder geringer und gemeiner Bestrebungen und alltäglicher Handlungen. Ruhm und Ehre machen sich nicht so wohlfeil, sie verkaufen sich nicht an Handlungen, die bloß gut und nützlich sind; sondern sie

(*f*) Si violandum est jus, regnandi caussa violandum est; in ceteris pietatem colas.

müssen auch selten, erhaben, schwer, fremd und ungewöhnlich seyn. Der große, aber niederträchtige und bettlermäßige Hunger nach Ehre und Bekanntwerden, welcher den Ehrgeiz antreibt, mit allerley Volke zu buhlen, und sich aller, auch der verworfensten Mittel, zu bedienen, es koste auch was es wolle, ist schändlich und abscheulich. Solche Ehre ist Schande. Man muß nicht weiter nach Ehre streben, als man fähig ist zu erlangen. Wegen jeder guten und nützlichen Handlung sich aufblasen und erheben, heißt den Kopf recht in die Höhe strecken, damit auch der Hintere gesehen werde.

Aeußert sich verschiedentlich.

Der Ehrgeiz geht viele und verschiedene Wege, und äußert sich durch verschiedene Sachen. Es giebt einen geraden und offenen Weg, den sind Alexander, Cäsar, Themistokles und andere gegangen. Es giebt aber auch einen schiefen und bedeckten Weg, welchen verschiedene Weltweise und solche, die sich einer besondern Frömmigkeit rühmen, nehmen, welche von hinten her vornhin kommen wollen, und gleich den Ruderknechten, welche mit dem Rücken gegen den Haven sitzen, auf welchen sie doch zurudern, sich dadurch berühmt zu machen suchen, daß sie den Ruhm verachten. Und gewiß es ist beym Verschmähen und Verachten der Hoheit mehr Ruhm zu erlangen, als beym Wünschen und Genießen derselben, wie Plato zum Diogenes sagte, und der Ehrgeiz kann seine Absichten nicht besser erreichen, als wenn er einen ungeraden und ungewöhnlichen Weg wählet.

Ist Thorheit.

Der Ehrgeiz ist eine wahre Thorheit und Eitelkeit; denn er hascht den Rauch anstatt des Lichts, und den Schatten anstatt des Körpers. Er bindet das Vergnügen seines Geistes an die Meynung des Pöbels; entsagt freywillig seiner Freyheit, um der Leidenschaft anderer zu folgen; zwingt sich, sich selbst zu mißfallen, um den Zuschauern zu gefal-

gefallen; hängt seine Begierden vor den Augen anderer an den Schandpfahl, liebt die Tugend nur in so fern, als sie dem Pöbel gefällt, und thut das Gute, nicht um des Guten, sondern um der Ehre willen. Ehrgeizige sind den Fässern gleich, die man ansteckt, man kann nicht eher etwas heraus bekommen, als bis man Wind hinein gelassen hat.

Ist unersättlich.

Der Ehrgeiz kennt keine Schranken. Er ist ein Abgrund, der weder Grund noch Ufer hat. Er ist der leere Raum, welchen die Weltweisen in der Natur noch nicht haben finden können, und dem Feuer gleich, welches desto größer wird, jemehr man ihm Nahrung giebt. Der Ehrgeiz bezahlt seinen Herrn gebührend; denn er ist nur darin gerecht, daß er gerade zu seiner eigenen Pein hinlänglich ist; und sich selbst martert. Die Bewegung seiner Begierden läuft, wie das Rad des Jrion, beständig herum, und läßt den Geist zu keiner Ruhe kommen.

Seine nichtigen Entschuldigungen.

Die dem Ehrgeize schmeicheln wollen, sagen, er sey der Tugend föderlich, und ein Sporn zu schönen Thaten; um seinetwillen entsage man den übrigen Lastern, und endlich sogar ihm selbst um der Tugend willen. Allein es fehlt so viel, daß der Ehrgeiz, welcher die Laster freylich zuweilen verbirgt, sie wegnehmen sollte, daß er sie nur einige Zeit unter der betrüglichen warmen Asche einer boshaften Verstellung gleichsam brütet, in der Hoffnung, sie auf einmal neu belebt hervorbrechen zu lassen, sobald sie genug Ansehen und Gewalt werden erlangt haben, um öffentlich und ungestraft herrschen zu können. Wenn die Schlangen gleich vor Kälte erstarren; so verlieren sie darum doch ihren Gift nicht. Und so behält auch der Ehrgeizige seine Laster, wenn er sie gleich mit kalter Verstellung bedeckt. Denn wenn

er bis dahin ist, wohin er kommen wollte; so zeigt er, wer er ist. Und wenn er auch allen Lastern entsagte; so verläßt ihn sein Ehrgeiz doch nimmermehr. Es treibt dieser zwar zu schönen und großen Thaten an, davon das Publikum Vortheil zieht; der aber, welcher sie thut, wird dadurch nicht besser, denn es sind Werke der Leidenschaft, und nicht der Tugend. Er trotzt zwar auf den schönen Ausspruch: Wir sind nicht um unsertwillen, sondern um des gemeinen Besten willen da; allein, die Mittel, welche gebraucht werden, sich zu heben, und die noch hernach, wenn man zu hohen Posten und Aemtern gelangt ist, angewandt werden, zeigen zur Gnüge, wie es damit ist. Möchten doch die, so am Brete stehen, ihr Gewissen untersuchen; sie würden finden, daß eben so viel oder noch mehr Privatnutzen, als allgemeines Beste, vorwalte!

Besondere Rathschläge und Mittel wider dieses Uebel werden im dritten Buche, Kap. 42. vorgeschlagen werden.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Geize und der ihm entgegengesetzten Leidenschaft.

Was er ist. Reichthum lieben und danach streben, ist Geiz. Nicht allein aber die Liebe und die Bestrebung nach Reichthume, sondern auch alle zu genaue Sorgfältigkeit deswegen schmeckt nach Geize; selbst eine zu pünktlich geordnete und künstliche Austheilung desselben und Freygebigkeit; denn ängstliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit ist der Reichthum nicht werth.

Das Verlangen nach Schätzen und das Vergnügen, sie zu besitzen, entsteht bloß in der Einbildung.

Das

Das unordentliche Verlangen nach Gütern ist wie ein Krebs in unsrer Seele, welcher mit giftiger Hitze unsre natürlichen Begierden verzehrt, und uns dafür mit eiternden Säften anfüllt. Sobald dieses Verlangen in unsrer Seele seinen Sitz genommen hat, muß die natürliche und rechtmäßige Neigung, mit der wir unsern Verwandten und Freunden und uns selbst zugethan seyn sollen, entweichen. Nun ist alles übrige, in Vergleichung mit unsrem Nutzen, nichts für uns. Wir vergessen endlich und verachten uns selbst, unsern Leib und unsern Geist, um dieser Güter willen, und verkaufen, wie man im Sprichworte sagt, unser Pferd, um Heu zu bekommen.

Thorheit und Elend des Geizes nach fünf Punkten.

Der Geiz ist eine schändliche und niederträchtige Leidenschaft pöbelmäßiger Narren, welche den Reichthum für das höchste Gut des Menschen halten, und die Armuth als das größte Uebel fürchten, sich nie am Nothdürftigen begnügen lassen, welches niemanden versagt ist, und die Güter nach der Goldwage wägen; da uns doch die Natur lehrt, sie nach der Elle der Nothdurft zu messen. Allein, welche Thorheit ist es nicht, das anzubethen, was die Natur unter unsre Füsse gelegt und unter der Erde verborgen hat, als etwas, das nicht werth ist, gesehen zu werden, sondern verachtet und mit Füssen getreten werden soll; ja welches nur das Laster der Menschen aus den Eingeweiden der Erde herausgerissen, und an das Tageslicht gebracht hat, um sich einander darüber todt zu schlagen! Wir erschaffen Sachen, damit wir etwas zu streiten haben. Wir schämen uns nicht, daß Dinge bey uns für die höchsten gehalten werden, welche die untersten in der Erde waren (*a*).

Die

(*a*) In lucem, propter quæ pugnaremus, excutimus: non erubescimus, summa apud nos haberi, quæ fuerunt ima terrarum.

Die Natur scheint bey der Erzeugung des Goldes einigermassen das Elend derer, die es lieben möchten, vorhergesehn zu haben; denn sie hat es so eingerichtet, daß an Orten, wo Gold wächst, kein Gras, keine Pflanze, noch sonst etwas taugliches wächst, als wollte sie uns lehren, daß in Seelen, wo die Liebe zu diesem Erze entstehe, auch kein Fünkchen Ehre oder Tugend wohnen werde. Wie weit heißt das sich heruntersetzen, wenn man ein Sklav von dem wird und bleibt, was uns unterworfen seyn soll! **Bey dem Weisen ist der Reichthum in der Sklaverey, beym Thoren aber herrscht er** (*b*) Denn der Geizhals hat den Reichthum nicht, sondern der Reichthum hat ihn, und man sagt: Güter haben, wie man auch sagt: das Fieber haben, nicht daß der Mensch das Fieber, sondern daß das Fieber den Menschen habe, halte und plage. Welche Thorheit, das lieben, was weder gut ist, noch auch den Menschen gut machen kann, ja etwas ganz gemeines und in den Händen der bösesten Menschen von der Welt ist, welches oft die guten Sitten verderbt, und die Bösen nie verbessert, ohne welches so viele Weise ihr Leben glücklich gemacht, und um dessentwillen viele Böse ein unseliges Ende genommen haben! Kurz, welche Thorheit, einen Lebendigen mit einem Todten zusammen binden, wie es Mezentius machte, ihn so schmachten und auf die grausamste Art sterben lassen; den Geist mit dem Auswurfe und Abschaume der Erde verbinden, und seine Seele mit tausenderley Martern und Qualen verwickeln, ja mit Netzen und Stricken des bösen Geistes fangen und fesseln lassen, wie die heilige Schrift sagt, welche die Leidenschaft, die den Reichthum so liebt, gar übel beschreibt, und dazu die Namen: Ungerechter, Dornen, Dieb des menschlichen Herzens, Garn und

Netze

(*b*) Apud sapientem divitiæ sunt in servitute, apud stultum in imperio.

Netze des Teufels, Abgötterey und Wurzel alles Uebels, gebraucht. Und fürwahr, wenn man den Rost des Kummers und der Sorgen, welchen der Reichthum in den Herzen erzeugt, eben sowohl sähe, als seinen Glanz und seine Pracht, er würde eben so sehr gehaßt werden, als er itzt geliebt wird.

Die dem Geize entgegengesetzte Leidenschaft.

Es giebt auch eine entgegengesetzte fehlerhafte Leidenschaft, da man Reichthum und Güter haßt und verwirft, welches eben so viel ist, als die Mittel verwerfen, wodurch man Gutes thun, und viele Tugenden ausüben kann. Wer weis nicht, daß ungleich mehr dazu gehört, Reichthümer gut zu verwalten und anzulegen, und sich im Ueberflusse recht zu beherrschen wissen, als keine zu haben, und sich bey der Armuth wohl zu verhalten? Bey dieser braucht man nur eine einzige Tugend zu haben, nämlich den Muth nicht sinken zu lassen, und standhaft zu bleiben. Beym Ueberflusse hat man mehr nöthig; da gehört Mäßigkeit, Selbstbeherrschung, Freygebigkeit, Sorgfalt, Vorsichtigkeit u.s.w. dazu. Hier darf man sich nur selbst bewahren; dort muß man sich zuerst selbst bewahren, hernach aber auch thätig seyn. Wer sich seiner Güter entledigt, der entledigt sich auch eben so vieler Pflichten und Schwierigkeiten, als bey guter und gesetzmäßiger Selbstbeherrschung, beym Reichthume, bey desselben Erwerbung, Erhaltung, Austheilung, Gebrauche und Anwendung anzutreffen sind. Es heißt also, die Arbeit scheuen; und ich möchte solchen Leuten gern sagen: Ihr entledigt euch eures Reichthums nicht darum, weil er nicht nützlich wäre: sondern weil ihr euch desselben nicht zu bedienen, noch ihn recht zu brauchen wisset. Den Reichthum nicht leiden können, ist mehr Schwachheit der Seele, als Weisheit, spricht Seneca.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von der fleischlichen Liebe.

Sie ist sehr natürlich und sehr gemein.

Die fleischliche Liebe ist wie ein Fieber, sie ist eine rasende und höchstgefährliche Leidenschaft, und wer sich von ihr hinreißen läßt, wohin kann der nicht verfallen? Er ist sein eigener Herr nicht mehr, sein Körper hat tausenderley Mühe, das Vergnügen zu suchen; der Geist tausenderley Martern, sein Verlangen zu befriedigen; die Begierden nehmen zu, und werden zur Raserey. So natürlich diese Neigung ist, so heftig und allgemein ist sie auch; daher sie bey ihrer Aeußerung Thoren und Weise, Thiere und Menschen einander gleich macht, ja alle Weisheit, Entschlossenheit, Vorsichtigkeit, Ueberlegung und jede Wirkung der Seele dumm macht und den Menschen selbst zum Viehe herabwürdigt. Hieraus, und aus dem Schlafe erkannte Alexander, daß er ein Sterblicher sey; denn beydes unterdrückt die Kräfte der Seele.

Warum man sich derselben schämt.

Die Weltweisheit giebt sich mit allen Sachen ab, und ist bemüht, die Ursachen davon aufzusuchen, sie zu beurtheilen und in Ordnung zu bringen. Eben dieses thut auch die Gottesgelehrheit, welche noch bescheidener und schamhaftiger ist. Und warum auch nicht? Es gehört ja alles vor ihre Gerichtsbarkeit und Untersuchung. Die Sonne scheint auf die Miststätten, ohne etwas davon anzunehmen, noch danach zu riechen. Ueber Worte böse werden, und sich ärgern, ist ein Beweis großer Schwachheit, oder ein Zeichen, daß man selbst von der Krankheit angesteckt ist. Dieß sey wegen des Folgenden gesagt, und wenn sonst etwas dergleichen noch vorkommen sollte. Die Natur treibt uns auf der einen

Seite mit Heftigkeit zu dieser Handlung an; die ganze Bewegung der Welt entschließt und fügt sich zur Vereinigung des männlichen und weiblichen Geschlechts, und will uns auf der andern Seite deswegen tadeln, erröthen und uns verbergen lassen, als wenn es etwas unanständiges und unehrbares wäre. Wir benennen diese Handlung vom Schämen, und heißen die Theile, welche dazu gebraucht werden, Schamglieder. Warum soll aber das so schämenswerth seyn, was so natürlich, und, wenn es in Schranken bleibt, so billig, rechtmäßig und nothwendig ist? Und warum sind die Thiere von dieser Scham frey? Vielleicht wegen der Leibesstellung dabey, die nicht schön ist? Wie kann aber etwas häßlich seyn, was natürlich ist? Beym Weinen, Lachen, Kauen, Gähnen wird das Gesicht noch ärger verzogen. Oder solchen heftigen Trieb im Zaume und zurück zu halten? Warum erregt ihn die Natur so heftig? Ja das Schämen giebt ihm noch mehr Reiz, und entflammt ihn eher noch. Oder etwa deswegen, weil die Werkzeuge derselben sich ohne unsern, ja wider unsern Willen regen? Aus diesem Grunde müßten sich die Thiere auch schämen. Es bewegen sich auch so viele andere Dinge in uns ohne unsern Willen von sich selbst, welche weder lästerhaft, noch schämenswerth sind; und zwar nicht nur innerliche und verborgene, wie der Puls und die Bewegung des Herzens, die Schlagadern, die Lungen, die Werkzeuge und Theile, welche die Lust zum Essen und Trinken, und den Drang, das Gehirn und den Unterleib zu entledigen, erregen, derer Zusammendrückungen und Erweiterungen weiter gehen, als wir mögen, und oft wider unser Denken und Wollen geschehen, als das Niesen, Gähnen, Nasenbluten, Weinen, Schluchzen und mancherley Tröpfeln, das nicht in unsrer Freyheit steht; ferner in der Seele das Vergessen, Erinnern,

Glauben, Mißglauben, ja der Wille selbst, welcher oft etwas will, das wir wünschten, er wollte es nicht; sondern auch äußerliche und sichtbare Dinge: Das Gesicht wird roth, blaß, bleich, der Leib wird fett und mager, das Haar wird grau, schwarz und weiß, wächst und sträubt sich in die Höhe, die Haut schauert, und dieß alles ohne und wider unsern Willen. Oder endlich deswegen, weil dabey die Armuth und Schwachheit des Menschen recht deutlich erkannt wird? Dieses geschieht aber auch beym Essen, Trinken, Schmerzen, Ermüden, Ausleeren und Sterben, welcher Dinge man sich nicht schämt. Doch dem allen sey wie ihm wolle, genug die Handlung selbst ist an sich und von Natur schlechterdings nicht schämenswerth; sie ist wirklich natürlich, das Schämen aber ist es nicht, wie man an den Thieren sieht. Doch was gedenke ich der Thiere? Wenn die menschliche Natur, sagt die Gottesgelehrheit, in ihrem ersten ursprünglichen Zustande geblieben wäre; so würde sie vom Schämen gar nichts gewußt haben. Und in der That, wovon kömmt denn das Schämen sonst her, als von der Schwachheit; und wovon die Schwachheit sonst, als von der Sünde? Denn in der Natur ist an sich nichts schämenswerth.

In wie fern sie lasterhaft ist.

Diese Handlung ist also bloß an sich betrachtet so wenig, als andere dergleichen Handlungen, schämenswerth oder sündlich; denn sie ist natürlich und körperlich. Was sie aber in so übles Geschrey gebracht hat, ist dieses, daß selten Mäßigung dabey beobachtet wird, und daß sie so große Bewegungen macht, sich in Ansehen und ihre Absichten ins Werk zu setzen, sich sehr böser Mittel dazu bedient, und eine große Menge von Uebeln, die alle schlimmer, als die wollüstige Handlung selbst sind, theils vor sich hergehen läßt, theils nach sich zieht, Die Unkosten übersteigen da immer das Kapital, und es wird, wie man zu sagen pflegt, mit Netzen von Gold und Purpur gefischt.

Dieß

Dieß alles aber ist menschlich; denn die Thiere, welche bloß der Natur folgen, wissen von allem diesem Getöse nichts. Aber die menschliche Kunst macht immer blinden Lärmen, und hängt die Schande über der Thüre aus, um davon abzuhalten; und auf der andern Seite erregt und schärft sie die Begierde, macht Erfindungen, Bewegungen und Unruhen, stößt alles um, nur um dazu zu gelangen, (welches man bey der Dichtkunst sehen kann, die nur bey diesem Gegenstande lacht, und deren Erfindungen bey allen übrigen Sachen stumpf sind,) und hält jeden Eingang für besser, als den durch die ordentliche Thüre, und auf dem rechtmäßigen Wege, ja jedes entfernte Mittel für besser, als das gemeine Mittel des Ehestandes.

Besondere Rathschläge und Mittel wider dieses Laster findet man B. 3. Kap. 41.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.
Von den Lüsten und Begierden.

Im Meere entstehen und erheben sich nicht so viel Wellen und Fluten, als Begierden im Herzen des Menschen. Dieses ist ein unendlicher, verschiedener, unbeständiger, verwirrter und unentschlossener, oft fürchterlicher und abscheulicher, mehrentheils aber eitler und lächerlicher Abgrund von Begierden. Unendlicher Abgrund derselben.

Vor allen Dingen aber müssen sie wohl unterschieden werden. Einige sind natürlich, und diese sind billig und rechtmäßig, werden auch bey den Thieren angetroffen, ihr Ende ist abzusehen, niemand ist bey denselben arm; von diesen soll hernach ausführlich geredet werden; denn sie gehören auch, wenn man es genau nimmt, nicht zu Unterschied. Natürliche und nothwendige.

Widernatürliche.

den Leidenschaften. Andere sind außer der Natur, entstehen nur aus unsrer Einbildung, sind erkünstelte und überflüßige Begierden, die man, um sie durch den Namen von den übrigen zu unterscheiden, Lüste nennen kann. Diese sind bloß menschlich, die Thiere kennen sie gar nicht; der Mensch allein ist ausschweifend in seinen Begierden, sie haben kein Ziel, kein Ende, und es ist nichts, als Unordnung bey ihnen. Natürliche Begierden haben ihr gewisses Ziel; die aber aus einer falschen Einbildung entstehen, wissen nicht, wo sie aufhören sollen. Denn alles Falsche hat kein Ziel. Wer einen gewissen Weg geht, dem ist doch etwas das letzte, der Irrweg aber ist unermeßlich (*a*). Bey den Lüsten kann niemand reich und zufrieden seyn. Von ihnen gilt eigentlich das, was wir zu Anfange dieses Kapitels gesagt haben, und nur diese meynen wir hier in dieser Materie von den Leidenschaften. Um ihrentwillen schwitzt und arbeitet man, um überflüßiger Sachen willen läßt man sichs sauer werden (*b*); ihrentwillen durchreist man Seen und Länder, führet Krieg, ermordet, ersäuft, verräth, und richtet sich zu Grunde. Es ist daher sehr recht gesagt: Begierlichkeit ist eine Wurzel alles Uebels. Es geschieht auch oft, und es ist eine gerechte Strafe, daß, indem man seine Lüste zu befriedigen und sich mit Vergnügen und Glücksgütern zu sättigen sucht, man sich um die Güter der Natur bringt, und ihre Freuden verliert. Als Diogenes alles Geld des Alexanders ausgeschlagen hatte, sprach er zu ihm: Er möchte ihm doch aus der Sonne gehen, dieß wäre alles, was er verlange.

Sechs

(*a*) Desideria naturalia finita sunt; ex falsa opinione nascentia, ubi desinant, non habent: nullus enim terminus falso est. Via eunti aliquid extremum est, error immensus est. *Seneca.*

(*b*) Ad supervacua sudatur.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von der Hoffnung und der Verzweiflung.

Durch Hoffnung entflammen und verdoppeln sich die Lüste und Begierden; sie facht mit ihrem sanften Winde unsre thörichten Begierden an, entzündet in unsern Geistern ein dick dämpfendes Feuer, welches unsern Verstand verblendet; und indem es unsre Gedanken mit sich fortreißt, erhält es sie, wie hängend in den Wolken, und läßt uns wachend träumen. So lange unsre Hoffnungen währen, wollen wir unsre Begierden nicht fahren lassen. Wenn hingegen die Verzweiflung bey uns eingekehrt ist; so martert sie unsre Seele mit der Meynung, daß wir das, was wir begehren, nicht erlangen können, dergestalt, daß ihr alles weichen muß, und wir um dessentwillen, was wir nicht erlangen zu können glauben, selbst das übrige von dem, was wir besitzen, verlieren. Diese Leidenschaft ist wie der Zorn der kleinen Kinder, die, wenn man ihnen ein Stückchen von ihren Spielsachen nimmt, vor Verdruß die übrigen ins Feuer werfen; sie zörnet über sich selbst, und befördert die Strafe ihres Unglücks von sich selbst.

Nachdem wir nun die Leidenschaften, welche das anscheinende Gute betreffen, betrachtet haben, wollen wir auch auf die kommen, welche das Uebel angehen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Vom Zorne.

Der Zorn ist eine thörichte Leidenschaft, welche uns ganz außer uns bringt, und, indem sie ein Mittel sucht, das Uebel, welches uns bedroht, oder uns schon betroffen hat, abzuwenden, unser Blut im Herzen siedend macht, und rasende Dünste

Beschreibung.

in unsre Geister aufsteigen läßt, die uns blind machen, daß wir auf alles gerade hin stürzen, was die Begierde uns zu rächen befriedigen kann. Sie ist eine kurze Wut, der Weg zur völligen Raserey, übersteigt mit ihrer schnellen und stürmischen Heftigkeit alle Leidenschaften, und reißt sie mit sich fort; ihre Gewalt ist schnell und allgemein (*a*).

Die Quellen.

Die Quellen, aus welchen die Neigung zum Zorne kömmt, sind Schwachheit des Geistes. Wir sehen aus der Erfahrung, daß Weibspersonen, alte Leute, Kinder und Kranke immer zum Zorne geneigter sind. Alles Schwache ist von Natur ärgerlich (*b*). Man irrt sich, wenn man glaubt, es sey Herzhaftigkeit oder Heftigkeit. Die heftigen Bewegungen gleichen den Bestrebungen der Kinder und der Greise, welche laufen, wenn sie zu gehen glauben. Nichts ist schwächer, als eine unordentliche Bewegung, und in Zorn gerathen, ist Feigheit und Schwachheit. Es ist eine Krankheit des Geistes, welche ihn weich macht, wie eiternde Theile am Körper, daß er gar leicht kann beschädigt werden, gleichwie auch die Gesundheit eines solchen Körpers durch die geringste Sache verletzt und verdorben wird. Kranke Theile kann man ohne Wehethun nicht anrühren (*c*). Der Verlust eines Hällers, die Versäumung eines Gewinns bringt den Geizhals in Zorn. Der Eifersüchtige geräth über ein Lächeln, über einen Blick seiner Frau in Wut. Die Ueppigkeit, die eitle Verzärtelung, oder Selbstliebe, welche den Menschen über alles verdrüßlich und ärgerlich macht, bringen ihn in Zorn, sobald nur das geringste nicht geht, wie er will. Nichts nährt

den

(*a*) Repentina & universa ejus vis est.
(*b*) Invalidum omne natura querulum est.
(*c*) Nusquam sine querela ægra tanguntur.

den Jähzorn mehr, als die Ueppigkeit (*d*). Neigung für geringe Dinge, für ein Glas, einen Hund, einen Vogel, wird zu einer Art von Raserey, die unser Blut in Wallung bringt, und uns oft zum Zorne reizt. Dieses thut auch die zu große Neugier; wer alles zu genau wissen will, macht sich selbst unruhig (*e*). Dieß heißt aber den Zorn erbetteln, und sich mit lauter Freuden demselben anbieten, ohne zu warten, bis er uns sucht. Oft kömmt der Zorn zu uns, noch öfter kommen wir zu ihm (*f*). Es gehört auch die Leichtgläubigkeit hieher, da man alles von jedermann gleich für wahr annimmt. Die vornehmste und förmlichste Quelle des Zorns aber ist die Meynung, man sey entweder mit Worten oder mit Gebehrden verachtet, und nicht so, wie es sich gehört, behandelt worden; und hiemit wollen sich auch die Zornigen rechtfertigen.

Die Zeichen.

Seine Zeichen und Symptome sind sehr, und mehr, als bey jeder andern Leidenschaft, sichtbar und so außerordentlich, daß sie den ganzen Zustand einer Person verrücken und verändern, sie ganz umbilden und entstellen, so daß es schwer zu sagen ist, ob dieses Laster häßlicher, oder verabscheuungswürdiger sey (g). Einige sind äußerlich, als: ein rothes und entstelltes Gesicht, funkelnde Augen, wütender Blick, taube Ohren, schäumender Mund, schwer Athem holendes Herz, heftiger Puls, aufgelaufene Adern, stammelnde Zunge, zusammengeknirschte Zähne, starke und heisere Stimme, übereiltes Sprechen; kurz, der Zorn versetzt den ganzen Körper in Feuer und Fieberhitze. Bey einigen sind die Adern davon aufgesprun-

(*d*) Nulla res magis iracundiam alit, quam luxuria.
(*e*) Qui nimis inquirit, se ipsum inquietat.
(*f*) Sæpe ad nos ira venit, sæpius nos ad illam.
(g) Ut sit difficile, utrum magis detestabile vitium aut deforme?

sprungen, die Harnwege verstopft worden, und der Tod ist darauf erfolgt. In was für einem Zustande muß nicht die Seele seyn, da sie nur äußerlich eine solche Unordnung verursacht! Der Zorn verbannt und verjagt auf den ersten Schlag die Vernunft und die Beurtheilungskraft weit weg, damit er ganz allein auf dem Platze bleiben möge; dann erfüllt er alles mit Feuer, Rauche, Finsternisse und Lärmen, wie jener, der erst den Herrn aus dem Hause warf, es hernach in Brand steckte, und sich lebendig mit verbrannte; oder wie ein Schiff, das weder Steuerruder noch Steuermann, weder Segel noch Ruder hat, und so mitten auf dem wütenden Meere den Wellen, Winden und Stürmen Preis gegeben ist.

Die Wirkungen.

Seine Wirkungen sind groß, oft sehr elend und kläglich. Zuvörderst treibt uns der Zorn zur Ungerechtigkeit an; denn er erhitzt sich und wird erbittert wegen des billigen Widerstandes, den er antrifft, und wegen des Bewußtseyns, daß man sich zur unrechten Zeit erzörnt hat. Wenn man jemanden, der aus einem falschen Grunde aufgebracht worden und in Zorn gerathen ist, eine gute Vertheidigung oder Entschuldigung entgegenstellt, so wird er gegen die Wahrheit und Unschuld erbittert. Die Ungerechtigkeit des Zorns macht uns noch hartnäckiger, gleich als wenn ein heftiger Zorn ein Recht gäbe, billig zu zörnen (*h*). Das hieher gehörende Beyspiel des Piso ist so merkwürdig, als die Geschichte bekannt ist. So vortrefflich dieser Mann sonst in der Tugend war, so ließ er doch, vom Zorne bewegt, drey Leute ungerechter Weise hinrichten, und vermöge einer zu sehr gesuchten Anklage für strafbar erklären, bloß weil er einen von ihnen, seinem ersten Urtheilsspruche zuwider, unschuldig befunden hatte. Der Zorn wird

(*h*) Pertinaciores nos facit iniquitas iræ, quasi argumentum sit juste irascendi, graviter irasci.

wird auch durch Schweigen und Kaltblütigkeit erbittert, weil man sich und seinen Zorn dadurch für verachtet hält. Dem weiblichen Geschlechte ist dieß besonders eigen, welches sich oft erzörnet, damit man sich wieder erzörnen soll, und seinen Zorn bis zur Wut steigen läßt, wenn es sieht, daß man sich die Mühe nicht geben will, seinen Zorn zu nähren. So ist ja wohl der Zörnige einem wilden Thiere zu vergleichen, weil er sich weder durch Vertheidigung oder Entschuldigung, noch durch Nichtvertheidigen und Schweigen gewinnen oder besänftigen läßt. Auch äußert sich seine Ungerechtigkeit dadurch, daß er Richter und Partey zugleich seyn will; verlangt, daß alle sich auf seine Seite schlagen sollen, und mit allen Streit anfängt, die seine Partey nicht nehmen wollen. Zweytens stürzt er uns mit seiner Unvorsichtigkeit und Gedankenlosigkeit in großen Schaden, und oft sogar in den, welchen wir zu vermeiden oder andern zuzufügen gedenken, oder in noch größeres Unglück; er wird gestraft, indem er straft (*i*). Mit dieser Leidenschaft geht es eigentlich wie bey einem großen Einsturze, wo die Stücke sich an dem brechen, worauf sie fallen. Sie strebt so heftig nach dem Unglücke des andern, daß sie nicht Acht hat, das ihrige zu vermeiden. Sie verwirrt und verwickelt uns, und läßt uns Sachen thun und reden, die unanständig, unehrbar und schändlich sind. Endlich reißt sie uns so weit fort, daß wir ärgerliche und nicht wieder zu vergütende Thaten, Mord, Vergiftung, und Verrätherey begehen, worauf dann große Reue folgt. Alexander der Große kann es bestätigen. Pythagoras sagte daher: „Das Ende des Zorns sey der „Anfang der Reue.

Diese Leidenschaft hat an sich selbst Wohlgefallen; sie schmeichelt sich, und möchte gern jedermann bereden,

(*i*) Dat pœnas, dum exigit.

daß sie Recht habe, und gegründet sey, und sie pflegt sich mit der Bosheit und Unbescheidenheit anderer zu entschuldigen. Allein, die Ungerechtigkeit anderer kann sie nie gerecht, noch der Schade, der uns von andern zugefügt wird, jemals nützlich machen. Sie ist zu gedankenlos, als daß sie etwas Gutes zu thun vermöchte. Sie will ein Uebel mit einem andern heilen. Dem Zorne die Verbesserung der Beleidigung auftragen, hieße das Laster durch das Laster selbst bessern wollen. Die Vernunft, welche die Herrschaft in uns führen soll, will keine Beamten haben, die alles nach ihrem Kopfe machen, ohne ihren Befehl zu erwarten; sie will, wie die Natur, alles nach der Regel machen, und dabey kann Heftigkeit ihr nicht dienen. Wie aber, wird man sagen, soll denn die Tugend die Unverschämtheit des Lasters ansehen, ohne sich darüber zu ärgern? Soll sie nicht einmal so viel Freyheit haben, sich über die Bösen erzörnen zu dürfen? Die Tugend verlangt keine unanständige Freyheit, sie muß ihren Muth nicht wider sich selbst kehren, noch sich durch anderer ihr Böses beunruhigen lassen. Der Weise muß die Laster der Bösen ohne Zorn, wie ihre Glückseligkeit ohne Neid, ansehen können. Er muß die Unbescheidenheit der Unbesonnenen mit der Geduld übertragen, mit welcher der Arzt die Beleidigung des Wahnwitzigen überträgt. Es ist keine größere und nützlichere Weisheit in der Welt, als das Uebertragen der Narren; denn wir machen uns ihre Thorheit eigen, wenn wir sie an ihnen nicht ertragen wollen. Was hier ausführlich vom Zorne ist gesagt worden, gilt auch von den folgenden Leidenschaften, Hasse, Neide, Rachsucht, welche alle Zorn, nur in anderer Gestalt sind.

Besondere Rathschläge und Mittel wider dieses Uebel findet man im dritten Buche, im 31sten Kap.

Acht und zwanzigstes Kapitel.
Vom Hasse.

Der Haß ist eine erschreckliche Leidenschaft, die uns ganz außerordentlich und unsinnig martert; ja was kann uns in der Welt mehr quälen; als sie? Durch sie geben wir uns dem, was wir hassen, Preis uns zu kränken und zu beunruhigen, wie es will. Der Anblick davon setzt unsre Sinne in Erschütterung, und die Erinnerung daran beunruhigt unsern Geist, wir mögen wachen oder schlafen. Wir stellen es uns mit Aergerniß und Zähnknirschen vor, welches uns ganz außer uns bringt und uns das Herz abfrißt; wodurch wir an uns selbst die Strafe des Bösen leiden, das wir andern gönnen. Wer haßt, ist der Leidende; und wer gehaßt wird, der Thuende, ganz wider den Schall der Worte; der Hasser leidet Qual, der Gehaßte befindet sich wohl. Und was hassen wir denn? Die Menschen? Die Sachen? Wahrhaftig von dem gerade nichts, was wir hassen sollten. Wäre etwas hassenswürdig in dieser Welt; so wäre es der Haß selbst, und andere dergleichen Leidenschaften, die dem, was in uns die Oberherrschaft haben soll, widerstreiten. Nur das ist das wahre Uebel in der Welt für uns.

Besondere Rathschläge wider dieses Uebel siehe B. 3. Kap. 32.

Neun und zwanzigstes Kapitel.
Vom Neide.

Der Neid ist der leibliche Bruder vom Hasse, eine elende Leidenschaft, welche alle Martern an Qual übersteigt. Er besteht in der Betrübniß über das Gute, welches andere besitzen, nagt recht an unserm Herzen,

und verwandelt anderer ihr Glück in unser Unglück. Wie muß er uns nun nicht martern, da sowohl Glück, als Unglück, das ihrige dazu beytragen? Indeß daß die Neidischen auf das Glück anderer ihre Querblicke hinwerfen, lassen sie ihr eigenes verderben, und büßen das davon zu habende Vergnügen darüber ein.

Besondere Rathschläge und Mittel wider dieses Uebel wird man B. 3. Kap. 33. finden.

Dreyßigstes Kapitel.

Von der Eifersucht.

Die Eifersucht ist eine dem Neide, sowohl in Ansehung der Natur, als der Wirkungen, fast völlig ähnliche Leidenschaft, außer daß wir beym Neide ein Gut nur so ansehen, in wie fern es ein anderer hat, und wir es lieber haben möchten; bey der Eifersucht hingegen es auf unser eigenes Gut ankömmt, wobey wir fürchten, es möchte ein anderer Theil daran nehmen.

Eifersucht ist eine Krankheit einer schwachen, dummen und unverständigen Seele, eine schreckliche und tyrannische Krankheit, welche sich unter dem Scheine der Freundschaft einschleicht; wenn sie aber Besitz genommen hat, auf den Grund der Wohlgewogenheit selbst einen unversöhnlichen Haß baut. Tugend, Gesundheit, Verdienst und guter Ruf sind der Zunder ihrer Wut.

Sie ist auch eine Galle, welche alles Honig unsers Lebens verderbt. Sie mengt sich gemeiniglich unter die sanftesten und angenehmsten Handlungen, welche sie uns durchaus sauer und bitter macht. Sie verwandelt die Liebe in Haß, die Achtung in Verachtung, und das Zutrauen in Mißtrauen. Sie erzeugt eine

verderb-

verderbliche Neugierde, sich von seinem eigenen Unglücke genau belehren zu lassen, und alle dagegen gebrauchte Mittel machen das Uebel nur noch schlimmer; denn sie dienen nur, es allgemein bekannt zu machen, es aus der Dunkelheit und dem Zweifel hervorzuziehen, um es recht ins hellste Licht zu setzen, und auszuposaunen; und sein Unglück bis auf seine Kinder zu verbreiten.

Besondere Rathschläge und Mittel wider dieses Uebel findet man B. 3. Kap. 35.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Von der Rachsucht.

Die Rachsucht ist zuvörderst eine feige und weibische Leidenschaft einer schwachen, niederträchtigen, gedrückten und zu Boden getrettenen Seele; daher sieht man, daß die schwächsten Seelen, als Weiber und Kinder, die rachsüchtigsten und boshaftigsten sind; die Starken und Großmüthigen hingegen keine Rachsucht empfinden; sondern sie vielmehr verachten, entweder weil das Unrecht sie gar nicht rührt, oder weil der Beleidiger nicht würdig ist, daß man seinetwegen sich beunruhige. Man fühlt sich für alles dieses zu erhaben, und es heißt: Er ist zu klein für den Zorn eines Cäsars (a). Wie Hagel, Donner und Stürme nebst allem in der Luft entstehenden Lärmen die obern und himmlischen Körper gar nicht, sondern bloß die niedern und hinfälligen Körper berühren und beunruhigen; so stören auch die Unbescheidenheiten und Ungezogenheiten der Thoren grosse und erhabene Seelen gar nicht. Alle Grosse, Alexander, Cäsar, Epaminondas, Scipio, sind so weit von Rachsucht entfernt gewesen, daß sie ihren Feinden Gutes erzeigt haben.

Hernach

(a) Indignus Cæsaris ira,

Hernach ist sie auch nagend und beißend, wie ein Wurm, welcher das Herz derer frißt, die davon angesteckt sind, sie den Tag über beunruhigt, und bey Nachts aufweckt.

Sie ist auch höchstungerecht; denn sie martert die Unschuldigen und häufet Gram auf Gram. Dem, der beleidigt hat, gehört das Uebel und die Strafe, welche die Rachsucht dem Herzen anthut; so aber beladet sich der Beleidigte damit, als wenn er an dem empfangenen Unrechte noch nicht Böses genug hätte. Und dieses geht so weit, daß oft und gemeiniglich, wenn dieser sich quält, Mittel zur Rache ausfindig zu machen, der Beleidiger ruhig lacht, und sich einen guten Tag macht. Noch ungerechter aber ist sie auch in Ansehung der Mittel, welche sie zu Ausübung der Rache braucht, indem sie oft die schändlichsten Kunstgriffe und Verräthereyen dazu anwendet.

Endlich ist diese Ausübung noch außer dem, daß sie beschwerlich ist, auch sehr gefährlich. Denn die Erfahrung lehrt, daß, wenn sich jemand rächen will, er nicht nur nicht immer das thut, was er will, und leicht fehl schießt; sondern auch gemeiniglich das thut, was er nicht will, und, indem er seinem Feinde ein Auge auszureißen denkt, sich selbst alle beyde ausreißt. Dann ist er in Furcht vor der Gerechtigkeit und vor den Freunden seiner Partey; er muß sich verbergen, und von einem Orte zum andern fliehen.

Uebrigens ist Morden und seinen Feind umbringen nicht einmal Rachsucht, sondern bloße Grausamkeit, die aus Feigheit und Furchtsamkeit entspringt. Ihn abprügeln, und demüthigen, das wäre noch Rache; nicht aber ihn umbringen. Denn, wenn man ihn umbringt; so läßt man ihn seinen Zorn nicht fühlen, welches doch die Absicht der Rache ist. Daher fällt man auch keinen Stein oder ein Thier an, weil sie

nicht

nicht fähig sind, unsre Rache zu fühlen. Bey der wahren Rache muß der Rächer Vergnügen haben; der aber, an welchem Rache ausgeübt wird, muß bey solchem Vergnügen leiden und Reue fühlen. Ist er aber todt; so kann er keine Reue haben, ja er ist vor allem Uebel geschützt; hingegen ist der Rächer dafür oft in Furcht und Angst. Ermorden ist also ein Beweis der Feigheit und der Furcht, es möchte der Beleidigte über das Vergnügen der Rache aufgebracht sich wieder an uns zu rächen suchen; man will daher seiner gänzlich los werden. Das heißt aber die Absicht der Rache fahren lassen, und seinen guten Namen verletzen. Es heißt vorsichtig, aber nicht herzhaft seyn. Es heißt sicher gehen; aber nicht rühmlich verfahren. Wer mordet, der rächt sich nicht, und erlangt auch keine Ehre (*b*).

Besondere Rathschläge und Mittel wider dieses Uebel wird man B. 3 Kap. 34. antreffen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Von der Grausamkeit.

Die Grausamkeit ist ein häßliches, abscheuliches und widernatürliches Laster; daher es auch Unmenschlichkeit genannt wird.

Ist niederträchtig und feig.

Grausamkeit ist eine Tochter der Feigheit. Der Heldenmuth beschäftigt sich nur, wo er Widerstand antrifft, und hält gleich inne, sobald er sieht, daß der Feind in seiner Gewalt ist. Stolze niedermachen, und denen, die sich unterwerfen, Gnade erzeigen, ist römische Tapfer-

(*b*) Qui occidit, non ulciscitur, nec gloriam assequitur.

Tapferkeit (*a*). Da nun die Feigheit sich nicht unter solche Helden zählen kann, doch aber gern mit dazu gerechnet seyn möchte; so nimmt sie Morden und Blutvergießen davon für ihren Theil; so wie bey Siegen das Morden gemeiniglich nur vom Troß und von denen, die bey dem Gepäcke seyn müssen, geschieht. Grausame, Tückische und Boshafte sind alle feig und furchtsame Großsprecher. Tyrannen sind blutgierig, weil sie sich fürchten, und sich nicht anders Sicherheit verschaffen können, als wenn sie die aus dem Wege räumen, welche sie beleidigen können. Sie fallen daher alles, auch sogar die Weibspersonen an; denn sie fürchten sich vor allem. **Er haut nach allem, weil er alles fürchtet** (*b*). Die furchtsamen Hunde beißen in den Häusern in die Häute der wilden Thiere und zerreißen sie, welche sie auf dem Felde anzufallen den Muth nicht gehabt. Was macht sonst die bürgerlichen und Volkskriege so grausam, als dieses, daß der Pöbel und der Auswurf des Volks sie führt? Als der Kaiser Mauritius benachrichtiget wurde, daß ein Soldat mit Namen Phocas ihn tödten wolle; so erkundigte er sich nach ihm, von was für einer Gemüthsart er wäre. Und da sein Schwiegersohn Philippus ihm sagte, er wäre nicht herzhaft, sondern feig; so schloß er daraus, daß er auch mörderisch und grausam wäre. Die Grausamkeit kömmt auch von einer innern Bösartigkeit der Seele her, da Menschen an anderer ihrem Unglücke Vergnügen und Wohlgefallen haben können; ein solches Ungeheuer war Caligula.

Drey

(*a*) Romana virtus, parcere subjectis & debellare superbos.

(*b*) Cuncta ferit, dum cuncta timet.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Von der Traurigkeit.

Traurigkeit ist eine Abspannung des Geistes und eine Muthlosigkeit, welche aus der Meynung entsteht, daß wir mit großem Unglücke beladen sind. Sie ist eine gefährliche Feindinn unsrer Ruhe, welche unsrer Seele gleich etwas anhängt, sobald wir nicht vorsichtig sind, und uns den Gebrauch der Vernunft raubt, daß wir unsern Geschäfften nicht mehr vorstehen können. Mit der Zeit bringt sie es dahin, daß die Seele gleichsam einrostet und schimmlicht wird, der Mensch ganz ausartet, und seine Kräfte träge und schläfrig werden, wenn er vielmehr wacker seyn sollte, dem Uebel, das ihn quält und drückt, zu widerstehen. Man sollte aber die Häßlichkeit und Thorheit, die gefährlichen Folgen, ja die Ungerechtigkeit dieser feigen, niedrigen und niederträchtigen Leidenschaft recht aufdecken, damit man sie als, nach der Lehre der Stoiker, eines Weisen ganz unwürdig, aus allen Kräften hassen und meiden lernte. Doch dieses ist gar schwer zu bewerkstelligen; denn sie entschuldigt und bekleistert sich mit den schönsten Farben der Natur, der Frömmigkeit und Güte, ja der meiste Theil der Menschen sucht sie zu ehren und zu begünstigen, und kleidet Weisheit, Tugend und Gewissen darein ein. Beschreibung.

Es fehlt so viel, daß sie natürlich seyn sollte, wie sie uns doch gern weiß machen möchte, daß sie vielmehr eine erklärte Widersacherinn und Feindinn der Natur ist, wie man leicht beweisen kann. Wo kann man irgends in der Welt eine größere Betrügerey und ein schändlicheres Blendwerk antreffen, als bey den traurigen Ceremonien und öffentlich angestellten Ist nicht natürlich.

Oeffentliche Trauer.

stellten Trauern, welche die Alten so liebten, und noch itzt fast allenthalben im Gebrauche sind? Was für Verstellungen, nachgeäfte und künstliche Gebehrden, die mit Aufwande und großen Kosten verbunden sind, trifft man da nicht an, sowohl bey denen, welche die Sache angeht, und die das Spiel eigentlich treiben, als auch bey denen, die nur dazu kommen, und ihr Mitleiden aus Höflichkeit bezeugen wollen! Ja um den Betrug noch ärger zu machen, miethet man Leute, welche weinen und schreyen und Klagen erheben müssen, von denen jederman weiß, daß sie verstellt und für Geld ausgepreßt sind, ja daß die Thränen da nur, um gesehen zu werden, fließen, und augenblicklich vertrocknen, sobald sie nicht beobachtet werden. Wo lehrt uns dieses die Natur? Oder was verabscheut und verdammt die Natur mehr, als dieses? Die tyrannische, falsche und beym Volke herrschende Meynung, jene Pflegemutter der meisten Leidenschaften, wie wir oben bemerkt haben, ist es, welche lehrt, daß man bey solchen Fällen weinen müsse. Wenn man nun bey sich keine Thränen und traurige Gebehrden vorräthig hat; so muß man sie für baares Geld bey andern kaufen, und sich also, diese Meynung recht zu befriedigen, in grosse Unkosten stecken, welche uns die Natur, wenn wir ihr glauben wollten, herzlich gern ersparte. Heißt das nicht recht wissentlich und öffentlich an der Vernunft zum Verräther werden, der Natur Gewalt anthun und sie verderben, seine Mannheit beschimpfen, ja die Welt und sich selbst verspotten, um dem Pöbel zu gehorchen, welcher nichts als Irrthümer erzeugt, und nichts hochschätzt, was nicht geschminkt und verstellt ist? Die übrigen besondern Traurigkeiten sind eben so wenig natürlich, ob es gleich viele denken. Wenn sie von der Natur herkämen; so würden sie bey allen

Besondere Traurigkeiten.

Menschen

Menschen angetroffen werden, und sie fast alle gleich sehr bewegen. So sehen wir aber, daß dieselben Sachen, welche einige betrüben, andere erfreuen, und daß eine Provinz und eine Person da lacht, wo die andere weint, ja daß diejenigen, welche um die Trauernden sind, denselben zureden, daß sie sich fassen und aufhören sollen zu weinen. Werden nicht die meisten von den Trauernden, wenn man ihnen Vorstellungen macht, oder sie sich selbst Zeit nehmen, über ihre Leidenschaften nachzudenken, selbst gestehen, daß es Thorheit ist, sich so zu betrüben, und diejenigen rühmen, welche in ihren Widerwärtigkeiten dem Glücke Troz geboten, und ihren Bekümmernissen einen männlichen und edlen Muth entgegengesetzt haben? Gewiß ist es, daß die Menschen ihre Trauer nicht nach ihrer Betrübniß, sondern nach der Meynung derer, unter welchen sie leben, einrichten. Und wenn man genau darauf merkt, wird man finden, daß die Meynung, um uns Bekümmerniß zu verursachen, uns die Sachen, welche uns kränken, entweder eher, als es seyn sollte, und also im voraus schon mit Furcht und Aengstlichkeit wegen des Zukünftigen, oder größer vorstellt, als sie sind.

Traurigkeit ist auch wider die Natur; indem sie alles entstellt und vertilgt, was die Natur schönes und liebenswürdiges in uns gelegt hat, welches von der Gewalt dieser Leidenschaft geschmolzen wird, wie sich die Schönheit einer Perle im Weineßig auflöst. Es ist mitleidenswürdig anzusehen, wenn wir den Kopf hängen lassen, die Augen zur Erde niederschlagen, den Mund stumm und die Glieder ohne Bewegung steif werden lassen, und die Augen uns zu nichts nüze sind, als zum Weinen; man möchte sagen, wir wären schwizende Statuen und der Niobe gleich, von welcher die Dichter erzählen,

Traurigkeit ist widernatürlich.

len, daß sie vom vielen Weinen in Stein sey verwandelt worden.

Ungerecht und gottlos.

Sie ist aber nicht nur wider die Natur und eine Feindinn derselben; sondern sie vergreift sich sogar an Gott. Denn was ist sie anders, als eine unbesonnene und beleidigende Klage wider den Herrn der Welt und wider das allgemeine Gesetz, nach welchem alle Dinge unter dem Monde veränderlich und vergänglich sind? Wissen wir dieses Gesetz, warum ängstigen wir uns denn? Wissen wir es nicht, worüber beklagen wir uns? Es wäre denn über unsre Unwissenheit, das nicht zu wissen, was die Natur in alle Ecke der Welt hingeschrieben hat. Wir sind nicht hier, Gesetze vorzuschreiben, sondern anzunehmen, und das zu befolgen, was wir hier festgesetzt finden; uns also darüber zu kränken dient zu weiter nichts, als uns doppeltes Leiden zu machen.

Schädlich.

Außer diesem allen ist sie dem Menschen sehr schädlich und verderblich, ja desto gefährlicher, je mehr sie, unter dem Scheine zu nützen, schadet; unter dem Vorwande, uns zu helfen, uns beleidigt; und, indem sie das Eisen aus der Wunde herauszuziehen scheint, es bis ins Herz hineinstößt. Es ist um so viel schwerer, ihre Streiche abzuhalten, und ihre Unternehmungen zu vereiteln, weil sie ein Hausfeind ist, der bey uns genährt und erzogen worden, und den wir selbst zu unsrer Marter erzeugt haben.

Aeußerlich.

Weibischer Uebelstand.

Aeußerlich entehrt und beschimpft sie den Menschen durch ihre Häßlichkeit und neue ganz veränderte und verzerrte Gebehrden. Man gebe nur Acht, wenn sie bey uns einkehrt, wie sie uns mit Scham erfüllt, daß wir uns nicht öffentlich, ja nicht einmal unter unsern Freunden, mögen sehen lassen. Sobald uns diese Leidenschaft eingenommen hat, so suchen wir

einen Winkel, uns vor dem Anblicke der Menschen zu verstecken. Was will dieses anders sagen, als daß sie sich selbst verdammt, und einsieht, wie unanständig sie ist? Möchte man sie nicht bald mit einem Frauenzimmer vergleichen, das über der Unzucht ertappt worden, und sich aus Furcht, erkannt zu werden, verbirgt? Ferner sehe man nur die sonderbaren und weibischen Trauerkleider an, welche zeigen, daß die Traurigkeit alles wegnimmt, was männlich und großmüthig an uns ist, und uns dafür alle Gebehrden und Schwachheiten der Weibspersonen verleiht. Es kleideten auch die Thracier ihre Mannspersonen; wenn sie Trauer hatten, wie Weibspersonen; und es hat jemand einmal gesagt, die Traurigkeit mache die Männer zu Verschnittenen. Die ersten römischen Gesetze, welche männlicher und edler waren, verboten solches weibische Kläglichthun, weil sie es abscheulich fanden, die Natur so zu entstellen und so unmännlich zu handeln; und verstatteten nur jene ersten Thränen, die beym ersten Stiche eines neuen und frischen Schmerzens fliessen, und welche selbst aus den Augen der Weltweisen, die nebst der Menschheit auch ihre Würde behaupten, fließen können, ja welche dem Auge entfallen können, ohne daß die Tugend dem Herzen entfällt.

Innerlich.

Sie verzerrt aber nicht nur das Gesicht, und verändert und entstellt den Menschen äußerlich auf eine unanständige Weise (*a*); sondern dringt auch bis in das Mark der Knochen ein, und trocknet das Gebein aus. Sie befleckt auch die Seele, stört ihre Ruhe, macht den Menschen zu guten und ruhmwürdigen Thaten ungeschickt, und beraubt ihn des Geschmacks, der Lust und der Fähigkeit, etwas gescheides sowohl für sich, als für andere vorzu-

(*a*) Tristitia exsiccat ossa.

nehmen, welches so weit geht, daß er nicht allein nichts Gutes zu thun, sondern es auch nicht einmal anzunehmen vermag. Denn selbst ein gutes Glück, das ihm aufstößt, ist ihm misfällig. In seiner Seele wird alles, wie die Speisen in einem verdorbenen Magen, sauer. Kurz, sie vergällt unser Leben und vergiftet alle unsre Handlungen.

Unterschied.

Sie hat ihre Stufen. Die große und höchste Traurigkeit, oder die, wenn sie es auch an sich gar nicht ist, uns schnell, unversehens und in der ersten Heftigkeit überfällt, reißt uns ganz hin, betäubt uns, und bringt alle Empfindung und Bewegung zum Erstarren, wie einen Stein, gleich jener unglücklichen Mutter Niobe, von welcher der Dichter sagt: Sie erstarrte beym Anblicke, die Glieder wurden kalt, sie sank hin, und erst nach langer Zeit fieng sie an zu sprechen (*b*). Wenn daher der Maler das Betrübniß der Verwandten und Freunde der Iphigenia bey ihrer Aufopferung verschiedentlich und stufenweise vorstellen will, und auf den Vater kömmt; so malt er ihn mit bedecktem Angesichte, anzuzeigen, wie die Kunst diesen höchsten Grad der Traurigkeit nicht hinlänglich ausdrücken könne. Die große Traurigkeit tödtet zuweilen gar. Die mittelmäßige, oder auch die große, wenn sie mit der Zeit nachgelassen hat, giebt sich durch Thränen, Schluchzen, Seufzen und Klagen zu erkennen. Geringer Kummer ist beredt, großer aber betäubt (*c*).

Besondere Rathschläge und Mittel wider dieses Uebel wird man B. 3. Kap. 29. finden.

Vier

(*b*) Diriguit visu in medio, calor ossa reliquit,
Labitur, & longo vix tandem tempore fatur. *Ovidius.*

(*c*) Curæ leves loquuntur, ingentes stupent.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Vom Mitleiden.

Wir seufzen mit den Leidenden, und leiden mit ihnen, entweder weil durch ein geheimes Mitempfinden wir an des andern Leiden Antheil nehmen, oder weil wir das Uebel, welches andern begegnet, auch für uns befürchten.

Schwaches und ungerechtes.

Es ist aber auch die Leidenschaft einer schwachen Seele, und dann ist es ein thörichtes und weibisches Erbarmen, welches von Weichlichkeit und Schwachheit einer beunruhigten Seele herkömmt, und gern bey Weibspersonen, Kindern, und grausamen und boshaften Seelen, die folglich, wie im Kapitel von der Grausamkeit ist angemerkt worden, niederträchtig und feig sind, Platz nimmt, welche mit den Lasterhaften Mitleid haben, wenn sie leiden, woraus ungerechte Wirkungen entstehen, und nur auf das gegenwärtige Glück, Stand und Umstände, nicht aber auf den Grund und das Verdienst der Sache sehen.

Besondere Rathschläge wider dieses Uebel stehen B. 3. Kap. 30.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Von der Furcht.

Beschreibung.

Die Furcht ist die Wahrnehmung des künftigen Uebels, welches uns beständig im Gehirne hängen bleibt, und uns die Uebel schon empfinden läßt, mit welchen uns das Schicksal droht.

Ihre Bosheit und Tyranney.

Sie ist eine falsche und boshafte Leidenschaft, welche nicht anders etwas über uns vermag, als wenn sie uns hintergeht und betrügt. Sie bedient sich der Zukunft, in der wir nichts sehen, und wirft uns da, wie in einen dunkeln Ort hinein, gleich den Dieben, die des Nachts auf ihren Raub ausgehen, um nicht erkannt zu werden, und mit einer geringen Sache ein großes Schrecken zu verursachen. Hier martert sie uns mit Larven von Uebeln, wie es sonst die Feen mit den kleinen Kindern machten; von Uebeln, die einen bloßen Schein und gar nichts an sich haben, womit sie uns schaden könnten, und nur in so fern Uebel sind, als wir sie uns als solche vorstellen. Die bloße Vorstellung, welche wir davon haben, macht uns etwas zu einem Uebel, das es nicht ist, und weiß selbst aus unserm Guten Böses herauszuziehen, uns damit zu betrüben. Wie viele sehen wir nicht täglich, die aus Furcht, elend zu werden, es gänzlich geworden sind, und ihre eitle Furcht in gewisses Elend verwandelt haben? Wie viele haben ihre Freunde verloren, weil sie ihnen nicht trauten? Wie viele macht nicht die Furcht, es zu werden, krank? Mancher hat sichs so in den Kopf gesetzt, daß seine Frau ihm nicht treu seyn möchte, daß er sich vor Kummer ausgezehrt hat; und mancher hat sich vor der Armuth so gefürchtet, daß er krank darüber geworden ist. Kurz, es giebt Menschen, welche von der Furcht, die sie vor dem Tode haben, sterben. Folglich kann man von allem, oder doch von dem meisten, was wir fürchten, sagen: Die Furcht dient uns nur, das zu finden, was wir zu vermeiden suchen. Von allen Uebeln ist gewiß die Furcht das größte und verdrüßlichste. Denn die übrigen sind nur so lange Uebel, als sie sind, und das Leiden dauert nicht länger, als die Ursache davon währt; die Furcht aber beschäftigt sich

mit

mit dem, was ist, und was nicht ist; mit dem, was vielleicht niemals seyn wird; ja oft mit dem, was ganz und gar nicht möglich ist. Es ist also eine recht witzig boshafte und tyrannische Leidenschaft, welche aus einem eingebildeten Uebel wahre und empfindliche Schmerzen zu ziehen weiß. Dabey ist sie auch sehr ehrgeizig, läuft dem Uebel entgegen, und will ihm durch Gedanken und Vorstellungen gar zuvorkommen.

Die Furcht fügt uns nicht nur vieles Uebel und oft ungegründetes Uebel zu; sondern sie verderbt uns auch alles Gute, welches wir haben, und alles Vergnügen des Lebens, und ist eine Feindinn unsrer Ruhe. Es kann kein Vergnügen seyn, ein Gut zu besitzen, das man fürchtet zu verlieren. Das Leben kann nicht vergnügt seyn, wenn man sich zu sterben fürchtet. Kein Gut, sagte einer von den Alten, kann Vergnügen geben, als nur das, auf dessen Verlust man vorbereitet ist.

Ihre Unbescheidenheit.

Sie ist auch eine außerordentlich unbescheidene und unbedachtsame Leidenschaft. Sie kömmt eben so oft vom Mangel an Herzhaftigkeit, als von Gefahren her, und stürzt uns oft in Gefahr. Denn sie erzeugt ein unbedachtsames Verlangen, der Gefahr zu entgehen, wodurch wir in Erstaunen gesetzt, beunruhigt und verhindert werden, die gehörige Ordnung zu beobachten, uns heraus zu helfen. Von dieser heftigen Unruhe wird die Seele so erschreckt, daß sie sich in sich zurückzieht und muthlos wird, weil sie kein Mittel sieht, der vorhandenen Gefahr zu entgehen. Außer dieser großen Muthlosigkeit, die sie verursacht, setzt sie uns auch in ein solches Erstaunen, daß wir die Beurtheilungskraft darüber verlieren, und gar nicht mehr denken können; so daß wir ausreißen, ohne daß uns jemand jagt, und oft sogar vor unsern Freunden und unsrer Hülfe fliehen: Furcht flieht sogar

vor der Hülfe (*a*). Es hat Menschen gegeben, die vor Furcht närrisch geworden sind. Wir verlieren sogar den Gebrauch der Sinne, haben die Augen offen und sehen nicht; man redet mit uns, und wir hören es nicht; wir wollen fliehen, und können nicht gehen.

Eine mittelmäßige Furcht macht den Füssen Flügel; die größte aber nagelt sie an, daß sie nicht von der Stelle kommen können. So sehr zerrüttet und verderbt die Furcht den ganzen Menschen, sowohl der Seele nach: Die Furcht nimmt mir alle Weisheit aus meiner Seele weg (*b*); als auch dem Leibe nach: Ich bin ganz betäubt, die Haare stehen mir zu Berge, und die Worte bleiben mir auf der Zunge kleben (*c*). Zuweilen geräth sie, zu seinem Dienste, in Verzweiflung, und giebt uns unsre Stärke wieder, wie es der Römischen Legion, unter Anführung des Consul Sempronius, wider den Hannibal, gieng. So giebt es auch vielfältige Furcht und Schrecken, davon man keinen Grund angeben kann, und die von einer himmlischen Gewalt erregt zu seyn scheinen; man nennt sie panische Schrecken, Schrecken vom Himmel, wobey die Menschen vor Furcht verschmachten (*d*). Ein solches Schrecken entstand einst in der Stadt Carthago; bisweilen werden ganze Völker und Kriegsheere damit befallen.

Besondere Rathschläge und Mittel wider dieses Uebel stehen B. 3. Kap. 28.

Vierte

(*a*) Adeo pavor etiam auxilia formidat.

(*b*) Pavor sapientiam omnem mihi ex animo expectorat.

(*c*) Obstupui steteruntque comæ, vox faucibus hæsit.

(*d*) Terrores de cœlo, arescentibus hominibus præ timore. *Luc.* 21.

Vierte Betrachtung
des Menschen, nach der Beschaffenheit seines Lebens.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.
Werth, Kürze und Beschreibung des menschlichen Lebens und seiner Theile.

Schätzung und Werth des Lebens.

Es ist einer der ersten und vornehmsten Punkte der Weisheit, das Leben gehörig zu schätzen, und es so, und so lange als es sich geziemt, zu halten und zu erhalten, zu verlieren oder zu verlassen, und zu regieren und zu führen wissen. Vielleicht versieht man es nirgends mehr, als hier, und ist nirgends verlegener, als hiebey. Der dumme und unwissende Pöbel hält es für das höchste Gut, und zieht es allem vor; es zu erlösen und noch um einige Zeit zu verlängern, geht er alles ein, was man verlangt, weil er glaubt, man könne es nie zu theuer kaufen. Es ist sein Alles, und er spricht: Nichts geht über das Leben (*a*); er liebt das Leben um sein selbst willen, und lebt nur, um zu leben. Es ist kein Wunder, wenn er in allen übrigen Stücken fehlt, und ganz im Irrthume steckt, da er sich gleich im Anfange und bey diesem ersten Hauptpunkte so gröblich irrt. Das Leben könnte aber auch aus Unwissenheit und stolzem Unverstande zu geringe geschätzt werden, da es doch, wenn es in gute und weise Hände fällt, ein sowohl uns, als andern, sehr nützliches

(*a*) Vita nihil carius.

Werkzeug werden kann. Ich kann daher die Behauptung, so schlechterdings genommen, gar nicht billigen, nach welcher gar nicht seyn, oder ein kurzes Leben, das Beste seyn soll: Am besten ist es, gar nicht gebohren werden, oder doch sobald, als möglich, wieder vertilgt werden (*b*). Es ist auch nicht klug geredt, wenn man spricht: Was wäre es wohl für ein Schade, und was läge daran, wenn ich auch nie mein Daseyn gehabt hätte? Es läßt sich dagegen fragen: Wo wäre denn das Gute geblieben, das daraus entstanden ist? und wäre denn das, wenn es nicht entstanden wäre, kein Schade gewesen? Der Mangel von etwas Guten, es sey was es wolle, es sey nöthig oder nicht, ist allemal eine Art von Schade. Hier sind zwey äußerste Ende, die zu weit getrieben und fehlerhaft sind, obgleich nicht beyde in einerley Verhältnisse. Aber das scheint mir recht wahr zu seyn, was ein Weiser gesagt hat, daß nämlich das Leben ein Gut sey, das niemand würde haben wollen, wenn man vorher, ehe man es erhielte, wohl unterrichtet wäre, was es sey. Niemand würde das Leben annehmen, wenn es denen, die es kännten, gegeben würde (*c*). Es ist gut, daß man so hineinkömmt, ehe man den Eingang sieht. Man wird blind hineingebracht, und wenn man darin ist, so gewöhnen sich einige so sehr daran. daß sie nicht wieder heraus wollen, es koste auch was es wolle; und andere hingegen thun nichts, als daß sie murren und verdrüßlich werden. Nur die Weisen sehen, daß es ein ohne uns geschlossener Handel ist, indem ja niemand weder lebt, noch stirbt, wenn und wie er will, und daß, so hart und schwer er auch seyn mag, er doch nicht auf ewig geschlossen ist. Ohne also

wider

(*b*) Optimum non nasci, aut quam citissime aboleri.

(*c*) Vitam nemo acciperet, si daretur scientibus.

wider den Stachel zu lecken, oder viel Lärmens zu machen, schicken sie sich darein, so gut sie können, verhalten sich still dabey, machen aus der Noth eine Tugend, welches ein Stück der Weisheit und der Geschicklichkeit ist, und leben also so lange, als sie sollen; nicht, wie die Narren, so lange sie können. Denn leben hat seine Zeit, und sterben hat seine Zeit, und ein guter Tod ist besser, als ein böses Leben. Der Weise lebt so lange, als leben besser ist, als sterben; das längste Leben ist nicht immer das beste (*d*).

Länge und Kürze des Lebens.

Jedermann beklagt sich gar sehr wegen der Kürze des menschlichen Lebens, nicht nur der gemeine Pöbel, welcher das Leben lieber gar nie verlassen möchte; sondern, welches noch sonderbarer ist, auch die Großen und Weisen machen eine Hauptklage daraus. Genau zu reden, bleibt, da der meiste Theil des Lebens wider seine Bestimmung und zu etwas anderem angewendet wird, fast gar nichts für dasselbe übrig. Denn wenn die Zeit der Kindheit, des Alters, des Schlafs, der Krankheiten des Leibes sowohl, als der Seele, und so viele unnütz und untauglich zugebrachte Zeit abgerechnet wird, wie viel bleibt denn übrig? Doch ohne die entgegengesetzte Meynung dawider anzuführen, nach welcher die Kürze des Lebens für ein sehr großes Gut und Geschenk der Natur gehalten wird, scheint immer diese Klage wenig Grund und Billigkeit zu haben, und mehr aus Bosheit zu entspringen. Wozu sollte denn ein längeres Leben dienen? Bloß um zu leben, zu athmen, zu essen, zu trinken und die Welt zu sehen? Was braucht man denn dazu so viel Zeit? In kurzer Zeit haben wir alles gesehen, gewußt und geschmeckt; und wenn man nun dieses hat, wozu nützt es, dasselbe immer oder

recht

(*d*) Mehr hiervon siehe B. 2. Kap. 11.

recht lange treiben und immer wieder von vorn anfangen wollen? Wer wird es nicht satt, immer einerley zu machen? Und wenn es auch nicht verdrüßlich wird; so ist es doch überflüßig. Es ist ein ungetriebenes Rad, wo dieselben Sachen immer weggehen und wiederkommen; es heißt dasselbe Gewebe immer wieder anfangen und vom neuen weben. Oder etwa um in der Welt mehr zu lernen und zu einem höhern Grade von Kenntniß und Tugend zu gelangen? Ja, wer uns arme Menschen nicht kännte! Wir theilen das, was man uns giebt, schlecht ein, und verlieren das meiste davon, indem wir es nicht allein zur Eitelkeit und zu unnützen Dingen, sondern sogar zum Bösen und zum Laster anwenden, und hernach schreyen wir und klagen, daß man uns nicht genug giebt. Und wozu dient denn hernach der große Haufe von Wissenschaft und Erfahrung, da wir doch endlich davon müssen, und wenn wir weg sind, alles auf einmal vergessen und verlieren, oder alles besser und ganz anders wissen werden? Allein, es giebt Thiere, wendet man ein, die drey und viermal älter werden, als der Mensch. Ohne mich auf das Fabelhafte hiebey einzulassen, will ich es einmal annehmen, sage aber, daß es auch welche und zwar in viel größerer Anzahl giebt, die gar nicht an ihn reichen, und kaum den vierten Theil so alt werden, als der Mensch, und daß nur wenige sein Lebensziel erreichen. Nach welchen Rechten, Gründen und Vorrechten muß denn der Mensch länger, als alle Thiere, leben? Etwa weil er sein Leben besser und zu höhern nnd würdigern Sachen anwendet? Aus diesem Grunde müßte er wenigere Zeit, als alle Thiere, leben; denn der Mensch hat seines gleichen nicht in übler Anwendung seines Lebens, in Undankbarkeit, Bosheit, Ausgelassenheit, Unmäßigkeit und gänzlicher Unordnug des sittlichen

Lebens,

Lebens, wie wir oben (*e*) bey seiner Vergleichung mit den Thieren gesagt und gezeigt haben. Wie ich also vorhin fragte: wozu sollte ein längeres Leben dienen? so frage ich nun: was für ein Unglück wäre es nicht für die Welt, wenn das Leben des Menschen sehr lang wäre? Was würde er nicht unternehmen, da itzt weder die Kürze des Lebens, die ihm den Weg abschneidet, und ihm, wie man sagt, immer ins Wort fällt, noch die Ungewißheit desselben, welche allen Muth benimmt, ihn zurückhalten kann, sondern er immer fortlebt, als wenn er ewig zu leben hätte? Er ist zwar auf der einen Seite in Furcht, indem er sich sterblich fühlt, kann sich aber auf der andern nicht enthalten, so zu begehren, zu hoffen und zu unternehmen, als wenn er unsterblich wäre. Ihr lebet, als wenn ihr ewig leben wolltet, und eure Hinfälligkeit fällt euch niemals ein; als Sterbliche fürchtet ihr, und als Unsterbliche begehret ihr alles (*f*). Und wozu hat denn die Natur alle die schönen und großen Unternehmungen und Beschäfftigungen nöthig, um derentwillen du, o Mensch, glaubst, daß dir ein längeres Leben, als andern Thieren gebühre? Der Mensch hat also keine Ursache zu klagen, wohl aber über sich böse zu werden. Wir haben Leben genug, aber wir wirthschaften nicht gut damit. Das Leben ist nicht kurz, sondern wir machen es kurz; wir sind in Ansehung desselben nicht bedürftig, sondern verschwenderisch (*g*). Wir verderben und verschwenden es, und handeln damit als mit einer nichtsbedeutenden und überflüßigen Sache. Wir fallen alle in einen von diesen drey

(*e*) Kap. 8.

(*f*) Tanquam semper victuri vivitis, nunquam vobis fragilitas vestra succurrit: omnia tanquam mortales timetis, tanquam immortales concupiscitis. *Seneca.*

(*g*) Non inopes vitæ sed prodigi. *Seneca.*

drey Fehlern, daß wir es entweder böse, oder zu nichts, oder vergeblich anwenden. Ein großer Theil des Lebens wird mit Böses thun, der größte Theil mit nichts thun, und das ganze Leben mit Nebendingen hingebracht (*h*). Niemand denkt recht ans Leben, sondern man beschäftigt sich vielmehr mit andern Sachen; und gleichwohl kann man obenhin, ohne Sorgfalt und Aufmerksamkeit, nie etwas recht machen. Andere verschieben es zu leben, bis sie nicht mehr leben können, und wollen das Leben genießen, wenn es weder Kraft noch Saft mehr hat; welche Thorheit, welches Elend ist das nicht? Ja es giebt Menschen, die fertig sind mit leben, ehe sie angefangen haben, und die aus diesem Leben gehen, ohne an dasselbe recht gedacht zu haben. Einige fangen an zu leben, wenn sie aufhören müssen; einige haben schon aufgehört, ehe sie anfiengen: Unter andern Uebeln hat die Thorheit auch dieses, sie fängt immer an zu leben (*i*).

Beschreibung des menschlichen Lebens.

Das gegenwärtige Leben ist nur der Eingang oder der Anfang des Schauspiels, ein beständiger Strom von Irrthümern, ein Gewebe von Begebenheiten, eine Kette von verschiedenem Elende, das von allen Seiten zusammenhängt. Allenthalben ist Uebel, wird Uebel zubereitet, und ein Uebel stößt das andere fort, wie eine Welle die andere treibt. Das Leiden ist immer gegenwärtig und der Schatten des Guten betrügt uns. Dummheit und Blindheit besitzen den Anfang des Lebens, das Mittel wird

---

(*h*) Magna vitæ pars elabitur male agentibus, maxima nihil agentibus, tota aliud agentibus.

(*i*) Quidam vivere incipiunt, cum desinendum, quidam ante desiverunt, quam inciperent: inter cetera mala hoc quoque habet stultitia, semper incipit vivere.

wird ganz in Mühe und Arbeit, das End im Schmerzen, und das ganze Leben im Irrthume zugebracht.

Das menschliche Leben hat seine gemeinen, gewöhnlichen und beständigen Beschwerlichkeiten und Leiden; es hat aber auch seine besondern und unterschiedenen, nach der Verschiedenheit seiner Theile, Alter und Zeiten. Kindheit Jugend, das Manns- und Greisenalter, jedes hat seine eigenen und besondern Mängel.

Vergleichung der Jugend mit dem Alter.

Der meiste Theil der Menschen spricht sehr rühmlich und vortheilhaft vom Alter, daß es weiser, reifer und gemäßigter sey, um die Jugend zu beschämen, und als lasterhaft, thöricht und ausschweifend zu tadeln; man thut aber unrecht daran. Denn der Fehler und Mängel des Alters sind in Wahrheit ungleich mehr, und sie sind auch gröss er und lästiger, als bey der Jugend. Das Alter bringt in unsre Seele sowohl Runzeln, als in unser Gesicht, und man trifft keine Seele an, die nicht im Alter nach Säure und Schimmel röche. Mit dem Körper nutzen sich auch die Geister ab und verderben, und es kömmt der Stand der Kindheit wieder. Die Alten sind zweymal Kinder (*k*). Das Alter ist eine nothwendige und mächtige Krankheit, welche uns unvermerkt mit verschiedenen Unvollkommenheiten beladet; und man will einen schweren Umlauf der Säfte, Verdrüßlichkeit und Ekel an den gegenwärtigen Dingen, und das Unvermögen, es noch, wie ehedem, zu machen, Weisheit nennen. Die Weisheit ist viel zu edel, als daß sie sich solcher Beamten bedienen sollte, Alt werden, heißt nicht weise werden, oder den Lastern entsagen; sondern nur sie ändern und mit schlimmern vertauschen. Das Alter verdammt die Wollüste, weil sie

(*k*) Bis pueri senes.

sie es nicht mehr genießen kann, wie der Hund beym Aesopus, und spricht, es möge sie nicht, weil es sie nicht mehr schmecken kann. Eigentlich verlassen die Alten die Wolluſt nicht, sondern die Wolluſt verläßt sie. Das Unvermögen muß die Beurtheilungskraft nicht verderben, welche in der Jugend das Laster in der Wolluſt, und im Alter die Wolluſt im Laster erkennen soll. Die Fehler der Jugend sind Unbesonnenheit, unbescheidene Voreiligkeit, Lüderlichkeit und Ausschweifungen in der Wolluſt, welches natürliche Sachen sind, die vom hitzigen Blute, und von der Kraft und dem Feuer der Natur herkommen, und in so fern zu entschuldigen sind; die Fehler des Alters aber sind von ganz anderer Beschaffenheit. Die geringern sind ein eitler und nichtiger Stolz, verdrüßliches Plaudern, empfindliche und nnerträgliche Laune, Aberglauben, Sorge um Reichthum, da man ihn nicht mehr brauchen kann, thörichter Geiz und Furcht vor dem Tode, welche eigentlich nicht vom Mangel der Einsicht und des Muthes, wie man sagt, sondern daher kömmt, daß die Alten so lange an diese Welt gewohnt sind, sich so gut in dieselbe eingerichtet und gleichsam vernarrt haben, und sie also so sehr lieben; welches bey jungen Leuten nicht ist. Außer diesen findet sich beym Alter noch Neid, Schalkheit, Ungerechtigkeit, und was noch toller und lächerlicher ist, ein Bestreben, sich ein Ansehen zu geben und sich furchtbar zu machen. Daher nehmen die Alten eine finstere und hochherabsehende Mine an, und denken damit Furcht und Gehorsam zu erpressen, erlangen aber weiter nichts, als daß man über sie höhnet. Denn die trotzige und tyrannische Miene wird von der Jugend mit Spotten und Lachen aufgenommen, welche sich recht übt, sie zu überlisten und ihnen etwas vorzumachen, und ihnen vorsetzlich das Wahre der Sachen zu verbergen und zu verstellen. Beym Alter ist so viel Fehlerhaftes auf der einen, und so viel Unvermögenheit auf der

andern Seite, und es ist der Verachtung so bloß gegeben, daß es keinen größern Gewinn machen kann, als wenn es sich Zuneigung und Freundschaft erwirbt; denn Furcht und Befehlen sind keine Waffen mehr. Es steht ihm nichts übler an, als sich furchtbar machen wollen. Und gesetzt, es könnte es auch dahin bringen; so sollte es doch allemal sich eher Liebe und Ehrfurcht zu erwerben suchen.

Fünfte und letzte Betrachtung

der Menschen, nach der großen und mannigfaltigen Verschiedenheit, die unter ihnen herrscht, und nach ihrer Vergleichung unter einander.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Von der Verschiedenheit und Ungleichheit der Menschen überhaupt.

Nirgends trifft man auf dieser niedern Welt mehr Verschiedenheit an, als bey den Menschen, und es sind auch sonst die Verschiedenheiten bey einerley Sachen und Arten nirgends so groß. Wenn man dem Plinius, Herodotus und Plutarch Glauben beymessen will; so giebt es an gewissen Orten Menschengestalten, die nur sehr wenig Aehnlichkeit mit der unsrigen haben, und auch gemischte Arten, welche zwischen der menschlichen und thierischen Gestalt das Mittel halten. Es soll Gegenden geben, wo die Menschen keinen Kopf, sondern die Augen und den Mund auf der Brust haben; wo die Menschen beyde Geschlechter in einer Person vereinigen; wo sie auf vier Pfoten gehen; wo sie nur ein Auge, und

dieses auf der Stirn, und einen Kopf haben, welcher mehr Aehnlichkeit mit einem Hundskopfe, als mit unsrem hat; wo sie von unten her halb Fische sind, und im Wasser leben; wo die Weiber mit fünf Jahren Kinder gebähren, und nicht älter als acht Jahre werden; wo die Menschen einen so harten Kopf und eine so harte Stirne haben, daß kein Eisen durchdringt, sondern abprellt; wo sie sich ganz natürlich in Wölfe und Kühe verwandeln, und hernach wieder zu Menschen werden; wo sie keinen Mund haben, und sich nur vom Einziehen gewisser Gerüche nähren; und wo sie endlich einen schwarzen Samen haben. Auch in unsern Tagen hat man Länder entdeckt, wo man Menschen gesehen hat, die ganz ohne Bart sind, den Gebrauch des Feuers, des Korns und Weins nicht kennen, und wo das für die größte Schönheit gehalten wird, was bey uns die größte Häßlichkeit ist, wie wir oben gesagt haben (*a*). Von der Verschiedenheit der Sitten wird weiter unten geredet werden (*b*). Ohne uns aber auf die Untersuchung aller dieser außerordentlichen Dinge einzulassen, wissen wir doch, daß es, in Ansehung des Gesichts, unmöglich ist, davon zwey anzutreffen, die sich durchaus in allen Stücken gleich wären. Es kann geschehen, daß man sich versieht, und wegen der großen Aehnlichkeit einen für den andern ansieht, jedoch nur in Abwesenheit des einen. Denn, wenn sie beyde gegenwärtig sind; so ist es leicht, den Unterschied zu bemerken, und wenn man ihn auch nicht angeben kann. Bey den Seelen ist die Verschiedenheit noch größer. Denn sie ist nicht allein ohne Vergleichung unter den Menschen viel größer, als unter den Thieren; sondern, welches noch mehr sagen will, der Unterschied unter Menschen und Menschen ist größer, als zwischen Menschen und Thieren. Ein vorzügliches Thier

(*a*) Kap. 11. (*b*) B. 2. Kap. 8.

Thier kömmt einem Menschen aus der untersten Klasse näher, als eben dieser Mensch einem andern vortrefflichen Menschen. Dieser große Unterschied der Menschen kömmt von den innerlichen Eigenschaften und von dem Geiste her, in welchem so viele Stücke, Triebfedern und Stufen sind, daß man sie unmöglich zählen und bestimmen kann. Hier müssen wir noch zuletzt den Menschen nach seinen verschiedenen Eintheilungen kennen lernen. Diese sind aber verschieden, nachdem verschiedene Theile, Verhältnisse und Mittel, jene zu betrachten und zu vergleichen, im Menschen sind. Wir wollen hier fünf hauptsächliche angeben, worunter sich die übrigen alle bringen lassen, und überhaupt alles, was am Menschen ist, Geist, Körper, Natürliches, durch Fleiß Erlangtes, Oeffentliches, Besonderes, Sichtbares, Verborgenes. Folglich wird diese fünfte und letzte Betrachtung des Menschen fünf Theile haben, welche die fünf großen und hauptsächlichen Unterschiede der Menschen enthalten werden, als

Erstlich: den natürlichen, wesentlichen und allgemeinen Unterschied des ganzen Menschen, Seele und Leib.

Zweytens: den natürlichen, wesentlichen und keineswegs erlangten Unterschied, nach der Stärke und dem Vermögen des Geistes.

Drittens: den zufälligen Unterschied, nach dem Stande, den Umständen und Obliegenheiten, welcher aus der Oberherrschaft und Unterwirfigkeit fließt.

Viertens: den zufälligen, nach dem Berufe und der Lebensart.

Fünftens: endlich den Unterschied nach den Begünstigungen oder Mängeln der Natur und des Glücks.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Erster, natürlicher und wesentlicher Unterschied der Menschen, welcher aus der verschiedenen Lage der Erde fließt.

Die Verschiedenheit der Menschen kömmt von der verschiedenen Lage der Erde her.

Der erste merkwürdigste und allgemeinste Unterschied der Menschen, welcher Leib und Seele und das ganze Wesen des Menschen betrifft, kömmt von der verschiedenen Lage der Erde her, nach welcher der Anblick und Einfluß des Himmels und der Sonne, die Luft, der Himmelsstrich, und der Boden verschieden sind, und wonach auch nicht allein die Farbe, die Leibesgestalt, Leibesbeschaffenheit, Stellung und Sitten, sondern auch die Kräften der Seele verschieden sind. Der Himmelsstrich hat nicht allein auf die Stärke der Körper, sondern auch der Seelen Einfluß. Zu Athen ist eine dünne Luft, daher sind die Athenienser auch scharfsinniger; zu Theben ist eine dicke Luft, daher sind die Thebaner auch wohlleibig und stark (*a*). Plato dankte deswegen Gott, daß er zu Athen und nicht zu Theben gebohren worden. Die menschlichen Seelen sind verschieden, je nachdem Vater Jupiter die Erde mit seiner fruchtbarmachenden Sonne bestrahlt (*b*). Wie das Obst und die Thiere nach den verschiedenen Gegenden verschieden sind, also werden auch die Menschen mehr oder weniger kriegerisch, gerecht, mäßig, gelehrig, gewissenhaft, keusch, witzig, gut, gehorsam, schön, gesund

---

(*a*) Plaga cœli non solum ad robur corporum, sed & animorum facit. Athenis tenue cœlum, ex quo etiam acutiores Attici; crassum Thebis, ideo pingues Thebani & valentes.

(*b*) Tales sunt hominum mentes, quali pater ipse Jupiter auctifera lustravit lampade terras.

fund und stark gebohren. Daher wollte Cyrus den Persern nicht gestatten, ihr rauhes und höckerichtes Land zu verlassen, und in ein anderes milderes und ebeneres zu ziehen, weil, wie er sagte, die fetten und milden Länder die Menschen weichlich, und die fruchtbaren die Seelen unfruchtbar machten.

Dreyfache Eintheilung der Erde.

Nach diesem Grunde können wir die Erde überhaupt in drey Theile, und alle Menschen in dreyerley Naturelle eintheilen. Wir werden also drey allgemeine Lagen der Erde annehmen; zwo äußerste gegen Mitternacht und Mittag, und eine mittlere. Jeder Theil und jede Lage wird sechzig Grade haben. Die mittägige Lage ist unter der Linie, dreyßig Grade disseits, und dreyßig Grade jenseits, wozu alles, was zwischen beyden Wendezirkeln liegt, und noch etwas mehr gehört. Hieher gehören die heißen und mittägigen Länder, Afrika und Aethiopien mitten zwischen Morgen und Abend, Arabien, Calecut, die Moluckischen Inseln, Java und Tropobana gegen Morgen; Peru und die großen Meere gegen Abend. Die zweyte und mittlere Lage hat dreyßig Grade außer den Wendezirkeln, sowohl disseits als jenseits, gegen die Pole zu, wo die mittlern und gemäßigten Länder liegen; ganz Europa nebst dem mittelländischen Meere, mitten zwischen Morgen und Abend; ganz Asien, Kleinasien sowohl als das andere, welches gegen Morgen zu liegt, nebst China und Japan, und das abendländische Amerika. Die dritte Lage hat auch dreyßig Grade, welche zunächst an den beyden Polen auf jeglicher Seite sind; dahin gehören die kalten Gegenden und Eisländer, die mitternächtigen Völker, die Tartarey, Moskau, und das Magellanische Land, welches noch nicht recht entdeckt ist.

Und der Naturelle.

Nach dieser allgemeinen Eintheilung der Erde sind auch die Naturelle der Menschen, nach allen Stücken, Körper, Geist,

Religion und Sitten unterschieden, wie aus folgender kleinen Tabelle zu ersehen ist.

	Die in der mit-ternächtigen Lage sind	Die in der mit-tägigen Lage sind	Die in der mitt-lern Lage sind in allen diesen Stücken mit-telmäßig und gemäßigt, wie neutral, oder haben etwas weniges von allem Aeußer-sten jener bey-den, doch so, daß sie mehr von der Gegend annehmen, an die sie zunächst gränzen.
Dem Leibe nach.	lang und groß, phlegmatisch, sanguinisch, weiß und weiß-licht, gesellig, von starker Stimme, von weicher und rauher Haut, starke Esser und Trinker, und sehr stark.	klein, melan-cholisch, kalt, und trocken, schwarz, ein-sam, von schwa-cher Stimme, von harter Haut, mit we-nigem u. krau-sem Haare, sehr mäßig und schwach.	
Dem Geiste nach.	Grob, unge-schickt, einfäl-tig, dum̃, leicht-gläubig, leicht-sinnig, unbe-ständig.	Witzig, weise, klug, listig und eigensinnig.	
Der Re-ligion nach.	Nicht sonder-lich gewissen-haft und an-dächtig.	Abergläubisch, schwärmerisch.	
Den Sitten nach.	Kriegerisch, ta-pfer, unverdros-sen, keusch, frey von Eifersucht, grausam und unmenschlich.	Nicht krieger-isch, unkeusch, eifersüchtig, grausam und unmenschlich.	

Alle

Beweise solcher Verschiedenheit des Leibes.

Alle diese Verschiedenheiten sind leicht zu beweisen. Was die am Leibe betrifft, so kann man sie mit dem Auge gewahr werden; und wenn ja einige Ausnahmen sind, so sind sie selten, und kommen von der Vermischung der Völker oder von den Winden, dem Wasser und der besondern Lage der Oerter her. Ein Berg macht daher unter demselben Grade, ja in demselben Lande und derselben Stadt einen merklichen Unterschied. Plutarch sagt, die im höhern Theile der Stadt Athen wohnten, hätten ein ganz ander Temperament, als die am pyräischen Haven. Ein Berg auf der Mitternachtsseite wird das Thal, so gegen Mittag liegt, ganz mittägig machen, und so auch umgekehrt.

Des Geistes.

In Ansehung des Geistes wissen wir, daß die mechanischen und Handwerksarbeiten aus Mitternacht, wo die Menschen unverdrossen sind, die speculativischen Wissenschaften aber vom Mittage hergekommen sind. Cäsar und die Alten nennen die Aegyptier sehr sinnreich und witzig, und vom Moses wird gesagt, er sey in ihrer Weisheit unterrichtet worden. Von ihnen ist die Weltweisheit zu den Griechen gekommen. Das mündige Alter fängt, wegen des verfeinerten Verstandes, bey ihnen früher an. Die Leibwachen der Fürsten, selbst in mittägigen Ländern, werden aus mitternächtigen Gegenden genommen, weil sie stärker, nicht so listig und minder tückisch sind. Die Mittägigen haben also große Tugenden und große Fehler, wie vom Hannibal gesagt wird; die Mitternächtigen haben Gutheit und Einfalt. Die mittlern, gemischten und politischen Wissenschaften, Gesetze und Beredtsamkeit sind für die mittlern Nationen, bey welchen die größten Reiche und politischen Einrichtungen im Flore gewesen sind.

Die Religion.

Was das dritte Stück betrifft, so sind die Religionen vom Mittage, aus Aegypten, Arabien, Chaldäa; Aberglauben aber ist aus keinem Lande mehr, als aus Afrika gekommen, wovon die häufigen Gelübde, und prächtigen Tempel zeugen. Die mitternächtigen Nationen, sagt Cäsar, machen nicht viel aus der Religion, sondern sind vielmehr für den Krieg und für die Jagd.

Der Sitten.

In Ansehung der Sitten ist es erstlich, was den Krieg betrifft, gewiß, daß die großen Kriegsheere und kriegerischen Künste, Werkzeuge und Erfindungen, aus den mitternächtigen Ländern gekommen sind. Die Völker von da her, die Scythen, Gothen, Vandalen, Hunnen, Tartarn, Türken, Deutschen haben alle die übrigen Völker geschlagen und besiegt, und die ganze Welt verheert; daher ist so oft gesagt worden, der Nordwind bringe alles Unglück. Von daher sind auch die Duelle und Gefechte gekommen. Die mitternächtigen Völker, sagt Solinus, bethen einen in die Erde gesteckten Degen an, und sind unüberwindlich für alle andere Nationen, selbst für die Römer, welche alle übrigen Völker überwunden haben. Sie werden auch vom Südwinde gegen Mittag schwach und matt; gleichwie hingegen die mittägigen Nationen ihre Stärke verdoppeln, wenn sie nach Norden kommen. Wegen ihres kriegerischen Muthes können sie es nicht leiden, daß man sie befehlsweise beherrscht, sondern lieben die Freyheit, und wählen ihre Beherrscher selbst. In Ansehung der Keuschheit und Eifersucht hat, nach des Tacitus Bericht, ein Mann an einer Frau genug; ja Cäsar sagt, es sey eine für mehrere hinlänglich. Münster sagt: Eifersucht findet nicht statt, wo Männer und Weiber sich zugleich mit Fremden baden. In mittägigen Ländern ist die Vielweiberey durchgehends eingeführt. Ganz Afrika, sagt Solinus, bethet die Venus

nus

nus an. Die mittägigen Nationen vergehen vor Eifersucht, und haben daher Verschnittene zu Wächtern ihrer Frauen, welche die großen Herren in Menge und wie Stutereyen halten.

Was die Grausamkeit betrifft, so sind die beyden äußersten Ende einander gleich, wiewohl aus verschiedenen Ursachen, wie man bey den Ursachen sehen wird. Das Rädern und lebendig Spießen an Pfählen kömmt aus Norden. Die Unmenschlichkeiten der Moscowiter und Tartarn sind weltkündig. Die Deutschen, sagt Tacitus, strafen die Verbrecher nicht nach einer Rechtsform, sondern bringen sie wie Feinde grausam um. Bey den mittägigen Nationen werden die Missethäter auch lebendig geschunden, und ihre Rachsucht geht so weit, daß sie rasend werden, wenn sie dieselbe nicht stillen. Die Nationen in den mittlern Gegenden sind mild und menschlich. Die Römer bestraften die größten Verbrechen bloß mit der Verbannung aus dem Lande, und bey den Griechen brauchte man den Giftbecher des unschmerzhaften Schierlings, die Verurtheilten vom Leben zum Tode zu bringen. Cicero sagt: die Milde und Menschlichkeit sey aus Kleinasien, und von da zu den übrigen Welttheilen gekommen.

Ursache der besagten Verschiedenheiten.

Die Ursache aller dieser körperlichen und geistigen Verschiedenheiten ist die Ungleichheit und Verschiedenheit des innern natürlichen Feuers, welche bey diesen Völkern und in diesen Ländern angetroffen wird. Bey den mitternächtigen Nationen ist es stark und heftig wegen der großen äußern Kälte, welche sie zusammenpreßt und innerlich verschließt, wie auch die Keller, tiefen Oerter und Mägen im Winter warm sind. Der Magen ist im Winter hitziger (c). Bey den südlichen Völkern ist

(c) Ventres hyeme calidiores.

das Feuer schwach, weil es durch die Heftigkeit der äußern Wärme zerstreut und nach außen gezogen wird, wie die Mägen und unterirdischen Oerter im Sommer kalt sind. In den mittlern Gegenden ist das Feuer auch mittelmäßig und gemäßigt. Von dieser Verschiedenheit und Ungleichheit des natürlichen Feuers, sage ich, kommen nicht nur diese Verschiedenheiten des Leibes, welches leicht zu begreifen ist, sondern auch des Geistes her. Die südlichen Völker sind, wegen ihres kalten Temperaments, melancholisch, und daher steif, standhaft, zum Nachdenken aufgelegt, sinnreich, religiös, weise. Denn die Weisheit wird bey kalten Thieren angetroffen, wie bey dem Elephanten, welcher wegen seines kalten Blutes sowohl das melancholischeste, als auch das weiseste und gelehrigste unter allen Thieren ist. Von diesem melancholischen Temperamente kömmt es auch her, daß die südlichen Völker so unkeusch sind, wegen der schäumenden, reizenden und schlüpfrigen Melancholey, wie man bey den Haasen gewahr wird. Sie sind auch grausam, weil diese reizende Melancholey die Leidenschaften und die Rachsucht heftig erregt. Die nördlichen Völker, welche ein den südlichen gerade entgegengesetztes phlegmatisches und sanguinisches Temperament haben, haben auch ganz entgegengesetzte Eigenschaften, ausgenommen, daß sie in der Grausamkeit und Unmenschlichkeit allein mit ihnen übereinkommen; welches aber von einer andern Ursache, und zwar daher kömmt, weil es ihnen an Beurtheilungskraft fehlt, und sie, wie die Thiere, sich nicht zu beherrschen, noch an sich zu halten wissen. Die Völker der mittlern Gegenden sind sanguinisch und cholerisch, und also gemäßigt, von aufgeräumtem Wesen, lustig, munter und gewandt.

Man kann das verschiedene Naturell dieser dreyerley Völker noch genauer und feiner vorstellen, wenn man

alles

alles dazu nimmt und vergleicht, wie aus folgender kleinen Tabelle zu ersehen ist. Hier sieht man, was eigentlich für jedes gehört, und auf jedes gezogen werden kann. Es ist also für die Völker

gegen Norden:	in mittlern Ländern:	gegen Mittag:	
Gemeiner Menschenverstand.	Ueberlegen und Nachdenken.	Verstand.	Eigenschaften der Seele.
Stärke, wie Bären und andere Thiere haben.	Menschliche Billigkeit und Gerechtigkeit.	List der Füchse und Religion göttlicher Menschen.	
Planeten	Mars) Krieg. Mond) Jagd.	Jupiter) Kaiser. Merkur) Redner.	Saturn) Tiefsinn. Venus) Liebe.
Künste und Manufacturen.	Klugheit, Erkentniß des Guten und Bösen.	Erkenntniß des Wahren und Falschen.	
Arbeiter, Handwerker, Soldaten. Vollstrecken und Gehorchen.	Obrigkeiten, Verweser. Urtheilen. Befehlen.	Oberpriester, Weltweise. Betrachten.	Handlungen und Glieder des Staats.
Ungeschickte junge Leute.	Männer in Geschäften gut zu gebrauchen.	Ernsthafte, weise, tiefdenkende Greise.	

Die übrigen besonderern Unterschiede lassen sich unter den allgemeinen zwischen Norden und Süden bringen. Unter die Nordischen können die Abendländischen mit gebracht werden, wie auch die, welche in Gebirgen wohnen, und die wegen der Kälte in den Gebirgen kriegerisch, tapfer und eifersüchtig auf die Freyheit sind. Auch sind diejenigen, welche weit vom Meere wohnen,

einfäl-

einfältiger und aufrichtiger. Unter die südlichen Völker kann man hingegen die Morgenländer bringen, und die in Thälern wohnen, welche weibisch und zärtlich sind, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, woraus die Wollust entsteht. Auch sind die, welche nahe an der See wohnen, betrügerisch und listig, wegen des Handels mit den vielerley Menschen und Nationen.

Aus allem diesen erhellt, daß überhaupt die nordischen Völker von Seiten des Körpers Vorzüge und die Stärke zu ihrem Antheile haben; daß die südlichen von Seiten des Geistes begünstigt sind, und List ihr Eigenthum ist; und daß die in den mittlern Gegenden von allem etwas besitzen, und in allen Stücken gemäßigt sind. Man kann auch daraus sehen, daß ihre Sitten, genau zu reden, weder Tugenden noch Laster, sondern Werke der Natur sind. Diese ganz und gar ändern, oder ihr ganz und gar entsagen wollen, ist mehr, als schwer; sie aber milder machen, mäßigen, und ihre beyden äußersten Enden fast der Mitte nahe zu bringen suchen, das ist ein Werk der Tugend.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Zweyter Unterschied und noch genauere Verschiedenheit des Geistes und der Fähigkeiten des Menschen.

Drey Arten und Grade der Menschen in der Welt.

Der zweyte Unterschied, welcher nach dem Geiste und seinen Fähigkeiten gemacht wird, fällt nicht so in die Augen, und ist nicht so merklich, als die andern, und kömmt sowohl vom Naturelle, als vom Fleiße her. Vermöge desselben giebt es dreyerley Leute in der Welt, welche gleichsam drey Klassen und Grade der Geister ausmachen. Auf der einen und zwar untersten Stufe

stehen

stehen die schwachen und gemeinen Seelen, welche niedere und geringe Fähigkeiten haben, zum gehorchen, dienen und sich regieren zu lassen gebohren, und in der That nur schlechtweg Menschen sind. Auf der zweyten und mittlern Stufe stehen die, welche eine ziemliche Beurtheilungskraft haben, und sich für fähige, gelehrte und geschickte Köpfe ausgeben. Allein, da sie sich nicht genug fühlen, noch sich gehörig beurtheilen; so bleiben sie immer bey dem stehen, was man gemeiniglich angenommen hat, und was sich ihnen gleich beym erstenmale darbietet, ohne weiter zu gehen, und die Wahrheit und den Grund der Sachen zu untersuchen; ja sie halten es wohl gar für unerlaubt, solches zu thun. Solche sehen nicht weiter, als wo sie stehen; und denken, es sey allenthalben so, wie da, oder soll wenigstens so seyn. Wo es aber anders wäre, da wären die Leute im Irrthume und Barbaren. Sie unterwerfen sich den Meynungen und Statuten des Orts, wo sie wohnen, sobald sie aus den Kinderjahren heraus sind, und nicht etwa nur der Ordnung und Gewohnheit wegen, welches jedermann thun soll, sondern sogar von Herzensgrunde und mit ganzer Seele, und glauben, was in ihrem Dorfe geglaubt wird, das wäre der rechte Probierstein der Wahrheit, und die einzige, oder doch die allerbeste Vorschrift recht zu leben. Diese Leute gehören zur Schule und zu dem Gebiete des Aristoteles, behaupten und entscheiden gleich alles, sind daher Systematiker, und sehen mehr auf das Nützliche, als auf das Wahre, und mehr auf das, was man in der Welt im Handel und Wandel gut brauchen kann, als auf das, was wirklich gut und wahr ist. In dieser Klasse giebt es sehr viele und verschiedene Stufen, und die Vorzüglichsten und Geschicktesten unter ihnen regieren die Welt, und haben das Ruder in den Händen. Auf der dritten und obersten Stufe stehen die mit einem lebhaften und hellen Geiste, und mit

einer

einer starken, vesten und gründlichen Beurtheilungskraft versehenen Menschen, welche sich nicht am Hörensagen begnügen lassen, nicht bey den gewöhnlichen und angenommenen Meynungen stehen bleiben, sich nicht von dem, was allgemein geglaubt wird, hinreissen und einnehmen lassen, noch auch darüber erstaunen, weil sie wissen, daß viele alberne Possen, Lügen und Betrügereyen in der Welt mit Beyfall und Billigung, ja wohl gar mit allgemeiner Ehrerbiethung und Anbethung angenommen werden; sondern alle vorkommende Sachen prüfen, genau untersuchen, und die Ursachen, Bewegungsgründe und Triebfedern bis auf den ersten Ursprung ohne Leidenschaft ausforschen, und lieber zweifeln und ihren völligen Beyfall noch zurückhalten, als aus allzulenksamer und niederträchtiger Leichtgläubigkeit, Leichtsinnigkeit oder Uebereilung im Urtheilen, sich an Unrichtigkeiten weiden, etwas behaupten oder als gewiß annehmen wollen, wovon sie keinen gewissen Grund erlangen können. Ihrer giebt es nicht viele; sie sind aus der Schule und aus dem Gebiete des Sokrates und des Plato, bescheiden, nüchtern, behutsam und sehen mehr auf die Wahrheit und Wirklichkeit der Sachen, als auf den Nutzen. Und wenn sie gute natürliche Anlagen, und dabey den Vorzug der Rechtschaffenheit nebst ordentlichen Sitten haben; so sind sie wahre und solche Weise, wie wir sie hier verlangen. Da sie aber in Ansehung der Meynungen mit dem gemeinen Haufen nicht übereinstimmen, heller sehen und tiefer eindringen, und nicht so leichtgläubig sind; so sind sie verdächtig, und werden von den andern nicht sehr geschätzt, welche doch die größte Anzahl ausmachen, und werden für Phantasten und Weltweise gehalten, welches Wort aber hier sehr unrecht gebraucht wird. Die Anzahl derer aus der ganz ersten Klasse ist weit größer, als derer aus der zweyten; und derer in der zweyten sind

weit

weit mehr, als der in der dritten. Die aus der ersten und letzten, aus der untersten und obersten machen keine Unruhen in der Welt, und lassen alles in Ruhe; jene, weil sie zu schwach sind, und die Kräfte nicht dazu haben; diese, weil sie zu klug, zu gesetzt und zu weise dazu sind. Die aus der mittlern Klasse sind es, von welchen aller Lärm und aller Streit in der Welt herkömmt, weil sie wegen ihres Eigendünkels immer Unruhen machen, oder beunruhigt werden. Die auf der untersten Stufe sind wie der Grund, die Hefen, die Gauche, und gleichen der Erde, welche nur empfängt und leidet, was von obenher kömmt. Die auf der mittelsten Stufe sind demjenigen Luftkreise gleich, wo die Lufterscheinungen entstehen, und alle Lärmen und Veränderungen vorgehen, welche hernach auf die Erde fallen. Die auf der obersten Stufe gleichen dem Aether und der höchsten Gegend, welche zunächst am Himmel, heiter, hell, rein und still ist. Zum Theil kömmt dieser Unterschied der Menschen vom Naturelle, von der ersten Zusammensetzung und Mischung des Gehirns her, welches sehr verschieden, und nach verschiedenen Graden feucht, hitzig und trocken ist, weswegen der Geist und die Beurtheilungskraft auch entweder sehr gründlich und stark, oder schwach, furchtsam und gemein sind; zum Theil kann er auch der Unterweisung und Erziehung, wie auch der Erfahrung und dem Umgange mit der Welt, zugeschrieben werden, welcher vieles beyträgt, den Menschen gescheit zu machen, und seinen Geist aus der Einfalt zu reissen. Uebrigens findet man in allen drey Klassen, in allerley Kleidern, unter allerley Gestalten und Umständen gute und böse Menschen, die es aber alle auf sehr verschiedene Weise sind.

Ein anderer Unterschied.

Man macht noch einen Unterschied nach dem Geiste und den Seelenkräften der Menschen. Einige machen sich selbst

Weg und Bahn, und führen sich auch selbst; diese sind Glückliche vom ersten Range, und sehr selten. Andere brauchen Hülfe, doch sind sie wieder von doppelter Gattung. Einige dürfen nur angeführet werden; und wenn sie nur einen Wegweiser und eine Fackel vor sich haben, so folgen sie willig und gern. Andere wollen getrieben seyn; die muß man bey der Hand nehmen, und fortziehen oder fortstossen. Ich übergehe diejenigen, welche entweder wegen großer Schwachheit, wie die aus der untersten Klasse; oder wegen einer natürlichen Bösartigkeit, dergleichen es in der zweyten Klasse giebt, weder zum Folgen taugen, noch auch sich ziehen und leiten lassen. An solchen Leuten ist Hopfen und Malz verlohren.

Vierzigstes Kapitel.

Dritter Unterschied und zufällige Verschiedenheit der Menschen nach ihren Stufen, Ständen und Aemtern.

Dieser zufällige Unterschied, welcher die Stände und Aemter betrifft, gründet sich auf zween Grundsätze der menschlichen Gesellschaft, nämlich auf Befehlen und Gehorchen, Gewalt und Unterwerfung, Herrschaft und Unterthänigkeit. Unter Befehlen und Gehorchen wird alles begriffen (*a*). Solcher Unterschied wird zuvörderst besser im Großen aus folgender Tabelle zu übersehen seyn.

Alle

(*a*) Imperio & obsequio omnia constant.

Alle Herrschaft und Unterwürfigkeit ist — Erste und allgemeine Eintheilung.

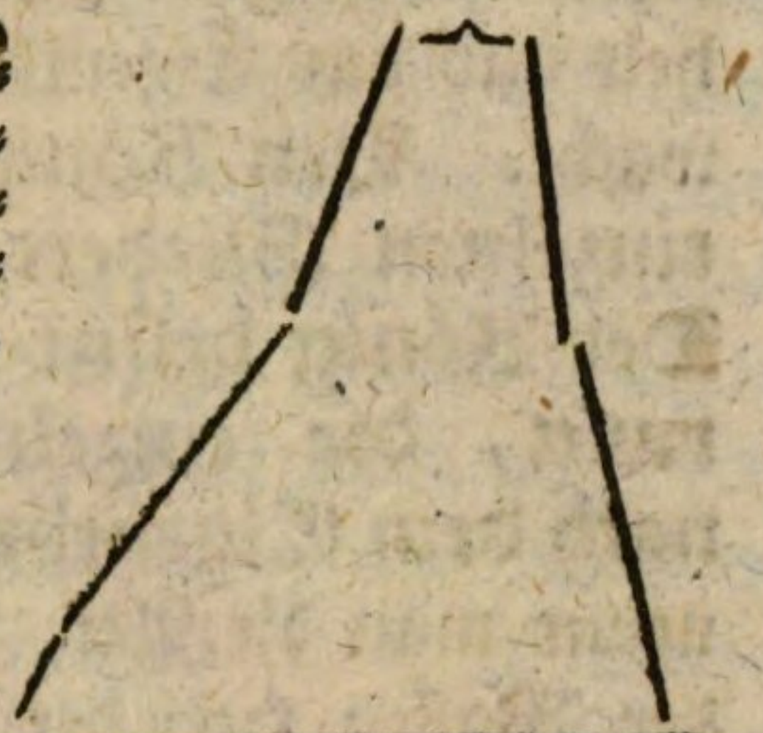
entweder — oder

1. Eine besondere, welche angetroffen wird

Bey Familien und Haushaltungen, und viererley ist:
1. Eheliche, zwischen Mann und Frau, welche die Quelle der menschlichen Gesellschaft ist.
2. Väterliche, zwischen Aeltern und Kindern, welche wahrhaftig natürlich ist.
3. Herrschaftliche, die doppelt ist, als:
   1.) zwischen Herren und ihren Sklaven;
   2.) zwischen Hausherren und ihren Dienern.
4. Patronelle, zwischen Patronen u. ihren Freygelassenen, welche aber selten vorkömmt.

2. Eine öffentliche, welche ist.

Bey Collegien, Gesellschaften und bürgerlichen Gilden unter den einzeln Gliedern der Gemeinden.



entweder — oder

eine höchste, welche von dreyerley Gattung ist, u. dreyerley Staaten macht, (alle Nationen und Städte werden vom Volke, oder von den Vornehmsten, oder von Einem regiert,) (b) als:
Monarchie, wo einer,
Aristokratie, wo einige,
Demokratie, wo alle regieren.

untergeordnete, wohin sowohl obere als untere gehören, in mancherley Rücksicht, nach Verschiedenheit der Orte, und Personen. als:
1.) Besondere Herren von verschiedenem Range.
2.) Beamte der höchsten Gewalt, deren es sehr vielerley giebt.

Die öffentliche Herrschaft, sowohl die höchste, als die untergeordnete, leidet verschiedene Unterabtheilungen, die man wissen muß. Die höchste, welche, wie gesagt,

Unterabtheilung der höchsten Gewalt.

(b) Cunctas nationes & urbes populus aut primores aut singuli regunt.

gesagt, dreyfach ist, wegen der verschiedenen Regierungsform, ist auch noch dreyfach, das ist, jede von den dreyen wird auf dreyerley Art ausgeübt, und daher königlich, herrschaftlich, oder tyrannisch genennt. Königlich heißt die Art, wo der Oberherr, es mag nun nur einer, oder mehrere, oder alle seyn, den Gesetzen der Natur gehorsam, über die natürliche Freyheit und das Eigenthum der Güter seiner Unterthanen wacht. Den Königen gehört alle Gewalt, den einzelnen Gliedern des Staats das Eigenthum. Der König besitzt alles in Ansehung der Regierung, die einzelnen Glieder aber besitzen es nach dem Eigenthumsrechte (*c*). Herrschaftlich nennt man die Art, wo der Oberherr durch das Recht der Waffen Herr der Personen und der Güter ist, und die Unterthanen als Sklaven beherrscht. Tyrannisch heißt sie, wo der Oberherr alle Gesetze der Natur mit Füßen tritt, und sowohl die Personen, als die Güter seiner Unterthanen mißbraucht, und vom Herrn, wie der Räuber vom Feinde im Kriege unterschieden ist. Von allen drey souverainen Staaten sind der monarchische, und von den Arten zu regieren die herrschaftliche, die ältesten, größten, dauerhaftesten und majestätischesten, wie in den alten Zeiten Assyrien, Persien, Aegypten, und heut zu Tage Aethiopien, die älteste von allen, Moskau, Tartarey, Türkey und Peru. Allein, der beste und natürlichste Staat und Regierungsart ist eine königliche Monarchie. Die berühmtesten Aristokratien waren ehedem Lacedämon, und itzt Venedig; die Demokratien, Rom, Athen, Carthago, welche der Regierungsart nach königlich waren.

Die

(*c*) Ad reges potestas omnis pertinet, ad singulos proprietas. Omnia rex imperio possidet, singuli dominio.

Von besondern Herren. (Seigneurs.)

Die untergeordnete öffentliche Herrschaft, welche besondere Herren haben, hat verschiedene Arten und Stufen, vornehmlich aber fünf, als 1.) zinsbare Herren, welche nur einen gewissen Tribut geben. 2.) Lehnsmänner. 3.) Bloße Vasallen, welche für das Lehn nichts als Treue und Huldigung schuldig sind. Diese drey können souverain seyn. 4.) Lehnsvasallen, welche außer Treue und Huldigung noch zu persönlichen Diensten verpflichtet sind, weswegen sie nicht wahrhaftig souverain seyn können. 5.) Natürliche Unterthanen, sie mögen Vasallen oder Herren, denen Zinsen entrichtet werden, oder sonst etwas seyn, welche Unterwerfung und Gehorsam schuldig sind, und sich der Gewalt ihres Oberherrn nicht entziehen können, dabey aber Herren (Seigneurs) sind.

Von Beamten.

Die untergeordnete öffentliche Herrschaft, welche die Beamten der höchsten Herrschaft haben, ist vielerley, und es können in Ansehung der Ehre und Gewalt fünf Stufen angenommen werden, als: 1.) zuerst, die unterste Klasse der unehrlichen, welche außerhalb der Stadt wohnen müssen, und Nachrichter der Gerechtigkeit sind.

2.) Diejenigen, welche weder Ehre noch Unehrlichkeit haben, als Gerichtsdiener, Ausrufer.

3.) Die, welche Ehre haben, ohne eigene Untersuchung und Gewalt zu haben, als Notarien, Einnehmer, Secretäre.

4.) Die, welche Ehre, Untersuchung und Gewalt, aber keine Gerichtsbarkeit haben, als die königlichen Fiscal.

5.) Die, welche Gerichtsbarkeit und folglich auch alles übrige haben; und diese werden eigentlich **obrigkeitliche Personen** genennt, unter welchen viele, vor-

nehmlich aber fünf Eintheilungen gemacht werden, welche alle doppelt sind, als:

1.) höhere } Senatoren.
und
niedere } Richter.
2.) politische und militarische.
3.) bürgerliche und criminale.
4.) Beamte bey einem gewissen Dienste angestellt, und Commissarien.
5.) Beständige, wie die bey den geringern und häufigern Diensten seyn müssen, und Veränderliche, nur für gewisse Zeit verordnete, wie die in großen Bedienungen seyn müssen.

Von den Ständen und Graden der Menschen insbesondere, nach vorstehender Tabelle.

Vorerinnerung.

Hier wird von den einzelnen Theilen dieser Tabelle und dem Unterschiede der Befehlenden und Gehorchenden insbesondere und so gehandelt, daß von dem häuslichen und Privatleben der Anfang gemacht wird; daß heißt, von den einzelnen Ständen und Handthierungen der Menschen, um sie kennen zu lernen. Denn dieses Buch beschäftigt sich mit der Erkänntniß des Menschen. Hingegen werden die Pflichten eines jeden im dritten Buche, bey der Tugend der Gerechtigkeit, vorgetragen werden, wo alle diese Stände und Kapitel wieder nach der Reihe werden vorgenommen

men werden. Ehe wir aber zur Abhandlung selbst fortgehen, ist es nöthig, vom Befehlen und Gehorchen, als den beyden Gründen und Haupturſachen dieſer Verſchiedenheit der Stände und Bedienungen, summarisch zu reden.

Ein und vierzigstes Kapitel.
Vom Befehlen und Gehorchen.

Diese sind, wie gesagt, die beyden Grundpfeiler der ganzen menschlichen Gesellschaft und der Verschiedenheit der Stände und Handthierungen. Sie beziehen sich eins aufs andere, gehören zusammen, erfodern, erzeugen und erhalten sich gegenseitig eines das andere. Sie sind auch in jeder Gemeinde und Gesellschaft unentbehrlich, gleichwohl aber einer natürlichen Eifersucht, Zwietracht und beständigen Beschwerden oder Klagen unterworfen. In demokratischen Staaten ist der Oberherr schlechter daran, als ein Fuhrmann; in monarchischen wird er über Gott erhoben. Das Befehlen hat Würde und Bürde, welche beyde immer bey einander sind, und erfodert Güte und Fähigkeit, lauter Eigenschaften der Hoheit. Das Befehlen, ich meyne, die Fähigkeit, der Muth und das Ansehen zum Befehlen, kömmt vom Himmel und von Gott. Herrschaft wird nur nach einem göttlichen Verhängnisse verliehen. Alle Obrigkeit ist von Gott (*a*). Gott, sagt daher Plato, setzt nicht Menschen, das ist, Menschen von der gewöhnlichen Art und von gemeinen und bloß menschlichen Fähigkeiten über andere; sondern nimmt solche dazu, die etwas Göttliches haben, und durch eine besondere Tugend und Geschenk des Himmels

(*a*) Imperium non nisi divino fato datur. Omnis potestas a Deo est.

die übrigen Menschen übertreffen; weswegen sie auch Halbgötter (*b*) genannt werden. Das Gehorchen ist nützlich, macht keine Mühe, und ist so unentbehrlich zur Erhaltung des allgemeinen Besten, daß es noch nothwendiger ist, als gut zu befehlen wissen; und daß das nicht oder schlecht gehorchen weit gefährlicher ist, als das schlecht zu befehlen wissen. Wie in der Ehe, wo zwar beyde, der Mann und die Frau, gleich sehr zur Treue und Ehrlichkeit verbunden sind, es auch beyde mit einerley Worten, mit einerley Ceremonien und Feyerlichkeiten versprochen haben, doch allemal das Vergehen und der Ehebruch der Frau ungleich größere und üblere Folgen hat, als wenn sich der Mann vergeht; eben so wird in jedem Staate, in jeder Gesellschaft, das Befehlen so sehr, als das Gehorchen, erfodert, und doch sind die Folgen allemal schlimmer und gefährlicher, die aus dem Ungehorsame der Unterthanen, als die, welche aus dem Versehen der Regenten entstehen. Es haben daher verschiedene Staaten, unter recht schlechten Fürsten und Obrigkeiten, sehr lange und glücklich gestanden, weil die Unterthanen sich darein fanden und gehorchten. Als daher ein Weiser gefragt wurde, woher der blühende Zustand der Republik Sparta komme, ob etwa daher, daß die Könige so gut regierten? so gab er zur Antwort: Es kömmt vielmehr daher, weil die Bürger gut gehorchen. Wenn die Unterthanen den Gehorsam aufkündigen, und sich das Joch vom Halse schütteln; so muß der Staat zu Grunde gehen.

(*b*) Heroes.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Vom Ehestande.

Obgleich der Ehestand von allen Ständen der erste, älteste und wichtigste, und gleichsam der Grund und die Quelle der menschlichen Gesellschaft ist, woraus die Familien herfließen, aus welchen hernach die Republiken entstehen: Denn die erste Gesellschaft ist der Ehestand, welcher der Grund der Städte und die Pflanzschule der Republiken ist (a); so ist er doch von verschiedenen grossen Personen heruntergesetzt, und verschrieen worden, welche ihn für einen Mann, der Herz und Geist hat, unanständig gehalten, und folgende Einwürfe dawider gemacht haben.

Einwürfe wider den Ehestand.

Erstlich haben sie das Band der Ehe und ihre Verpflichtung für ungerecht, und für eine harte und zustrenge Sklaverey gehalten, indem man sich ja durch dieselbe zu sehr binde, und sich durch Uebernehmung der Pflege anderer, bey ihren übeln Launen, zu sehr zum Sklaven mache. Ist man, sagen sie, übel angekommen; hat man sich in der Wahl geirrt und verrechnet, und mehr Knochen, als Fleisch bekommen; so bleibt man Zeit seines Lebens elend. Kann eine größere Unbilligkeit und Ungerechtigkeit seyn, als daß man für eine Stunde, in der man einen dummen Handel gemacht hat, und um eines Fehlers willen, den man ohne Wissen und Willen, oft sogar aus Gehorsam und Folgsamkeit gegen den Rath anderer begangen hat, zu einer immerwährenden Strafe soll verdammt werden? So wäre es ja besser, sich gleich den Strick um den Hals zu werfen, und sich in vollem

(a) Prima societas in conjugio est, quod principium urbis, seminarium reipublicæ est.

Laufe gerade ins Meer zu stürzen, um bald von der Welt zu kommen, als so ewig in der Hölle zu sitzen, und unaufhörlich neben sich Stürme der Eifersucht, der Bosheit, der Wuth und Raserey, hartnäckiger Dummheit und noch schlimmerer Dinge auszuhalten zu haben. Es hat daher jemand gesagt, der, welcher das Band der Ehe erdacht, habe ein schönes und scheinbares Mittel erfunden, sich an den Menschen zu rächen, und es sey wie eine Art Fangeisen oder Garn, womit man die Thiere fängt, um sie hernach eines langsamen Todes sterben zu lassen. Ein anderer sagte, einen Weisen mit einer Dummen verheirathen, oder umgekehrt, heiße einen lebendigen Menschen mit einem todten zusammen binden, welches die grausamste Todesstrafe war, welche die Tyrannen ehedem erfanden, den lebendigen durch die Verbindung mit dem todten elendiglich nach und nach sterben zu lassen.

Zweytens beschuldigen sie den Ehestand, er sey ein Verderbniß und ein Verfall der guten und seltenen Geister, weil die Schmeicheleyen und Liebkosungen des geliebten Gegenstandes, die Liebe zu den Kindern, die Sorge für das Hauswesen und die Versorgung seiner Familie, die Stärke und Kraft des lebhaftesten und edelsten Geistes, der nur seyn kann, schwächten, entnervten und erschlafften, wie man am Simson, Salomo und Marcus Aurelius sähe. Wenn es denn ja seyn müßte; so sollten nur die heirathen, welche mehr Fleisch, als Geist hätten, stark am Leibe und schwach an der Seele wären; diese möchten sich dem Fleische ergeben, und nach ihren Fähigkeiten die kleinen und geringen Sachen besorgen. Ist es nicht Schade, fahren sie fort, Menschen, die einen schwachen Körper, aber einen großen, starken und kräftigen Geist haben, an das Fleisch fesseln und in den Ehestand einsperren zu wollen, wie man das Vieh in Ställe thut? Wir sehen

ja

ja selbst bey den Thieren, daß die edelsten, theuersten und brauchbarsten Pferde, von der Vermischung mit dem weiblichen Geschlechte abgehalten werden, und daß man nur die schlechtere zu den Stutereyen nimmt. Daher werden auch diejenigen Personen, sowohl männlich- als weiblichen Geschlechts, welche für den ehrwürdigsten und heiligsten Beruf bestimmt sind, und wie das Mark der Christenheit seyn sollen, die Diener und Dienerinnen der Kirche und der Religion, vom Ehestande ausgeschlossen. Und dieß geschieht deswegen, weil der Ehestand die schönen und großen Erhebungen des Geistes, und die Betrachtung hoher, himmlischer und göttlicher Sachen, welche bey dem Getöse der häuslichen Geschäffte unmöglich bestehen kann, verhindert und stört; weswegen auch der Apostel die Enthaltung dem Ehestande vorzieht. Das Nützliche möchte also auf Seite des Ehestandes, das Anständige aber auf der andern Seite seyn.

Weiter unterbricht der Ehestand die schönen und heiligen Vorhaben, Der heilige Augustinus erzählt, er habe sich mit einigen seiner Freunde, worunter verheirathete gewesen, vorgenommen sich von der Stadt und Gesellschaft zu entfernen, um das Bestreben nach Weisheit und Tugend recht eifrig zu treiben; ihr Vorhaben wäre aber von den Weibern der Verheiratheten bald unterbrochen und gehindert worden. Es hat auch ein Weiser gesagt, die Menschen würden, wenn sie die Weiber entbehren lernten, von Engeln besucht und begleitet werden.

Ferner hält die Ehe vom Reisen durch die Welt und in die fremden Länder ab, es mag nun unternommen werden, sich weiser zu machen, oder andere zu lehren, es zu werden, oder das, was man weiß, bekannt zu machen. Kurz der Ehestand entnervt und drückt nicht nur die guten und großen Geister nieder,

sondern entzieht auch dem Publikum vielerley schöne und große Sachen, welche nicht können verrichtet werden, wenn man im Zirkel einer Frau und kleiner Kinder bleibt. Läßt es nicht übel; und ist es nicht Schade, daß ein Mann, der fähig ist, eine ganze Welt zu regieren, und politische Einrichtungen darin zu machen, sich damit abgiebt, daß er eine Frau und Kinder regiert? Ein großer Mann, dem man vom Heirathen vorsagte, gab daher zur Antwort, er sey gebohren, Männer, nicht aber ein Weibchen zu regieren; Königen und Fürsten zu rathen, und sie, nicht aber kleine Kinder, zu leiten und zu führen.

Beantwortung solcher Einwürfe.

Auf alles dieses läßt sich antworten, daß die menschliche Natur keiner Vollkommenheit fähig, noch etwas in der Welt ist, wider das nichts zu erinnern wäre, wie sonst schon ist angemerkt worden. Ihre besten Mittel und Wege kränkeln immer, und sind mit Beschwerlichkeit verbunden, und die Ehe war das beste Mittel, das man zu ihrer Erhaltung und Vermehrung hatte erwählen können. Einige, als Plato und andere, haben weiter gehen und Mittel hervorsuchen wollen, diese Beschwerlichkeiten zu vermeiden. Allein außerdem, daß es Luftschlösser sind, die sie gebaut haben, und Vorschläge, die alle nicht lange bestehen können, sind ihre Erfindungen auch so beschaffen, daß, wenn sie auch wirklich in Anwendung gebracht würden, sie auch nicht ohne mancherley Beschwerlichkeiten und Schwierigkeiten seyn würden. Zudem erzeugt und verursacht sie der Mensch sich selbst durch seine Untugend und Unmäßigkeit und durch seine widrigen Leidenschaften, und muß also nicht der Stand angeklagt, noch irgend jemanden sonst, als dem Menschen selbst, der nichts recht zu gebrauchen weiß, die Schuld davon beygemessen werden. Und man kann sagen, der Ehestand sey, selbst wegen seiner

Dor-

Dornen und Beschwerlichkeiten, eine Tugendschule, eine Lehrzeit, und eine häusliche und freundschaftliche Uebung. Sokrates, der Lehrer der Weisheit, antwortete denen, die ihm immer seiner Frau starren Kopf vorwarfen, er lerne dadurch zu Hause, wie er aller Orten standhaft und geduldig seyn, und die Streiche des Glücks nicht so hart laufnehmen sollte. Endlich wollen wir zwar nicht in Abrede seyn, daß, wer so leben kann, besser thue; der Christ aber sagt zur Ehre des Ehestandes, Gott habe ihn vor allen Dingen, schon im irdischen Paradiese, im Stande der Unschuld und der Vollkommenheit, eingesetzt. Dieß sind vier Empfehlungen desselben, wovon die vierte über alles geht, und ohne Widerrede ist. Hernach hat der Sohn Gottes ihn durch seine Gegenwart gebilligt und geehrt, hat sein erstes Wunder zu Gunsten dieses Standes und zum Besten der neuen Eheleute gethan, und ihn mit dem Vorzuge beehrt, daß er ein Bild jener großen Vereinigung zwischen ihm und seiner Kirche seyn soll, weswegen er auch ein Geheimniß, und zwar ein großes Geheimniß, genannt wird.

Der Ehestand ist in Wahrheit nichts gleichgültiges oder mittelmäßiges; er ist schlechterdings ein großes Glück oder ein großes Unglück; eine große Ruhe, oder große Unruhe; ein Paradies, oder eine Hölle; ein angenehmes und vergnügtes Leben, wenn die Wahl gut getroffen ist; aber auch ein harter und gefährlicher Handel, und eine dornichte und vergiftete Verbindung, wenn die Wahl nicht gut ausgefallen ist; er ist ein Vertrag, wo recht genau eintrift, was man zu sagen pflegt: **Ein Mensch ist des andern sein Engel, oder sein Teufel** (*b*).

Schlechterdings ein großes Glück, oder ein großes Unglück.

Die

(*b*) Homo homini deus aut lupus.

Eine gute Ehe ist ein seltenes Glück.

Die Ehe ist ein Werk, das aus vielen Theilen besteht. Außer den verheiratheten Personen gehören noch gar viele Eigenschaften und Rücksichten dazu, die hier zusammen treffen müssen. Denn, was man auch sagen mag, man verheirathet sich nicht bloß um seinetwillen; Nachkommenschaft, Familie, Verbindungen, Mittel kommen gar sehr mit in Anschlag. Und dieß ist die Ursache, warum man so wenig gute sieht; daß man ihrer aber so wenige sieht, ist ein Beweis ihres Werths und ihrer Schätzbarkeit. Bey allen großen und wichtigen Ständen geht es nie anders. Der Stand eines Königs ist auch voll Schwierigkeiten, und wenig verwalten ihn gut und glücklich. Daß wir aber oft sehen, daß Ehen nicht gut geführt werden, dieses kömmt von der Frechheit und Ausschweifung der Personen, und nicht von dem Stande oder der Einsetzung der Ehe her. Der Ehestand ist daher für gute, aufrichtige Gemüther, besonders unter dem gemeinen Volke, am bequemsten, weil ihn da Ueppigkeit, Lüsternheit und Müßiggang weniger stören. Für ausschweifende Temperamente, und für unruhige und verdorbene Gemüther taugt dieser Handel gar nicht.

Ganz einfache und summarische Beschreibung des Ehestandes.

Heirathen ist ein weiser Handel, ein heiliges und unverletzliches Band, ein ehrwürdiger Vertrag. Wenn es recht angegriffen und gut eingerichtet wird; so kann in der Welt nichts schöners seyn. Dann ist der Ehestand eine angenehme Gesellschaft des Lebens, mit Beständigkeit, Zutrauen, unzähligen nützlichen und wesentlichen Dienstleistungen und gegenseitigen Verpflichtungen beglückt, und eine Gesellschaft, die sich nicht sowohl auf Liebe, als auf Freundschaft gründet; denn Liebe und Freundschaft sind von einander so sehr unterschieden, wie die kranke Fieberhitze von der gesunden natür-

natürlichen Wärme. Die Ehe hat zu ihrem Antheile Freundschaft, Nutzen, Gerechtigkeit, Ehre, Beständigkeit, ein dem Anscheine nach eben nicht reizbares, dafür aber gesundes, dauerhaftes und allgemeineres Vergnügen. Die Liebe gründet sich bloß auf das Vergnügen, und gewährt ein lebhafteres, reizbareres und brennendes Vergnügen. Von Ehen, welche von Schönheit und verliebten Begierden ihren Anfang genommen haben, gelingen nur wenige gut; es gehört ein vesterer und dauerhafterer Grund dazu, und man muß mit vieler Vorsichtigkeit dabey zu Werke gehen. Jene aufbrausende Zuneigung taugt gar nicht dazu; ja eine Ehe wird immer besser durch die dritte Hand gestiftet.

Genauere Beschreibung.

Dieß war nur kurz und summarisch davon geredet; bey einer genauern Beschreibung aber ist zu wissen, daß zum Ehestande zwo Sachen gehören, die wesentlich dabey sind, und sich zu widerstreiten scheinen, aber auch nur scheinen; nämlich eine Gleichheit, wie bey einer Gesellschaft, wo alle einander gleich sind; und eine Ungleichheit, wie zwischen Höhern und Niedrigern. Die Gleichheit besteht in einer ganzen und völligen Gemeinschaft und Theilhabung aller Dinge, Seele, Willen, Körper, Güter; und das ist das Grundgesetz des Ehestandes, welches sich an einigen Orten bis auf Leben und Tod erstreckt, so daß, wenn der Mann stirbt, die Frau unverzüglich auch sterben muß. Dieses geschieht an einigen Orten nach öffentlichen Landesgesetzen, und oft mit solchem Eifer, daß, wo ein Mann mehr, als eine Frau gehabt hat, diese öffentliche Klagen und Processe erheben, welche die Ehre haben soll, mit ihrem Ehemanne zu Bette zu gehen, denn das ist ihr Ausdruck. Um es durchzusetzen, und den Vorzug zu haben, pflegen sie ihre treuen Dienste anzuführen, daß sie des Mannes vorzügliche Liebe hatten, daß sie den letzten

Gleichheit.

Kuß

Kuß von ihm bekommen, daß sie Kinder von ihm haben. Selbst um den Tod wird gestritten, welche Frau ihrem verstorbenen Ehemanne lebendig in denselben folgen soll, und es ist eine Schande nicht mit sterben zu dürfen. Die Siegerinn besteigt den brennenden Holzstoß, beut den Flammen ihre Brust dar, und legt ihr halbverbranntes Gesicht auf ihren Mann hin (c). An andern Orten wurde dieses, nicht wegen eines öffentlichen Gesetzes, sondern nach eingegangenen Ehepacten beobachtet, dergleichen zwischen dem Marcus Antonius und der Cleopatra gemacht waren. Diese Gleichheit besteht auch in der Gewalt, die sie gemeinschaftlich über das Hauswesen haben; daher wird die Frau Ehegenossinn, Frau vom Hause und Hausfrau, wie der Mann Herr und Hausherr genannt, und ihre gemeinschaftliche Herrschaft über das ganze Hauswesen wird mit einer Aristokratie verglichen.

Ungleichheit.

Der Unterschied, wie zwischen Höhern und Niedern, besteht darin, daß der Mann die Herrschaft über die Frau hat, und die Frau dem Manne unterworfen ist. So ist es nach allen Gesetzen und in allen politischen Einrichtungen bis auf das mehr oder weniger, je nachdem diese Verfassungen verschieden sind. Allenthalben ist die Frau, wenn sie gleich viel edler und reicher ist, dem Manne unterworfen. Diese Herrschaft und Unterwerfung ist natürlich, und gründet sich auf die Stärke und Vermögenheit des einen, und auf die Schwachheit und Unvermögenheit des andern Theils. Die Gottesgelehrten bringen noch andere

(c) Et certamen habent lethi, quæ viva ſequatur
Conjugium, pudor eſt non licuiſſe mori.
Ardent victrices, & flammæ pectora præbent,
Imponuntque ſuis ora peruſta viris.

andere Gründe vor, die aus der Bibel hergenommen sind. Der Mann ist zuerst, von Gott selbst unmittelbar, nicht gelegentlich, für Gott als sein Oberhaupt, zu seinem Bilde und vollkommen erschaffen worden; denn die Natur fängt allemal mit vollkommenen Sachen an. Die Frau ist zum zweyten, nach dem Manne, gelegentlich und um etwas andern willen geschaffen, ein auf Veranlassung entstandener Mann (*d*), dem Manne, der ihr Oberhaupt ist, zur Hülfe und zum Beystande zugegeben, und daher unvollkommen. So wird es aus der Ordnung der Entstehung bewiesen. Die Ordnung der Verderbniß und der Sünde aber beweist es ebenfalls. Die Frau hat zuerst und für sich allein, der Mann aber nach ihr und auf ihre Veranlassung gesündigt. Da nun die Frau, dem Guten und der Entstehung nach, die letzte, und nur auf Veranlassung entstanden, hingegen die erste im Bösen, ja die Veranlassung dazu ist; so ist sie mit Recht dem Manne, der im Guten der erste und im Bösen der letzte war, unterworfen.

Gewalt des Mannes.

Die Herrschaft und Gewalt des Mannes ist an einigen Orten so groß gewesen, als die Gewalt der Aeltern, und hat sich über Leben und Tod erstreckt, wie bey den Römern, nach dem Gesetze des Romulus, so daß der Mann in vier Fällen die Frau umbringen konnte, wenn sie Ehebruch begangen, Kinder untergeschoben, Nachschlüssel geführt und Wein getrunken hatte (*e*). Auch bey den Griechen, wie Polybius (*f*), und bey den Galliern, wie Cäsar (*ff*) berichtet, erstreckte sich die Gewalt

(*d*) Mulier est vir occasionatus.
(*e*) Dionys. Halic. Lib. II.
(*f*) Lib. II.
(*ff*) De bello gall. Lib. 6.

walt des Mannes über Leben und Tod der Frau. Anderwärts, und auch nach der Zeit hier, ist diese Gewalt eingeschränkt worden. Allein die Herrschaft des Mannes und die Unterwürfigkeit der Frau bringt es fast allenthalben mit sich, daß der Mann Herr über die Handlungen und Absichten seiner Frau ist, sie mit Worten auch mit Gefängnisse strafen kann; Schläge aber gehören einer ehrbaren Frau nicht, sagt das Gesetz: Ferner daß die Frau gehalten ist, sich nach dem Stande, der Würde, dem Lande, der Familie, dem Wohnsitze und dem Range des Mannes zu richten, den Mann allenthalben begleiten und ihm folgen muß, er mag auf Reisen, im Elende, im Gefängnisse, in der Irre herumschweifend oder flüchtig seyn. Wir haben davon schöne Beyspiele an der Sulpicia, die ihrem in die Acht erklärten und nach Cilicien verwiesenen Gemahle Lentulus; an der Gemahlinn des ins Elend verwiesenen Phalaris, die ihm nach Erythräen; und an der Gemahlinn des vom Pompejus überwundenen Mithridates, die ihm folgte, da er sich davon machte und in der Welt herumirrte. Einige setzen noch hinzu, daß die Frau dem Manne folgen müsse, wenn er in einem öffentlichen Amte in den Krieg oder in eine Provinz geht (g). Auch kann die Frau ohne Erlaubniß des Mannes, oder, wenn er sich weigert, des Richters, nicht vor Gericht, weder als Klägerin, noch als Beklagte erscheinen, sie kann auch, ohne Vergünstigung der Obrigkeit, ihren Mann nicht vor Gericht ziehen.

Verschiedene Regeln dabey.

Der Ehestand wird nicht allenthalben auf einerley Art, nach einerley Gesetzen und Regeln geführt; sondern hat nach der Verschiedenheit der Religionen und Nationen leichtere und

(g) Cornel. Tacitus.

und freyere oder strengere Regeln. Nach den christlichen Vorschriften, welche die strengsten sind, ist der Ehestand sehr eingeschränkt und sehr kurz gehalten. Nur der Eintritt ist frey, die Dauer aber ist ganz unter dem Zwange, und hängt nicht von unserm, sondern von anderer ihrem Willen ab. Bey andern Nationen und Religionen ist, um die Ehen leichter, freyer und fruchtbarer zu machen, die Vielweiberey und die Scheidung eingeführt, so daß es frey steht, Weiber zu nehmen und wieder von sich zu lassen. Sie tadeln daher am Christenthume, daß es diese beyden Stücke abgeschaft hat, weil es dadurch der Vermehrung und der Freundschaft, den beyden Hauptzwecken des Ehestandes, Nachtheil gebracht habe, zumal da die Freundschaft eine Feindinn alles Zwanges sey, und bey einer anständigen Freyheit viel besser bestehe, und die Vermehrung durch die Weiber befördert werde. Dieß zeigt uns die Natur deutlich an den Wölfen. Kein Geschlecht ist so fruchtbar in Hervorbringung der Jungen, als das ihrige; denn sie werfen zu zwölfen und dreyzehn. Und ob sie gleich hierin die übrigen nützlichen Thiere, derer täglich so viele geschlachtet werden, weit übertreffen, von ihnen aber nur wenige getödtet werden; so sind sie doch die unfruchtbarsten von allen. Warum? Weil unter der so großen Anzahl nur ein Weibchen ist, welches öfters wenig nützt und gar nicht trägt, wegen der vielen begierigen Männchen, die alle zu ihm wollen, und davon der größte Theil stirbt, ohne sich, aus Ermangelung der Weibchen, fortgepflanzt zu haben. Wie viel die Vielweiberey zur Vermehrung beytrage, sieht man auch bey den Nationen, wo sie eingeführt ist, den Juden, Mohametanern und andern barbarischen Völkern, daraus, daß sie so große Haufen von drey bis viermal hundert tausend Streitern ins Feld stellen. Hingegen hält das

Vielweiberey und Scheidung.

Christenthum verschiedene Menschen zusammen verbunden, davon der eine, zuweilen auch alle beyde unfruchtbar sind, welche, wenn sie mit andern verbunden wären, beyde eine große Nachkommenschaft stiften würden. Und wenn auch alles noch so gut gienge; so beruht doch die Fruchtbarkeit auf dem Gebähren einer einzigen Frau. Endlich wird dem Christenthume noch zum Vorwurfe gemacht, daß diese Einschränkung Ausschweifungen und Ehebrüche verursache. Auf alles dieses kann man so antworten: Das Christenthum betrachtet den Ehestand nicht bloß nach menschlichen, natürlichen und zeitlichen Absichten, sondern sieht ihn ganz anders an, und hat ganz höhere und edlere Absichten dabey, wie wir schon angezeigt haben. Hierzu kömmt, daß die Erfahrung an so vielen Ehen lehrt, wie förderlich der Zwang der Freundschaft ist, vornehmlich bey ehrlichen und stillen Gemüthern, welche sich bald in das schicken lernen, woran sie gebunden sind. Und was die Ausschweifungen betrifft, so kommen sie von Unordnungen der Sittlichkeit her, welche durch keine Freyheit aufzuhalten sind. Und die Ehebrüche finden sich auch in der That bey der Vielweiberey und Scheidung, wie man an den Juden, und am David sehen kann, welcher doch darein fiel, ob er gleich noch so viel Weiber hatte. Hingegen sind sie in gut eingerichteten Staaten, wo weder Vielweiberey noch Scheidung war, lange Zeit unbekannt geblieben, wie in Sparta und Rom, wo lange Zeit nach ihrer Stiftung nichts davon ist gehört worden. Man muß also die Schuld nicht einer Religion beymessen, die lauter Reinigkeit und Enthaltsamkeit lehrt.

Verschiedene Vielweiberey.

Die Freyheit, mehr als eine Frau zu nehmen, die einigermassen natürlich zu seyn scheint, wird, nach der Verschiedenheit der Nationen und ihrer Verfassungen, verschiedentlich

deutlich gebraucht. Bey einigen leben alle Weiber eines Mannes in Gemeinschaft und sind von gleicher Würde und gleichem Range, wie auch ihre Kinder. Bey andern ist nur eine die vornehmste und wie Hausfrau, deren Kinder auch die Güter, Ehre und Titel des Mannes erben; die übrigen Weiber werden abgesondert gehalten, heißen an einigen Orten rechtmäßige Frauen, an andern aber nur Beyschläferinnen, und solcher ihre Kinder bekommen nur etwas gewisses zu ihrer Unterhaltung.

Verschiedene Scheidung.

Der Gebrauch der Scheidung ist auch verschieden. Bey den Hebräern, Griechen, Armeniern, braucht man die Ursache der Scheidung nicht anzugeben; man darf aber die einmal verabschiedete Frau nie wieder nehmen, wohl aber ist es erlaubt, sich anderweit zu verheirathen. Nach dem Gesetze des Muhammeds muß die Scheidung vor dem Richter geschehen, ausgenommen wo sie mit Einwilligung beyder Theile geschieht; es muß auch die Ursache untersucht werden, welche entweder Ehebruch oder Unfruchtbarkeit, oder Unerträglichkeit der Temperamente, oder Angriff auf das Leben des andern Theils seyn muß, welche Sachen dem Stande und der Einsetzung der Ehe gerade zu und durchaus zuwider sind; doch können beyde Theile einander wieder nehmen, so oft und vielmal, als sie wollen. Die erste Einrichtung scheint besser zu seyn, die stolzen Frauen und die unleidlichen Männer besser im Zaume zu halten. Die andere hingegen, da die Ursache angeführt werden muß, entehrt die Partheyen, hindert eine anderweitige Verheirathung, und bringt viele Sachen an den Tag, die besser unbekannt geblieben wären. Und geschieht es, daß die Ursache nicht kann bewiesen werden, und sie zusammen bleiben müssen; so entstehen Vergiftungen und Mordthaten daraus, die oft vor den Menschen verborgen bleiben, wie es zu

Rom gieng, ehe die Scheidungen eingeführt wurden, wo eine Frau, die ihren Mann vergiftet hatte, andere auch anklagte, diese wieder andere angaben, bis ihrer siebenzig waren, die alle desselben Verbrechens schuldig waren, und welche auch alle hingerichtet wurden. Das schlimmste aber ist, daß der Ehebruch fast allenthalben nicht mit dem Tode bestraft wird, sondern nur gänzliche Ehescheidung, oder Scheidung von Tische und Bette darauf steht, welches Justinianus eingeführt hat, ein Mann, der ganz und gar von seiner Frau eingenommen war, welche alles durchsetzte, was sie nur zum Besten der Weiber durchsetzen konnte. Hieraus entsteht nun die Gefahr beständiger Ehebrüche, der Wunsch des einen Theils, daß der andere bald sterben möge, und das Unrecht, daß der Verbrecher ungestraft hingeht, der unschuldige und beleidigte Theil aber keine Genugthuung erlangt.

Von den Pflichten der Verheiratheten sieh B. 3. Kap. 12.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Von Aeltern und Kindern.

Väterliche Gewalt.

Es giebt verschiedene Arten und Grade der menschlichen Gewalt und Herrschaft, sowohl der öffentlichen, als der besondern; keine aber ist so natürlich und so groß, als die Herrschaft des Vaters über seine Kinder. Ich sage, des Vaters; denn da die Mutter dem Manne unterworfen ist, so kann sie eigentlich keine Gewalt und Herrschaft über die Kinder haben. Doch ist die Gewalt der Väter nicht immer an allen Orten gleich gewesen. In den ältesten Zeiten war sie fast allenthalben unbedingt, und erstreckte sich allgemein über Leben, Tod, Freyheit, Vermögen,

Ehre,

Ehre, Handlungen und Aufführung der Kinder; als Processe anfangen, sich verheirathen, Güter erwerben (*a*). Bey den Römern hieß es in einem ausdrücklichen Gesetze des Romulus: Aeltern sollen das Recht haben, die Kinder zu verweisen, zu verkaufen und umzubringen (*b*); nur waren Kinder unter drey Jahren davon ausgenommen, weil diese sich weder mit Worten noch mit Werken können vergangen haben. Dieses Gesetz wurde hernach durch das Gesetz der zwölf Tafeln wieder erneuert, nach welchem dem Vater erlaubt wurde, seine Kinder dreymal zu verkaufen. Die Perser, nach dem Berichte des Aristoteles (*c*), die alten Gallier, wie Cäsar (*d*) und Prosper erzählen, und die Moskowiter und Tartarn können sie sogar viermal verkaufen. Daß solche Gewalt in dem Rechte der Natur gegründet seyn müsse, scheint durch Abrahams Beyspiel, der seinen Sohn tödten wollte, bestätigt zu werden. Denn wenn es wider die Pflicht und nicht in der Gewalt des Vaters gewesen wäre; so würde er nie darein gewilligt, auch nie geglaubt haben, daß Gott etwas, das wider die Natur ist, könne gebothen haben. Hernach sehen wir auch, daß Isaac sich gar nicht widersetzt, auch nicht auf seine Unschuld berufen hat, weil er wußte, daß ein Vater solches Recht habe. Es benimmt dieses auch der Größe des Glaubens Abrahams nichts; denn er wollte seinen Sohn nicht nach seinem Rechte und väterlicher Gewalt, noch wegen einiger Verschuldung des Isaacs opfern, sondern bloß, um Gottes Befehle zu gehorchen. Nach dem Gesetze des Moses scheint dieß Recht ebenfalls, bis auf einige

(*a*) Dionys. Halic. Lib. 2. Aul. Gell. lib. 20.
(*b*) Parentum in liberos omne jus esto relegandi, vendendi, occidendi.
(*c*) Ethic. lib. 8. cap. 20.
(*d*) De bell. gall. lib. 6.

Einschränkungen, gegolten zu haben. Dieß war die väterliche Gewalt in alten Zeiten bey den meisten Völkern, und sie hat bis auf die Zeiten der Römischen Kaiser gedauert. Bey den Griechen war sie nicht so groß und unbedingt, auch bey den Aegyptern nicht; doch wurde ein Vater, wenn es sich zutrug, daß er seinen Sohn ungerechter Weise und ohne Ursache umgebracht hatte, nicht weiter bestraft, als daß er drey Tage bey dem Leichname des Ermordeten eingeschlossen bleiben mußte.

Ursachen und Wirkungen davon.

Von dieser so großen und unbedingten und für die Beförderung guter Sitten, Ausrottung der Laster und für das allgemeine Beste so heilsamen Gewalt der Väter über ihre Kinder waren die Ursachen und Wirkungen vorzüglich diese, die Kinder in guter Zucht und Ordnung zu halten; hernach auf daß verschiedene große Versehen der Kinder, zum großen Nachtheile des allgemeinen Besten, nicht ungestraft blieben, wenn die Untersuchung und Bestrafung nur für die Obrigkeit gehörte, theils weil sie im Hause geschehen und verborgen sind, theils weil kein Kläger oder Fiscal da ist. Denn die Aeltern, welche davon wissen, und die es näher angeht, werden sie doch nicht angeben; nicht zu gedenken, daß es viele Laster, Ausschweifungen, Ungezogenheiten giebt, welche vor Gerichte niemals bestraft werden. Hierzu kömmt noch, daß vielerley Sachen und Zwiste zwischen Aeltern und Kindern und Geschwistern, über das Vermögen und andere Dinge beyzulegen vorkommen, die man nicht gern öffentlich sollte bekannt werden lassen, und welche durch solche väterliche Gewalt unterdrückt und beygelegt werden. Man hat auch bey diesem Gesetze nicht geglaubt, daß ein Vater diese Gewalt mißbrauchen werde, weil er doch natürlicher Weise eine solche Liebe gegen seine Kinder haben wird, die keine

Grau-

Grausamkeit zuläßt. Diese Liebe macht ja, daß Väter, anstatt ihre Kinder nach der Strenge zu strafen, vielmehr für sie bitten, wenn sie der Gerechtigkeit in die Hände fallen, und keine größere Marter haben können, als ihre Kinder leiden zu sehen. Und es ist selten oder vielleicht gar nie vorgekommen, daß ein Vater, ohne sehr wichtige Ursachen, diese Gewalt gebraucht hat, so daß sie mehr ein Schrecken und zwar ein sehr heilsames für die Kinder, als eine wirkliche Strenge war.

Verfall und Aufhebung dieser Gewalt.

Es hat sich aber diese väterliche Gewalt gleichsam von selbst verlohren und aufgehoben, indem sie nicht durch ein ausdrückliches Gesetz abgeschaft worden, sondern nur aus der Gewohnheit gekommen ist, und hat, da Römische Kaiser kamen, angefangen in Verfall zu kommen. Denn von Augustus Zeiten an, oder doch bald danach, galt sie nichts mehr, und die Kinder wurden so trotzig und unverschämt gegen ihre Väter, daß Seneca, indem er mit dem Nero redet (*e*), sagt: es wären seit den letztvergangenen fünf Jahren mehr Vatermörder gestraft worden, als vorher in sieben hundert Jahren, das ist, seitdem Rom erbaut worden. Wenn vorher ein Vater seine Kinder umbrachte, wurde er nicht gestraft, wie wir aus den Beyspielen des Senators Fulvius, der seinen Sohn umbrachte, weil er an der Catilinarischen Verschwörung Theil genommen hatte (*f*), und verschiedener andern Senatoren sehen, welche Criminalprocesse wider ihre Kinder in ihren Häusern angestellt, und sie, wie Caßius Tratius, zum Tode, oder wie Manlius Torquatus seinen Sohn Syllanus zu ewiger Landesverweisung verurtheilt haben. Es hat hernach viele Gesetze gegeben, nach welchen der Vater verbunden ist,

(*e*) De clementia Lib. I.
(*f*) Salluft. de bell. Catil. & Valer. Max.

seine etwas verbrechenden Kinder vors Gericht zu stellen, sie abstrafen zu lassen, der Richter aber das Urtheil sprechen muß, wie es der Vater verlangt, welches noch ein Ueberbleibsel aus den alten Zeiten ist (g). Man wollte also dem Vater die Gewalt nehmen; durfte es aber doch nicht gleich ganz und geradezu thun. Diese spätern Gesetze kommen dem mosischen Gesetze nahe, nach welchem auf die bloße Klage des Vaters bey dem Richter, ohne weitere Untersuchung, der ungehorsame und widerspänstige Sohn gesteinigt werden sollte (h), und die Gegenwart des Richters nur erfodert wurde, damit die Bestrafung nicht in der Hitze und heimlich, sondern exemplarisch geschehen möchte. Beym Moses war also die väterliche Gewalt größer und freyer, als sie hernach unter den Kaisern gewesen ist; unter Constantin dem Großen aber, dann unter dem Theodosius, und endlich unter dem Justinianus ist sie fast gänzlich aufgehoben worden. Hierauf haben die Kinder gelernt, ihren Aeltern den Gehorsam, ihr Vermögen und ihren Beystand zu versagen, und Klagen wider sie zu erheben; und es ist schändlich zu sehen, wie unsre Gerichtsstuben von solchen Processen voll sind. Auch hat man wohl die Kinder, unter dem Vorwande der Andacht und der Opfer, gar davon freygesprochen, wie bey den Juden (i), zu Christi Zeiten, denen er es auch vorwarf; und nachhero haben in der Christenheit einige es auch gethan, und sogar gemeynt, man dürfe sie umbringen, entweder sich zu vertheidigen, oder wenn sie Feinde des Staats würden, da doch nimmermehr eine Ursache gerecht genug seyn kann, seine Aeltern umzubringen. Es kann kein so großes Verbrechen von einem Vater

(g) ff. tit. de patria potest.
(h) 5. Buch Mos. 21, 18.
(i) Matth. 15, 5.

ter begangen werden, das durch Vatermord müßte gerächt werden, und überhaupt kann kein Verbrechen Grund dazu werden (k).

Man sieht es nicht ein, was durch den Verfall und die Abschaffung der väterlichen Gewalt der Welt für Schaden und Nachtheil zugewachsen ist. Die Republiken, wo sie noch gegolten hat, sind alle im Flore gewesen. Wenn man sähe, daß Gefahr und Schaden daraus entstünde; so könnte man sie ja einigermaßen mäßigen und einschränken; sie aber gar abschaffen, wohin es itzt gekommen ist, ist weder schön, noch anständig, noch zuträglich, sondern sehr schädlich, wie wir eben gesagt haben.

Von den gegenseitigen Pflichten der Aeltern und Kinder sieh B. 3. Kap. 14.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Von Herren und Sklaven, Hausherren und Gesinde.

Allgemeine u. widernatürliche Einführung der Sklaverey.

Obgleich die Sklaverey und die Herrschaft der Herren über ihre Leibeigenen etwas in der ganzen Welt eingeführtes und zu allen Zeiten gewöhnliches ist, wenn man etwa die letztvergangenen vier hundert Jahre abrechnet, in welchen sie etwas nachgelassen hat, aber immer wieder stark aufkommen will; so ist doch die Allgemeinheit kein sicherer Beweis, noch ein untrügliches Kennzeichen, daß man etwas für natürlich zu halten habe. Die Opfer der Thiere, und besonders

(k) Nullum tantum scelus admitti potest a patre, quod sit parricidio vindicandum, & nullum scelus rationem habet.

der Menschen bezeugen dieses; sie sind von der ganzen Welt beobachtet, und für ein Stück der Gottseligkeit gehalten worden, und sind gleichwohl gewiß wider die Natur. Die menschliche Bosheit setzt sich über alles hinaus, zwingt die Natur, und macht alles, was sie will, zu Gesetzeszwang. Keine Grausamkeit, kein Laster kann so groß seyn, sie weis es dahin zu bringen, daß es für Tugend und Gottseligkeit muß gehalten werden.

Eintheilung. Es giebt viererley Arten von Sklaven, als: Natürliche, von Sklaven gebohrne, gezwungene und durch Kriegsrecht dazu gemachte; von der Gerechtigkeit dafür erklärte, entweder eines Verbrechens oder Schulden halber, daher sie auch Sklaven ihrer Gläubiger sind, höchstens sieben Jahre nach dem jüdischen Gesetze, allemal aber anderwärts so lange, bis sie bezahlt haben; freywillige, die um ihre Freyheit würfeln, oder sie für ein gewisses Geld verkaufen, wie ehedem bey den Deutschen geschah (*a*), und noch itzt selbst bey den Christen geschieht; oder solche, die sich andern zu Sklaven auf Lebenslang ergeben, wie es bey den alten Juden gewöhnlich war, welche ihnen zum Zeichen ewiger Leibeigenschaft an der Thüre ein Loch durchs Ohr stachen (*b*). Diese Art freywilliger Sklaverey ist die seltsamste von allen und die allwidernatürlichste.

Ursachen der Sklaverey. Geiz ist die Ursache bey den gezwungenen, und träge Feigherzigkeit bey den freywilligen Sklaven; denn die Herren haben mehr Gewinn und Vortheil dabey gesehen, wenn sie dieselben erhalten, als wenn sie sie umbringen. Und in der That war es vor Alters der beste und größte Reich-

(*a*) *Tacit.* de moribus Germ.
(*b*) 2. Buch Mos. 21. und 5. B. 15.

Reichthum, Sklaven zu haben. Hierdurch ward Crassus der reichste Römer, welcher außer denen, die ihm aufwarteten, fünf hundert Sklaven hatte, welche ihm alle Tage mit ihren Arbeiten und einträglichen Künsten vieles einbrachten. Und wenn sie die Sklaven lange genug gebraucht und genutzt hatten; so machten sie sie noch zu Gelde, und verkauften sie.

Grausamkeit der Herren gegen ihre Sklaven.

Es ist schrecklich zu lesen, was für Grausamkeit die Herren an ihren Sklaven, selbst mit Begünstigung und Erlaubniß der Gesetze, ausgeübt haben. An Ketten angeschlossen, wie itzt noch in der Barbarey, mußten sie das Feld bauen, und in Höhlen und Löchern schlafen. Wurden sie alt, unvermögend und unbrauchbar, so verkaufte man sie, oder ersäufte sie, indem man sie in die Teiche zur Nahrung der Fische warf. Nicht allein um kleiner und geringer Ursachen willen, als wenn sie etwa ein Glas zerbrochen hatten; sondern auch um des geringsten Verdachts willen, ja wohl gar zum Zeitvertreibe ließ man sie umbringen, wie Flaminius, einer der besten Männer seiner Zeit, that. Dem Volke ein Vergnügen zu machen, mußten sie auf öffentlichen Fechtplätzen einander ermorden. Wenn ein Herr in seinem Hause war umgebracht worden, es mochte es gethan haben, wer da wollte; so wurden seine unschuldigen Sklaven alle ermordet, welches so weit gieng, daß, als der Römer Pedanius war getödtet worden, ob man den Mörder gleich wußte, doch, nach einer Verordnung des Raths, vier hundert von seinen Sklaven umgebracht werden mußten.

Wie auch der Sklaven wider ihre Herren.

Eben so schrecklich ist es auch, von den Empörungen, Meutereyen und Grausamkeiten der Sklaven zu hören, welche sie an ihren Herren auf ihrer Seite wieder, wo sie gekonnt, nicht allein in der Stille durch Ueberfallen und Verräthe-

rätherey, wie einmal in einer Nacht in der Stadt Tyrus, sondern auch in ordentlicher Schlachtordnung zu Wasser und zu Lande, ausgeübt haben; daher das Sprichwort entstanden ist: **So viel Sklaven, so viel Feinde.**

Verminderung der Sklaven.

Nachdem aber die christliche und hernach auch die muhammedanische Religion sich ausgebreitet haben; so hat die Anzahl der Sklaven abgenommen, und die Sklaverey ist vermindert worden, weil die Christen, und hernach auch die Muhammedaner, alle die für frey erklärt haben, die ihre Religion annahmen, und dieses zugleich ein Mittel geworden ist, sie dazu einzuladen. Dieß ist so weit gegangen, daß es im zwölften Jahrhunderte fast keine Sklaven mehr in der Welt gab, als nur da noch, wo diese beyden Religionen noch nicht Gewalt genug hatten.

Vermehrung der Bettler u. Landstreicher.

Wie aber die Anzahl der Sklaven abgenommen hat, so ist hingegen die Anzahl der Bettler und Landstreicher gewachsen. Denn da so viele freygelassene Sklaven, wenn sie die Knechtschaft und das Haus ihrer Herren verliessen, nichts mehr zu leben hatten, und eine Menge Kinder zeugten; so mußte die Welt mit Armen angefüllt werden.

Rückkehr zur Sklaverey.

Die Armuth hat hernach gemacht, daß sie wieder zur Sklaverey zurückgekehrt, freywillig Sklaven geworden sind, und ihre Freyheit verspielt, vertauscht und verkauft haben, um wieder ihre Nahrung und gewissen Unterhalt zu haben, oder ihre Kinder in gute Umstände zu setzen. Außer dieser Ursache und dieser freywilligen Sklaverey, sind die Sklaven auch dadurch wieder gemein worden, daß die Christen und Muhammedaner unter einander sowohl, als mit den Heyden im Oriente und im Occidente immer Krieg geführt, und, nach Art der Juden,

zwar

zwar nicht von ihrer Nation, wohl aber von andern Sklaven gemacht haben, welche sie, und wenn sie sich auch zu ihrer Religion wenderen, doch mit Gewalt in der Sklaverey erhalten.

Die Gewalt und Herrschaft der Herren über ihr Gesinde ist gar nicht groß und herrisch, also auch der Freyheit des Gesindes auf keine Weise nachtheilig; sondern sie dürfen sie nur mäßig und bescheiden strafen und zu bessern suchen. Noch geringer ist sie bey den Tagelöhnern, über welche sie gar keine Gewalt haben, und die sie gar nicht strafen können.

Von der Pflicht der Herren und des Gesindes handelt das dritte Buch, und zwar das 15te Kapitel.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Vom Staate, der höchsten Gewalt, und den höchsten Oberherren.

Beschreibung und Nothwendigkeit eines Staats.

Von der Herrschaft der Privatpersonen kommen wir nun zur öffentlichen Herrschaft eines Staats. Der Staat, das ist, die Herrschaft, oder gewisse Ordnung im Befehlen und Gehorchen, ist die Stütze, die Bevestigung und die Seele aller menschlichen Sachen, das Band der Gesellschaft, ohne welches sie gar nicht bestehen könnte, ja der Lebensgeist, durch welchen so viele Tausende von Menschen und die ganze Natur der Dinge am Leben erhalten werden.

Eigenschaft des Staats.

Ob nun aber gleich der Staat die Stütze von allem ist; so bleibt er doch immer eine unsichere, sehr schwere und Veränderungen unterworfene Sache. Die Last alles zu regieren

ist

ist sehr schwer und dem Glücke unterworfen (*a*). Ein Staat kömmt in Verfall, und wird zuweilen von unbekannten und verborgenen Ursachen so erschüttert, daß er nicht stufenweise, wie er langsam und nach und nach in die Höhe gekommen war, sondern auf einmal gänzlich umgekehrt wird. Er ist auch dem Hasse der Großen und Kleinen ausgesetzt, wird daher belauert, und hat Gefahren und hinterlistige Nachstellungen zu fürchten. Es kömmt aber dieses auch oft von dem schlechten Verhalten der Oberherren, und von der eigentlichen Beschaffenheit der höchsten Gewalt her, die wir nun beschreiben wollen.

Beschreibung der höchsten Gewalt.

Souverainität heißt die höchste Gewalt, die ohne Einschränkung der Zeit und der Umstände immerwährend und unbedingt ist. Sie besteht darin, daß sie allen überhaupt und jedem insbesondere Gesetze vorschreiben kann, ohne die Einwilligung eines andern dazu nöthig zu haben, und ohne von jemanden Gesetze anzunehmen. Ein anderer setzt hinzu, daß sie vom gewöhnlichen Rechte abweichen kann, wie sie will. Die höchste Herrschaft heißt so und unbedingt, weil sie keinen menschlichen Gesetzen, selbst ihren eigenen nicht unterworfen ist; denn es ist bey allen unnatürlich, sich Gesetze vorzuschreiben, und sich selbst in einer Sache befehlen zu wollen, die von unserem Willen abhängt. Es hat keine Verbindlichkeit statt, wo es bloß auf den Willen des Versprechenden ankömmt (*b*). So ist es auch mit dem Versprechen anderer, es sey des noch Lebenden, oder seiner Vorfahren, oder des Landes. Die höchste

Gewalt

(*a*) Arduum & subjectum fortunæ cuncta regendi onus. *Tacitus.*

(*b*) Nulla obligatio consistere potest, quæ a voluntate promittentis statum capit.

Gewalt wird mit dem Feuer, dem Meere, und den wilden Thieren verglichen, ist schwer zu bändigen und zu behandeln, läßt sich nicht widersprechen noch aufhalten, und wird, wenn man es wagt, sehr gefährlich. Herrschaft kann Erinnerungen und Belehrungen nicht vertragen, und Bestrafungen nimmt sie gar übel (c).

Ihre Eigenschaften.

Ihre Kennzeichen und Eigenschaften sind folgende: Urtheile sprechen, davon nicht kann appellirt werden; Krieg anfangen und Frieden schließen; Obrigkeiten und Beamte ein- und absetzen; wider die Gesetze Gnade erzeigen und Dispensationen verleihen; Abgaben auflegen, Münzen einführen, Huldigungen, Gesandtschaften und Eide annehmen und empfangen; alles aber läuft da hinaus, daß sie völlig uneingeschränkt ist, und Gesetze geben und vorschreiben kann, wie sie will. Man pflegt auch noch andere geringere dahin zu rechnen, als das Recht der Schiffahrt und das Strandrecht, die Einziehung der Güter wegen beleidigter Majestät, die Macht die Sprache zu ändern, und den Titel Majestät.

Hoheit und höchste Gewalt ist, wonach alle so sehr streben; das macht aber, daß alles Gute, so dabey ist, von außen gesehen wird, alles ihr Böses aber inwendig liegt. So ist auch, andern befehlen, eine so schöne und göttliche, als wichtige und schwere Sache. Aus eben diesen Ursachen werden auch die Oberherren für mehr, als Menschen gehalten. Diese Meynung ist sehr nützlich, Hochachtung und Gehorsam von den Unterthanen zu erhalten, wodurch Friede und Ruhe genährt werden. Uebrigens sind sie Menschen, wie andere, oft noch aus schlechterer Masse bereitet, und mit

(c) Potestas res est, quæ moneri docerique non vult, & castigationem ægre fert.

mit wenigeren natürlichen Gaben versehen, als viele vom gemeinen Volke. Weil ihre Handlungen wichtig sind, und auf dieselben viel ankömmt; so kömmt es den Menschen so vor, als wenn sie auch von wichtigen und vielbedeutenden Ursachen entstanden wären. Es ist aber nicht so; sondern sie entstehen, wie beym gemeinen Haufen. Aus eben der Ursache, um welcher willen wir uns mit dem Nachbar zanken, fangen Fürsten einen Krieg an; und was bey einem Lakey Ursache ist, daß er die Peitsche bekömmt, dafür wird bey einem Könige eine Provinz zu Grunde gerichtet. Sie wollen eben so schwach, wie wir; sie vermögen nur mehr, als wir; gleiche Triebe setzen die Fliege und den Elephanten in Bewegung. Uebrigens haben sie, außer den Leidenschaften, Fehlern und natürlichen Schwachheiten, die sie mit dem geringsten ihrer Anbether gemein haben, auch noch Laster und Beschwerlichkeiten, welche die Hoheit und höchste Gewalt mit sich bringt, und diese sind ihnen eigen.

Sitten der Oberherren.

Die gewöhnlichen Sitten der großen Herren sind ungezähmter Stolz, der königliche Schwulst ist hart, kann die Wahrheit nicht vertragen, und läßt sich nicht zurechte bringen (*d*); gar zu freche Gewaltthätigkeit; sie glauben, das sey das größte Vorrecht der Könige, daß, was den Hohen nicht erlaubt ist, ihnen allein erlaubt sey. Wer zu viel vermag, will auch das vermögen, was er nicht vermag (*e*). Ihr Lieblingswort ist: Was uns gefällt,

(*d*) Durus & veri insolens, ad recta flecti regius non vult tumor.

(*e*) Id esse regni maximum pignus putant, si, quicquid altis non licet, solis licet. Quod non potest, vult posse, qui nimium potest. *Seneca.*

gefällt, ist recht (f); ingleichen Argwohn, Eifersucht, eben weil sie so viele Gewalt haben, sind sie so in Sorgen (g), und fürchten sich selbst vor ihren Kindern, Herrschern ist immer derjenige verdächtig und zuwider, der zunächst nach ihnen zum Herrschen bestimmt ist, so daß selbst die billigsten Gemüther ihrer eigenen Kinder ihnen mißfällig sind (h); daher sind sie so oft in Unruhe und in Furcht, die Gemüther der Könige sind sehr geneigt zur Furcht (i).

Ihr Elend u. ihre Beschwerden.

Die Vorzüge der Könige und Fürsten, die sie als höchste Herren vor den Unterthanen voraus haben, und die so groß und glänzend scheinen, sind in Wahrheit sehr geringe, und bestehen meistens in der Einbildung; und sie haben dafür auch große, wahre und wirkliche Unbequemlichkeiten und Schade. Der Name und Titel eines Oberherrn, der Aufzug und das Aeußerliche ist schön, angenehm und kann den Ehrgeiz reizen, die Bürde davon aber und das Innere ist hart, schwer und dornicht. Es ist viel Ehre, aber wenig, oder gar keine Ruhe und Freude dabey. Es ist eine öffentliche und vornehme Sklaverey, ein edles Elend und eine prächtige Knechtschaft, goldene und blendende Fesseln, ein glänzendes Elend (k). Dieß haben mit ihren Worten und Werken Augustus, Marcus Aurelius, Perti-

---

(f) Quod libet, licet.

(g) Suapte natura potentiæ anxii. *Tacitus.*

(h) Suspectus semper invisusque dominantibus quisquis proximus destinatur, adeo ut displiceant etiam civilia filiorum ingenia.

(i) Ingenia regum prona ad formidinem.

(k) Aureæ & fulgidæ compedes, clara miseria.

Pertinax und Diocletianus bezeugt, wie auch das Ende, welches die zwölf ersten Kaiser und so viele nach ihnen genommen haben. Da aber wenige dieses glauben, und sich vom äußerlichen Scheine verführen lassen; so will ich die Beschwerlichkeiten und das Elend, welches die Oberherren zu begleiten pflegt, genauer durchgehen.

In ihrem Amte.

Zuvörderst ist das schon schwer, ihre Rolle gut zu spielen und ihr Amt gut zu verwalten; denn wie schwer muß es nicht seyn, so viele Leute in Ordnung zu halten, da es schon so schwer ist, sich selbst zu regieren? Es ist viel leichter und angenehmer, sich führen zu lassen, als zu führen; einen gebahnten Weg zu gehen, als ihn zu bahnen; zu gehorchen, als zu befehlen; und für sich allein, als auch für andere mit zu stehen, daß es also immer besser ist, ruhig zu gehorchen, als herrschen zu wollen (*l*). Hierzu kömmt, daß, wie Cyrus, ein großer Befehlshaber sagte, es erforderlich zu seyn scheint, daß der, welcher befiehlt, besser sey, als die, denen er befiehlt. Diese Schwierigkeit beweist sich durch die Seltenheit; denn wenige sind so, wie sie seyn sollen. Vespasian, sagt Tacitus, ist der einzige gewesen, der besser war, als seine Vorfahren; und, wie ein Alter sagt, ließen sich alle gute Regenten in einen Ring fassen.

In ihren Vergnügen und Handlungen des Lebens.

Zweytens zeigt es sich bey ihren Vergnügen und Freuden, ob man gleich immer denkt, sie hätten hier ein besser Loos, als andere. Sie sind gewiß schlimmer dran, als Privatpersonen. Denn außerdem, daß der Glanz ihrer Hoheit ihnen beym Genusse ihrer Freuden beschwerlich ist, weil sie in zu hellem Lichte, gar zu offen,

(*l*) Ut satius multo jam sit, parere quietum, quam regere imperio res vellē.

offen, und immer wie Schach stehen, werden sie auch noch dazu genau beobachtet, und bis in die Seele hinein ausspionirt, deren Gedanken man errathen und richten will. Selbst die große Bequemlichkeit und Leichrigkeit, alles, was ihnen beliebt, zu thun, da sich ja alles nach ihnen richtet, benimmt ihren Ergötzungen den Geschmack und den erforderlichen bittersüßen Reiz, welchen nur diejenigen empfinden, welche sie selten und mit einiger Schwierigkeit genießen. Wer sich nicht Zeit läßt, durstig zu werden, kann kein Vergnügen am Trinken haben. Das Ueberfüllen ist verdrüßlich, und verursacht Uebelkeit. Reichliche und zu starke Wollust wird uns zum Ekel, und, wie süße Speise, dem Magen schädlich (*m*). Nichts ist beschwerlicher und ekelhafter, als der Ueberfluß. Ja sie haben gar keine wahre und lebendige Thätigkeit, welche nicht seyn kann, wo nicht einige Schwierigkeit und einiger Widerstand ist. Man kann von ihnen nicht sagen, daß sie gehen, leben und wirken; sondern sie schlummern und glitschen so unmerklich fort.

In ihren Heirathen.

Ein drittes Hauptstück ihrer Beschwerlichkeiten zeigt sich beym Heirathen. Die Verheirathungen des Volks sind viel freyer und freywilliger, und werden mit mehr Neigung, Ungezwungenheit und Vergnügen geschlossen. Eine Ursache davon mag die seyn, daß Unterthanen mehr ihres gleichen haben, worunter sie wählen können; Könige und Fürsten aber, derer es, wie bekannt, nicht viele giebt, nicht viel zu wählen haben. Die andere Ursache aber ist richtiger, nämlich diese, daß die Unterthanen bey ihren Verheirathungen bloß darauf sehen, ihre Wirthschaft gut einzurichten, und sich in gute Um-

(*m*) Pinguis amor nimiumque potens in tædia nobis
Vertitur, & ſtomacho dulcis ut eſca nocet.

stände zu setzen; die Heirathen der Fürsten aber oft etwas von der öffentlichen Nothwendigkeit erzwungenes, große Stücke des Staats und Werkzeuge sind, die zum allgemeinen Wohl und zur Ruhe der Welt dienen müssen. Die großen Herren verheirathen sich nicht um ihrentwillen, sondern um des Staats Besten willen, darauf sie eifersüchtiger und darein sie verliebter seyn sollen, als in ihre Gemahlinnen und Kinder. Daher müssen sie oft in Heirathen willigen, wo weder Liebe noch Vergnügen dabey ist, und es werden Ehen zwischen Personen geschlossen, die sich nicht kennen, einander niemals gesehen, und auch keine Neigung für einander haben. Ja mancher Große nimmt eine Große, die er, wenn er geringern Standes wäre, verschmähen würde; allein es dient zum öffentlichen Wohl, ihre Staaten in Sicherheit und ihre Unterthanen in Ruhe zu setzen.

Bey rühmlichem Wetteifer.

Viertens können sie auch nicht wirklich an dem Wetteifer Theil nehmen, welcher bey Menschen statt hat, die es einander aus Eifersucht, bey körperlichen und Geistesübungen, an Ruhm und Tapferkeit zuvorthun wollen; welches gewiß im gesellschaftlichen Leben der Menschen eines der angenehmsten Dinge ist. Es kömmt dieses daher, daß jederman ihnen nachgiebt, sich in Acht nimmt, und lieber seine Tapferkeit verbirgt, und seinen Ruhm verleugnet, wenn er merkt, daß sein Oberherr gern den Sieg davon tragen will, als daß er dem Ruhme desselben in den Weg treten und ihn beleidigen sollte; welches aber in der That aus gar zu großer Hochachtung sie verächtlich halten und beschimpfen heißt. Es hat daher jemand gesagt, die Fürstenkinder lernten nichts recht, als reiten, weil bey allen andern Uebungen jedermann sich vor ihnen beugte, und ihnen den Vorzug ließe, das Pferd aber, welches weder Schmeich-

ler

ler noch Hofmann wäre, den Fürsten so gut, als seinen Stallmeister, abwürfe. Verschiedene Große haben daher den ihnen gegebenen Beyfall und die ihnen gemachten Lobeserhebungen nicht annehmen wollen, sondern gesagt: „Ich würde sie hochschätzen, annehmen „und mich darüber freuen, wenn sie von freyen Leuten „kämen, die auch das Herz hätten, mir das Gegen„theil zu sagen, und mich, bey vorfallender Gelegen„heit, zu tadeln.“

In Absicht des Reisens.

Fünftens sind sie auch der Freyheit beraubt, die Welt zu sehen und durchzureisen, und sind in ihrem Lande eingeschlossen, ja noch dazu in ihrem eigenen Lande mit Leuten umgeben, die alles beobachten, und über alles reden, und das auch allenthalben, wo sie nur sind, und bey allem, was sie nur vornehmen, selbst da nicht ausgenommen, wann sie auf den Nachtstuhl gehen; daher der König Alphonsus zu sagen pflegte, die Esel hätten es hierin besser, als die Könige.

In Absicht der gegenseitigen und herzlichen Freundschaft.

Ein sechstes Hauptstück ihres Elendes ist dieses, daß sie aller gegenseitigen Freundschaft und Umganges beraubt sind, welches doch die süßeste und vollkommenste Wonne des menschlichen Lebens ist, aber nur unter denen bestehen kann, die einander ganz oder beynahe gleich sind. Ihre gar zu große Ungleichheit macht, daß sie gar keinen Umgang mit Menschen haben. Alle Dienstleistungen, Erniedrigungen und geringe Dienste werden ihnen nur von solchen geleistet, die es nicht abschlagen können, und kommen nicht von Freundschaft, sondern von Unterwürfigkeit her, entweder um sich dadurch zu heben, oder aus Gewohnheit und zum Scheine. Es werden daher die schlechten Könige so gut bedient und verehrt, als die guten, und die gehaßten so gut, wie die geliebten. Man wird da keinen Unterschied gewahr,

es ist immer einerley Anstalt und einerley Ceremonie. Der Kaiser Julianus sagte daher zu seinen Hofleuten, als sie ihn wegen seiner guten Gerechtigkeitspflege rühmten: „Ich könnte vielleicht stolz auf dieß Lob wer„den, wenn es mir von Leuten gegeben würde, die „auch das Herz hätten, mich zu tadeln, und meine „ungerechten Handlungen, wenn welche darunter wä„ren, zu bestrafen.“

In Absicht ihrer Unwissenheit der Sachen und ihrer Sklaverey.

Das siebente Stück ihres Elendes, welches vielleicht das schlimmste von allen, und dem gemeinen Besten am schädlichsten ist, besteht darin, daß sie nicht frey in der Wahl der Personen sind, noch wahre Kenntniß von Sachen erlangen. Es wird ihnen nicht erlaubt, den wahren Zustand der Geschäffte zu wissen und einzusehen, und sie dürfen folglich auch nicht die Personen dazu nehmen und dabey anstellen, die sie gern wollten, und wie es sich auch gehörte. Sie sind eingeschlossen und von gewissen Leuten belagert, die entweder von ihrem Blute abstammen, oder wegen der Größe ihrer Häuser und Dienste, oder aus Verjährung, ein so großes Ansehen, so viele Gewalt, und Uebung in Geschäfften haben, daß es nicht wohl rathsam ist, wenn man nicht alles will in Gefahr gerathen lassen, sie mißvergnügt zu machen, zu entfernen, oder eifersüchtig zu machen. Diese Leute aber, welche den Fürsten umgeben und wie versteckt halten, hindern es, daß ihm die ganze Wahrheit der Sachen nicht zu Gesichte kömmt, und andere bessere und brauchbarere Menschen sich ihm nicht nähern, noch von ihm für das, was sie sind, erkannt werden können. Es ist etwas erbärmliches, nicht anders, als mit fremden Augen sehen, und mit fremden Ohren hören, wie die Fürsten thun müssen. Und was dieses Elend noch recht vollkommen macht, ist, daß die Fürsten und großen Herren gemeiniglich, und

wie

wie durch ein Verhängniß, von dreyerley Leuten, welche die Pest des menschlichen Geschlechts sind, als Schmeichlern, Erfindern neuer Auflagen und Angebern besessen werden, welche unter dem so schönen als falschen Scheine des Eifers und der Freundschaft für ihren Fürsten, wie die beyden ersten, oder der Rechtschaffenheit und Verbessernng, wie die leztern, den Fürsten und den Staat verderben und zu Grunde richten.

Das achte Stück ihres Elendes ist, daß sie minder frey, und weniger Herren ihres Willens, als andere, sind. In ihrem Verfahren werden sie durch tausenderley Betrachtungen und Rücksichten eingeschränkt, und müssen oft ihre Absichten, Wünsche und eigenen Willen gefangen nehmen. Beym höchsten Glücke ist die wenigste Freyheit (*n*). Gleichwohl werden sie, anstatt beklagt zu werden, härter behandelt und beurtheilt, als andere. Denn man will ihre Absichten errathen, in ihr Herz und geheimes Vorhaben hineindringen, und da man es nun nicht kann, denn die geheimen Gesinnungen des Fürsten, und was er heimliches vor hat, zu erforschen, ist nicht verstattet, ist sehr unsicher, und man triffts doch nicht (*o*), sondern die Sachen mit andern Augen ansieht, oder die Staatsgeschäffte nicht genug versteht; so fodert man von seinen Fürsten, was man glaubt, daß sie thun sollten, tadelt ihre Handlungen, und will von ihnen nicht leiden, was doch seyn muß, und macht ihnen also einen harten Proceß.

Elendes Ende.

Endlich geschieht es oft, daß sie ein elendes Ende nehmen, und zwar nicht etwa nur die Tyrannen und unrechtmäßigen Thronbesitzer, welchen nichts besseres gebührt; sondern auch die wah-

(*n*) In maxima fortuna minima licentia.
(*o*) Abditos principis sensus & siquid occultius parat exquirere illicitum, anceps, nec ideo assequare.

ren und rechtmäßigen Herren, wovon nach dem großen Pompejus und Cäsar so viele Römische Kaiser, und in unsern Zeiten Maria, die Königin von Schottland, welche öffentlich hingerichtet worden, ingleichen Heinrich der Dritte, der mitten unter vierzig tausend bewafneten Menschen von einem schlechten Mönche meuchelmörderischer Weise umgebracht wurde, und tausend solche Beyspiele zeugen können. Wie die Wetter und Stürme sich so gern an den Stolz unsrer hohen Gebäude machen; so scheint es auch Geister zu geben, welche auf die irdische Hoheit neidisch sind. So sehr tritt eine gewisse geheime Kraft die menschlichen Dinge zu Boden, und scheint die schönen und furchtbaren Ehrenzeichen Römischer Majestät mit Füßen zu treten, und ihren Spott damit zu haben (*p*).

Beschluß ihres Elendes.

Kurz, der Stand der Oberherren ist hart und gefährlich. Ist ihr Leben unschuldig, so ist es unendlich mühselig; und ist es böse, so werden sie von der Welt gehaßt und geschmäht, und in beyden Fällen sind sie tausenderley Gefahren ausgesetzt. Denn je größer ein Herr ist, desto weniger darf er trauen, und desto mehr muß er trauen. Es ist daher mit der höchsten Herrschaft gleichsam verbunden, daß sie treulos behandelt wird.

Von ihren Pflichten handelt im dritten Buche das sechszehnte Kapitel.

Sechs

(*p*) Usque adeo res humanas vis abdita quædam
Obterit, & pulchros fasces sævasque secures
Proculcare, ac ludibrio sibi habere videtur.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Von den Obrigkeiten.

Unterschied.

Bey den Obrigkeiten giebt es einen großen Unterschied und gar verschiedene Stufen, sowohl in Ansehung der Ehre, als der Gewalt, welche beyde Stücke bey ihrer Abtheilung besonders in Betrachtung kommen, aber nichts mit einander gemein haben. Oft haben die, welche die meiste Ehre haben, die wenigste Gewalt, wie Geheimräthe und Staatssecretaire. Einige haben nur eines von beyden, andere haben beydes zugleich, alle aber nach verschiedenen Graden; doch werden die eigentlich Obrigkeiten genannt, welche beydes zusammen haben.

Die obrigkeitlichen Personen, welche zwischen dem Oberherrn und den Privatpersonen mitten stehen, haben in Gegenwart ihres Oberherrn keine Gewalt zu befehlen. Wie die Flüsse, wo sie ins Meer fließen, ihren Namen und ihre Gewalt verlieren, und die Sterne in Gegenwart der Sonne; so wird auch alle Gewalt der Obrigkeiten in Gegenwart des Oberherrn leidend, und so auch die Gewalt der niederern Obrigkeiten in Gegenwart der höhern. Unter gleichen hat gar keine Gewalt oder Herrschaft statt; doch können die einen die andern hindern, indem sie sich ihnen entweder widersetzen, oder ihnen zuvorkommen.

Alle Obrigkeiten richten, verurtheilen und befehlen entweder nach einem Gesetze, und dann ist ihr Ausspruch nur Vollstreckung des Gesetzes; oder nach der Billigkeit, und solches Urtheil wird die Schuldigkeit der Obrigkeit genannt.

Obrigkeiten können, ohne Erlaubniß ihres Oberherrn, bey Strafe eines Falsums, ihre Urtheile nicht ändern oder verbessern. Ihre Befehle können sie wohl

widerrufen oder durchsetzen; was sie aber geurtheilt, und nach Erkenntniß der Sache ausgesprochen haben, das können sie nicht widerrufen.

Von der Pflicht der Obrigkeiten siehe B. 3.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Von Gesetzgebern, Lehrern und Predigern.

Es ist eine von den menschlichen Eitelkeiten, Gesetze und Vorschriften zu geben, welche das Vermögen und Thun des Menschen übersteigen. Es ist die Gewohnheit der Prediger und Gesetzgeber, Vorschriften des Lebens darzustellen, welche weder der Lehrer noch der Zuhörer die geringste Hoffnung, auch, welches noch schlimmer ist, oft nicht einmal den Willen haben zu befolgen. Der Mensch macht sich verbindlich, nothwendiger Weise zu fehlen, und giebt sich mit Wissen und Willen mehr Arbeit auf, als er machen kann. Es giebt keinen so rechtschaffenen Mann, der nicht, wenn er nach den Gesetzen und Pflichten in seinen Handlungen und Gesinnungen geprüft wird, den Tod wohl hundertmal verdient hat. Die menschliche Weisheit gelangt in Beobachtung ihrer Schuldigkeit nie zu dem Ziele, das sie sich selbst gesteckt hat. Man giebt also, außerdem, daß es unbillig ist, so zu verfahren, auch alles dem Spotte und dem Gelächter Preis. Es sollte mehr Verhältniß zwischen dem Befehlen und dem Gehorsame, und zwischen dem, was man thun soll, und was man thun kann, seyn. Und solche Vorschriftenmacher sind die ersten Spötter. Denn die Prediger, Gesetzgeber, Richter und Aerzte thun selbst nichts, ja oft wohl gar das Gegentheil von dem, was sie anrathen. In der Welt geht es so. Man lehrt, giebt Vorschriften und schreibt Wege vor, und die Menschen gehen einen andern

dern Weg; nicht bloß, weil sie in ihrer Lebensart und in ihren Sitten ausschweifen, sondern oft auch, weil sie verschiedener Meynung sind, und anders urtheilen. Es ist etwas ganz anderes, auf der Kanzel, im Zimmer und vor dem Volke reden und Vorschriften geben, als sich selbst Regeln vorschreiben. Was für mich gut und thunlich seyn kann, kann öffentlich für alle ärgerlich und abscheulich seyn. Doch Seneca antwortet hierauf: So oft man sich auf die, denen man zu befehlen hat, nicht recht verlassen kann, muß man mehr fodern, als erfoderlich wäre, damit das geschehe, was gefodert werden kann. Alle Hyperbeln gehen deswegen zu weit, damit man durch die Unwahrheit zur Wahrheit gelange (*).

Acht und vierzigstes Kapitel.
Vom gemeinen Volke.

Das Volk, worunter wir den gemeinen Mann, den großen Haufen und schlechten Pöbel, und Leute, wie sie auch Namen haben, verstehen, die von niedrigem Stande sind, und mechanische Arbeit treiben, ist ein seltsames vielköpfiges Thier, welches sich nicht mit wenig Worten beschreiben läßt; unbeständig und veränderlich; unaufhaltsam wie Meereswellen; empört sich und wird wieder still; billigt und verwirft dieselbe Sache in einem Augenblicke; läßt sich ungemein leicht zu jeder Leidenschaft bewegen, die man nur haben will; liebt weder den Krieg nicht um seines Endzwecks willen, noch den Frieden der Ruhe wegen; sondern nur weil bey der Folge des einen auf das andere eine Veränderung ist. Die Unord-

(*) Quoties parum fiduciæ est in his, quibus imperas, amplius exigendum est, quam satis est, ut præstetur, quantum satis est. In hoc omnis hyperbole excedit, ut ad verum mendacio veniat.

Unordnung erweckt bey ihm eine Sehnsucht nach Ordnung, und wenn es sie erlangt hat, wird sie ihm zuwider. Es geht immer von einer entgegengesetzten Sache zur andern über. Von allen Zeiten macht nur die künftige ihm Vergnügen. Das Gegenwärtige hassen, das Künftige wünschen, das Vergangene loben, das ist die Denkungsart des gemeinen Volks (*a*).

Es ist leichtgläubig, sucht und sammelt alle Neuigkeiten, und am liebsten die unangenehmen, auf, hält alle Nachrichten für wahr nnd ausgemacht. Mit einem Pfeifchen oder Glöckchen, das etwas neues hat, kann man es versammeln, wie die Fliegen mit den Tellerklappen.

Ferner ist es ohne Beurtheilungskraft, Vernunft und Ueberlegung. Seine Beurtheilungskraft und Weisheit sind drey Würfel und der Zufall. Es urtheilt gerade zu und ohne Ueberlegung über alles, und zwar nach Meynungen, oder nach Gewohnheiten, oder nach der größern Anzahl; es geht einander nach, wie die Schafe denen nachlaufen, die vorher gehen, nicht aber nach Grund und Wahrheit. Der Pöbel hat keine Beurtheilungskraft und keine Wahrheit; vieles beurtheilt er nach einer gewissen Meynung, weniges nach der Wahrheit (*b*).

Es ist neidisch und boshaft, rechtschaffenen Leuten feind, haßt die Tugend, sieht anderer Glück mißgünstig an, nimmt die Parthey der Schwächsten und Bösesten, und ist angesehenen Männern gram, ohne zu wissen warum, als etwa deswegen, weil sie angesehene Männer sind, und man von ihnen viel und gut spricht.

Das

(*a*) Hi vulgi mores, odisse præsentia, ventura capere, præterita celebrare.

(*b*) Plebi non judicium, non veritas; ex opinione multa, ex veritate pauca judicat. *Tacitus.*

Das Volk ist auch wenig richtig und wahrhaft; erweitert die fliegenden Gerüchte, will die Wahrheit noch übertreffen, und macht, ohne Grund und wider alle Wahrscheinlichkeit, die Sachen größer, als sie sind. Treue und Glauben eines Volks sind mit den Gesinnungen der Kinder von einerley Dauer. Sie ändern sich nicht allein, wie sich ihr Vortheil dabey ändert; sondern auch, wie sich die fliegenden Gerüchte ändern, die jede Stunde anders kommen können.

Es ist unruhig, will nur immer etwas Neues und Verändertes haben, aufrührisch und ein Feind des Friedens und der Ruhe, von unruhiger Gemüthsart, aufrührisch, zänkisch, hat gern Staatsveränderungen, und ist der Stille und Ruhe zuwider (*c*), zumal wenn es einen Anführer bekömmt. Denn, wie das von Natur stille Meer, wenn es von Winden bewegt wird, brüllt, schäumt und tobt; eben so und nicht minder bläst sich alsdenn das Volk auf, wird stolz und unbändig. Nimmt man ihm aber seine Anführer; so wird es auf einmal kleinmüthig, schüchtern, und bleibt vor Furcht gerade so stehen. Ohne Anführer ist der Pöbel gleich zu Boden geschlagen, furchtsam und träge, und wird, wenn seine Anführer aus dem Wege geräumt sind, keine Unternehmung wagen (*d*).

Es unterstützt und begünstigt die Zankgeister und Polterer im Hauswesen, hält Bescheidenheit für Feigherzigkeit, und Klugheit für Mangel an Geschicklichkeit; hingegen belegt es ein aufbrausendes stürmisches Wesen mit dem Namen der Tapferkeit und Stärke, und zieht denen,

---

(*c*) Ingenio mobili, seditiosum, discordiosum, cupidum rerum novarum, quieti & otio adversum. *Sallustius.*

(*d*) Sine rectore præceps, pavidus, socors, nil ausura plebs principibus amotis.

denen, die ein gesetztes Wesen haben, und die Sachen wohl überlegen, diejenigen vor, die einen hitzigen Kopf und niemals Ruhe mit den Fingern haben, ingleichen den ehrlichen und zurückhaltenden Gemüthern, die Windbeutel und Schwätzer.

Es bekümmert sich nicht um das gemeine Beste, noch um das, was anständig ist; sondern bloß um den besondern Nutzen, und sucht seine Ehre darinnen, wenn es niederträchtiger Weise nur etwas gewinnen kann. **Eigennutz ist jedes sein Sporn, die Würde des gemeinen Wesens wird wenig geachtet** (*e*).

Beständig brummt und murrt es wider den Staat, und möchte vor Schmähsucht und groben Einfällen zerplatzen, wovon es wider diejenigen voll ist, die regieren und befehlen. Die Kleinen und Armen haben kein anderes Vergnügen, als daß sie von den Großen und Reichen Böses reden, nicht mit Grunde, sondern aus Neid, und sind nie mit ihren Regenten und der gegenwärtigen Verfassung zufrieden.

Sein Schnabel und seine Zunge sind in beständiger Bewegung; der Verstand aber regt sich nicht. Es ist ein Ungeheuer, dessen Theile alle lauter Zungen sind; das von allem spricht, und nichts weiß; alles angafft, und nichts sieht; über alles lacht, und über alles weint; fertig zum Aufruhre und zur Empörung, aber nicht zum fechten ist; und es ist ihm eigen, immer zu versuchen, wie es nicht sowohl seine Freyheit beschützen, als vielmehr nur das Joch abschütteln möge. **Frech ist die Gemüthsart des Pöbels, unverdrossen seine Zunge, träge seine Seele** (*f*).

Es weiß nie Ziel und Maß, noch eine anständige Mittelstraße zu halten. Es kriecht entweder sklavisch und

---

(*e*) Privata cuique stimulatio, vile decus publicum. *Tacitus.*
(*f*) Procacia plebis ingenia, impigræ linguæ, ignavi animi. *Sallustius.*

und niederträchtig, oder ist ausgelassen grob, und herrscht tyrannisch; kann weder ein mildes Gebiß und mäßigen Zügel leiden, noch auch eine regelmäßige Freyheit gebrauchen; läuft immer auf den äußersten Enden; traut zu viel, oder ist zu mißtrauisch, und hofft oder fürchtet zu viel. Sie jagen einen in Furcht, wenn man sie nicht in der Furcht erhält. Wenn sie in der Furcht sind; so lassen sie sich alles gefallen, und sich auf dem Maule trommeln. Verwegen und trotzig sind sie hingegen, wenn sie den Stock nicht merken; daher das Sprichwort entstanden ist: Sey höflich, so wird er grob; sey grob, so wird er höflich (g). Der Pöbel kann nie die Mittelstraße halten; er macht Schrecken, wenn ihm nicht Schrecken eingejagt wird; wo er aber einmal in Furcht ist, da läßt er sich ohne Gefahr verachten (*h*). Frech und unruhig ist er, wo er keine Gewalt zu fürchten hat, kriecht entweder sklavisch, oder tyrannisirt stolz, und weiß die Freyheit, welche das Mittel hält, weder zu haben, noch zu entbehren (*i*).

Es ist auch sehr undankbar gegen seine Wohlthäter. Die Belohnung aller, die sich um das gemeine Beste verdient gemacht haben, ist immer Verbannung, Verläumdung, Verschwörung und Tod gewesen. Wie bekannt sind nicht die Geschichten eines Moses und aller Propheten, eines Sokrates, Aristides, Phocion, Lykurgus, Demosthenes und Themistokles! Und der Mund der Wahrheit sagt (*k*), es sey keiner glücklich davon gekom-

---

(g) Oinds le, il te poindra; poinds le, il t'oindra.
(*h*) Nil in vulgo modicum; terrere, nisi paveant; ubi pertimuerint, impune contemni. *Tacitus.*
(*i*) Audacia turbidum, nisi vim metuat, aut servit humiliter, aut superbe dominatur, libertatem, quæ media, nec spernere nec habere. *Livius.*
(*k*) Matth. 23.

gekommen, der sich bemüht habe, das Heil und die Wohlfahrt des Volks zu befördern. Das Volk verehrt vielmehr seine Unterdrücker, fürchtet alles und bewundert alles.

Kurz, das gemeine Volk ist ein wildes Thier. Alles, was es denkt, ist weiter nichts, als Eitelkeit; alles, was es sagt, ist falsch und irrig; was es verwirft, ist gut; was es billigt, ist böse; was es lobt, ist schändlich; und was es thut und unternimmt, ist Thorheit. So gut wird es im menschlichen Leben nie, daß das Gute den meisten gefiele; der große Haufe ist ein Beweis, daß etwas recht schlecht ist (*l*). Der gemeine Pöbel ist die Quelle der Unwissenheit, Ungerechtigkeit, Unbeständigkeit, und ganz in der Eitelkeit vernarrt. Ihm es recht machen wollen, das nehme sich nur niemand vor. Sein Wort ist: Des Volks Stimme ist Gottes Stimme (*m*). Es sollte aber heissen: Des Volks Stimme ist die Stimme der Narren (*n*). Der Anfang der Weisheit ist, sich rein bewahren, und sich von den gemeinen Volksmeynungen nicht hinreissen lassen. Doch dieses gehört für das zweyte Buch, dem wir uns nähern.

Vierter

(*l*) Non tam bene cum rebus humanis agitur, ut meliora pluribus placeant; argumentum peſſimi turba eſt.
Seneca.

(*m*) Vox populi, vox Dei.

(*n*) Vox populi, vox ſtultorum.

Vierter Unterschied
und Verschiedenheit der Menschen, nach ihren verschiedenen Verrichtungen und Lebensarten.

Vorerinnerung.

Jetzt kömmt wieder ein anderer Unterschied der Menschen, welcher sich auf die Verschiedenheit ihrer Verrichtungen, Beschäfftigungen und Lebensarten gründet. Einige führen ein bürgerliches und geselliges Leben, andere aber fliehen davor, und suchen ihr Heil in der Einsamkeit. Einige lieben die Waffen, andere hassen sie; einige haben ihre Güter gemein, bey andern hat jeder sein Eigenthum. Einige finden ihr Vergnügen darinnen, daß sie Aemter verwalten und ein öffentliches Leben führen; andere entziehen sich demselben, um in der Stille zu leben. Einige sind Hofleute, und leben nur für andere; da hingegen andere nur sich selbst die Aufwartung machen. Einige halten sich in Städten auf, andere auf dem Lande, weil sie das Landleben lieben. Schlechterdings entscheiden wollen, wer besser thue, und welche Lebensart den Vorzug verdiene, ist nicht nur schwer, sondern vielleicht gar ungereimt. Jeder Stand hat seine Vorzüge und seine Mängel, sein Gutes und sein Böses. Hier ist mehr darauf zu sehen, und hier kömmt, wie wir auch thun werden, das mehr in Betrachtung, daß ein jeder nach seinem Naturelle eine gute Wahl zu treffen wisse, damit er sich in seine Lebensart leichter schicken, und glücklicher dabey seyn möge. Nur etwas weniges wollen wir von jeder sagen, indem wir sie mit einander vergleichen; doch soll vorher erst von der allgemeinen Lebensart aller, welche drey Stufen hat, geredet werden.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Unterschied und Vergleichung der dreyerley Stufen der Lebensarten.

Es giebt dreyerley Lebensarten, die gleichsam stufenweise gehen. Die erste ist die besondere, welche jedermann innerlich in seinem Herzen hat, wo alles verborgen und alles vergönnt ist. Die zweyte ist die häusliche, wie es im Hauswesen zugeht, und was da für gewöhnliche Handlungen, wobey keine Kunst und sonderliches Nachdenken erfodert wird, vorfallen, wovon wir eben nichts zu sagen haben. Die dritte ist die öffentliche, welche vor den Augen der Welt geführt wird. Auf der ersten untern und dunkeln Stufe gehörige Ordnung zu halten, ist weit schwerer und seltener, als auf den beyden andern; und auf der zweyten wieder schwerer und seltener, als auf der dritten. Die Ursache davon ist, weil da kein Richter, kein Aufpasser, kein Zuschauer vorhanden ist; wo wir uns aber weder Strafe noch Belohnung vorstellen, als wenn wir ganz in der Stille leben, oder wo uns bloß Vernunft und Gewissen leiten, da betragen wir uns weit schlechter und nachläßiger, als im öffentlichen Leben, wo wir immer wie Schach stehen, und den Augen und Urtheilen aller ausgesetzt sind, und wo der Ruhm, die Furcht vor Tadel und einem bösen Namen, oder sonst eine Leidenschaft uns leitet. Denn da die Leidenschaften uns mächtiger gebiethen, als die Vernunft; so sind wir immer aufmerksam und auf unserer Hut; woher es auch kömmt, daß viele für heilig, groß und bewunderuswürdig gehalten werden, wo sie öffentlich erscheinen, an denen in ihrem Privatleben auch nicht das geringste lobenswerth ist. Was öffentlich geschieht, ist wie ein Schauspiel und eine Verstellung. Im verborgenen Privatleben sieht man Wahrheit; und wer jemanden richtig beurtheilen wollte, der müßte ihn

in

in seinem alltäglichen Leben, wie er gewöhnlicher und natürlicher Weise sich zu betragen pflegt, sehen; denn alles übrige ist verstellt. Die ganze Welt treibt die Schauspielerkunst (*). Es hat daher ein Weiser gesagt, derjenige ist ein vortrefflicher Mensch, der innerlich und bey sich eben so ist, als er sich von außen, aus Furcht vor den Gesetzen und Reden der Welt, zeigt. Die öffentlichen Handlungen sind glänzend, und man ist sehr aufmerksam, wenn man sie thut, als bey den Heldenthaten im Kriege, Rathschlagen in einer Versammlung, ein Volk regieren, eine Gesandtschaft verwalten; die Handlungen des häuslichen und Privatlebens hingegen sind dunkel und trübe, als: Verweise geben, lachen, kaufen, bezahlen, und mit den Seinigen umgehen; man überdenkt sie nicht, man thut sie, ohne daran zu denken. Die heimlichen und innerlichen Handlungen sind es noch mehr, als: lieben, hassen, begehren.

Ferner ist hier auch noch dieses zu bemerken, daß die Menschen aus natürlicher Heucheley aus den äußerlichen Handlungen, die gesehen werden, frey aber unbeträchtlich sind, fast alle in Gebehrden und Ceremonien bestehen, wenig Mühe, aber auch wenig Wirkung haben, mehr machen, und bedenklicher dabey sind, als bey den innerlichen, verborgenen und solchen, die nicht in die Augen fallen, aber erforderlich und sehr nöthig, und daher auch schwer. Von diesen hängt die Verbesserung der Seele, die Mäßigung der Leidenschaften und ein ordentliches Leben ab. Es geschieht sogar, daß, wenn man es in jenen äußerlichen Handlungen zu einer gewissen Fertigkeit bringt, man die innerlichen vernachläßigt.

Wer also von diesen drey Leben, dem innerlichen, häuslichen und öffentlichen, nur eines zu führen hat, wie die Einsiedler, dem wird es viel leichter, sein Leben ordent-

(*) Universus mundus exercet histrioniam.

dentlich einzurichten, als wer ihrer zwey hat; und wer nur zwey Lebensarten führen darf, ist auch besser dran, als wer alle drey führen muß.

Fünfzigstes Kapitel.

Vergleichung des bürgerlichen oder gesellschaftlichen Lebens mit dem einsamen.

Vergleichung beyder Lebensarten.

Diejenigen, welche das einsame und von der Welt entfernte Leben so hochschätzen, und es als einen sichern Aufenthalt und eine Freystätte vor dem Geräusche und Lärmen der Welt, wie auch als ein geschicktes Mittel empfehlen, sich vor vielen Lastern zu hüten und zu bewahren, weil der große Theil der Menschen böse, von tausenden kaum einer gut, die Zahl der Thoren unendlich, und die Ansteckung im Gedränge sehr gefährlich ist, scheinen in so weit Recht zu haben; denn böse Gesellschaft ist etwas sehr gefährliches. Hieran denken die wohl, welche zu Schiffe gehen, damit ja kein Gotteslästerer, Lüderlicher und Boshafter auf dem ihrigen sey. Ein einziger Jonas, auf den Gott zornig war, hätte bald alles verderbt. Bias sagte sehr artig zu denen, die auf dem Schiffe waren, und in großer Gefahr zu ihren Göttern um Hülfe schrieen: Schweiget still, damit die Götter nicht hören, daß ihr hier bey mir seyd. Albuquerquos, Vicekönig in Indien für den König von Portugall, Emanuel, nahm bey einer großen Gefahr zur See einen jungen Knaben auf seine Schulter, damit dessen Unschuld ihm vor Gott zum Schutze und zur Sicherheit dienen möchte. Wenn sie aber glauben, diese Lebensart sey besser, vortrefflicher, vollkommener, föderlicher zu Ausübung der Tugend, schwerer, sauerer, mühsamer und beschwerlicher, wie sie den Leuten gern weis machen wollen;

so

so betrügen sie sich sehr gröblich. Denn es ist eine von vieler Last befreyte, leichte Lebensart, und eine nur sehr mittelmäßige Beschäfftigung, ja ein bloßer Stand der Lehre und Vorbereitung zur Tugend. Es heißt nicht Geschäffte, Schwierigkeiten und Mühe übernehmen, sondern sie fliehen, sich davor verkriechen, und den Rath des Epikurus: Verbirg dein Leben, befolgen. Es heißt sich verstecken, und seine Zuflucht zum Tode nehmen, um der Pflicht, recht zu leben, auszuweichen. Wer in bürgerlicher Gesellschaft lebt, Frau und Kinder, Gesinde, Nachbarn, Freunde, Güter, Geschäffte und so viele andere verschiedene Sachen hat, die er hinlänglich, ordentlich und treulich besorgen muß, der hat ungleich mehr Arbeit, als der Mönch, welcher blos mit sich zu thun hat. Die Menge und der Ueberfluß machen viel mehr zu schaffen, als die Einsamkeit und der Mangel. Bey der Enthaltung kömmt es nur auf eine Sache an; wo aber viele und verschiedene Sachen zu thun und zu besorgen sind, da giebts verschiedene Pflichten, und da hat man auf viel mehr zu merken. Es ist viel leichter Güter, Ehrenstellen, Würden, Aemter zu entbehren, als sie gut verwalten, und sich dabey gut verhalten zu wissen. Es ist durchaus viel leichter, keine Frau zu haben, als recht pflichtmäßig und in allen Stücken, wie es seyn soll, mit einer Frau zu leben, und bey Frau und Kindern und alle dem, was damit zusammenhängt, sich wohl zu verhalten zu wissen. Folglich ist der eheloſe Stand weit leichter, als der Ehestand.

Sich auch einbilden, die Einsamkeit sey ein sicherer Haven und Zufluchtsort wider alle Laster, Versuchungen und Verwickelungen, heißt sich sehr irren, und ist auf keine Weise wahr. Wider die Laster der Welt, wider das Geräusch des großen Haufens und die Gelegenheiten, die von außen kommen, mag die Einsam-

keit gut seyn; sie hat aber ihre innerlichen und geistlichen Geschäffte und Schwierigkeiten. Er kam in die Wüste, daß er vom Teufel versucht würde (*a*). Für junge unvorsichtige und unerfahrne Leute ist die Einsamkeit ein gefährlicher Stab, und es steht zu befürchten, daß, wenn sie sich allein unterhalten, sie gar schlechte Leute unterhalten möchten, wie Crates zu einem jungen Menschen sagte, der an einem abgelegenen Orte ganz allein spatzieren gieng. Hier machen die Thoren böse Anschläge, beginnen böse Streiche, reizen ihre Leidenschaften und bösen Begierden und leiten sie ein. Man muß recht sehr weise und recht gesichert seyn, wenn man sich sich selbst anvertrauen will; oft könnte man in keine gefährlichern, als in seine eigenen Hände gerathen. Das Spanische Sprüchwort: Bewahre mich, Gott, vor mir (*b*), ist ganz vortreflich. Unter den Unvorsichtigen darf keiner sich selbst überlassen werden; die Einsamkeit kann einen Menschen zu allem vermögen (*c*). Aus besondern und Privatabsichten aber, wenn ste auch an sich gut sind, denn oft ist es Trägheit, Schwachheit des Geistes, Trotz, oder sonst eine Leidenschaft, aus der Welt gehen und sich verkriechen, da man im Stande ist, andern zu nützen und der Welt zu dienen, heißt ein Ausreißer werden, sein Pfund vergraben, das Licht unter den Scheffel setzen, und also einen Fehler begehen, welcher der Strenge des Gerichts unterworfen ist.

Ein

(*a*) Ivit in desertum, ut tentaretur a diabolo.
(*b*) Guarda me, Dios, de mi.
(*c*) Nemo est ex imprudentibus, qui sibi relinqui debeat; solitudo omnia persuadet.

Ein und fünfzigstes Kapitel.

Vergleichung der Lebensart, wo eine Gemeinschaft der Güter ist, mit der, wo jeder sein Eigenthum hat.

Es haben einige geglaubt, das gemeinschaftliche Leben, wo man vom Mein und Dein nichts weis, sondern alles in Gemeinschaft ist, käme der Vollkommenheit näher, und es wäre mehr Liebe und Einigkeit dabey. Allein diese Meynung, wie auch die Erfahrung zur Gnüge lehret, kann nicht ganz wahr seyn. Denn es ist da nicht nur keine herzliche Neigung zu dem, was allen gemein ist, wie das Sprüchwort sagt: Der Gemeinesel wird immer am schlechtesten gesattelt; sondern die Gemeinschaft verursacht auch immer Streit und Zank, Murren und Haß, wie man immer, sogar bey der ersten Kirche, gesehen hat. Mit der Liebe ist es, wie mit starken Flüssen, die große Lasten tragen, getheilt aber gar nichts tragen; sie verliert ihre Stärke und Kraft auch, wenn sie unter alle Personen und Sachen vertheilt wird. Es giebt aber Grade der Gemeinschaft. Mit einander leben, das ist, mit einander essen und trinken, das ist sehr gut; und so war es in den besten und ältesten Republiken in Sparta und Creta. Denn außerdem, daß dadurch die Bescheidenheit und gute Zucht mehr befördert wird, ist es auch eine sehr nützliche Gemeinschaft. Allein denken, wie Plato einmal den Einfall hatte, der sich aber bald anders besann, man müsse alles gemein haben, heißt alles umkehren und verderben.

Zwey und fünfzigstes Kapitel.

Vergleichung des Landlebens mit dem Leben in den Städten.

Vorzüglichkeit des Landlebens.

Für den Liebhaber der Weisheit ist es nicht leicht, hier eine Vergleichung anzustellen; denn alles Gute und alle Vortheile, geistliche und leibliche, Freyheit, Weisheit, Unschuld, Gesundheit, Vergnügen sind beynahe ganz auf der einen Seite. Auf dem Lande ist der Geist ganz frey und sich selbst überlassen; wie viel Zeit nehmen hingegen nicht in den Städten die Personen, eigene und anderer ihre Angelegenheiten, Zänkereyen, Besuche, Gespräche, und Unterhaltungen weg? Freunde sind Diebe der Zeit (*a*). Was für Unruhe, Abhaltungen und Unordnungen verursachen sie nicht? Die Städte sind Gefängnisse für den Geist, wie der Käfig für die Thiere und Vögel. Das himmlische Feuer, welches in uns ist, will nicht eingesperrt seyn, sondern liebt die freye Luft und das Land. Columella sagt daher, das Landleben sey mit der Weisheit verwandt (*b*), welche ohne gute und freye Gedanken und Betrachtungen nicht bestehen kann. Nun ist es aber schwer, diese zu haben und zu unterhalten, wenn man in dem Lärmen und in dem Geräusche der Städte ist. Ferner ist das Landleben viel reiner, unschuldiger und einfacher. In den Städten sind die Laster Haufenweise, und werden nicht so bemerkt; sie gehen und schleichen sich mit andern Dingen unter einander allenthalben mit ein. Denn man ist sie gewohnt, man kennt sie und trifft sie so oft an, welches zugleich sehr ansteckend ist. Was das

(*a*) Amici fures temporis.

(*b*) Conſanguinea.

Vergnügen und die Gesundheit betrifft, so erscheint da der ganze ausgebreitete Himmel; die Sonne, die Luft, das Wasser und alle Elemente sind frey, von allen Seiten offen und zugänglich, und lächeln uns an. Die Erde zeigt sich ganz bloß, ihre Früchte sind vor unsern Augen. Alles dieses findet man in den Städten, im Gedränge der Häuser nicht, so daß, in Städten leben, so viel ist, als in die Welt verbannt und zugleich aus der Welt verwiesen seyn. Ueber dieses ist das ländliche Leben in beständiger Uebung und Thätigkeit, wodurch die Eßlust gereizt, die Gesundheit befördert, der Körper abgehärtet und gestärkt wird. Was zur Empfehlung der Städte gereicht, ist der Nutzen; entweder der Privatnutzen, besonders für die Kaufleute und Handwerker, oder der öffentliche Nutzen, welchen zu besorgen nur wenige Leute berufen sind; und in den alten Zeiten holte man auch diese vom Landleben weg, und sie kehrten, wenn sie ihr Amt verwaltet hatten, wieder dahin zurücke.

Drey und fünzigstes Kapitel.

Vom Soldatenstande.

Empfehlung desselben.

Der Soldatenstand und das Kriegshandwerk hat einen edlen Ursprung; denn es kann kein billigerer und allgemeinerer Nutzen seyn, als die Beschützung der Ruhe und Größe seines Landes. Dieser Stand ist auch in seinen Geschäfften edel; denn die Tapferkeit ist die stärkste, großmüthigste und heldenmäßigste aller Tugenden. Er ist auch rühmlich; denn von allen menschlichen Handlungen sind die kriegerischen die größten und prächtigsten, denen auch alle Ehrenzeichen zuerkannt werden. Er hat auch viel Angenehmes, als die Gesellschaft so vieler

edlen, jungen und thätigen Menschen, den gewöhnlichen Anblick so mancherley Zufälle und Schauspiele, Freyheit und ungekünstelten Umgang, eine männliche Art zu leben, ohne Ceremonien, die Mannigfaltigkeit so vieler verschiedenen Handlungen, eine herzhafte Harmonie kriegerischer Musik, welche unterhält, und Ohren und Seele erhitzt; kriegerische Bewegungen, welche durch ihre Schrecken und fürchterliches Ansehen hinreißen, einen Sturm von Tönen und Schreyen, eine erschreckende Gliederordnung so vieler tausend Menschen, nebst so vieler Hitze, Feuer und Herzhaftigkeit.

Tadel desselben.

Hingegen kann man auch sagen, daß die Kunst und Uebung, einander zu ermorden, und sein eigen Geschlecht zu Grunde zu richten und auszurotten, unnatürlich zu seyn, und von einer Verlassung der Sinne herzukommen scheint. Es ist ein großes Zeugniß unsrer Schwachheit und Unvollkommenheit, und wird bey den Thieren nicht angetroffen, bey welchen das Bild der Natur weit vollkommener gefunden wird. Welche Thorheit und Raserey ist es nicht, so viele Bewegungen zu machen, so viel Mühe und Gefahren zu Wasser und zu Lande zu wagen und zu übernehmen, um so einer ungewissen und zweifelhaften Sache willen, als der Ausgang des Krieges ist; so hungrig und unbändig dem Tode nachzulaufen, der allenthalben zu haben ist, und noch dazu, ohne Hoffnung begraben zu werden; ja hinzugehen und Leute umzubringen, die man nicht haßt, und die man niemals gesehen hat! Wo mag aber wohl solche Hitze, solche Wuth herkommen, da keine Beleidigung vorhergegangen ist? Welcher Unsinn, sich in Gefahr zu begeben, seine Glieder einzubüßen, und Wunden zu bekommen, an denen man nicht stirbt, die aber das Leben dem Messer und Feuer unterwerfen, welches weit schmerzhafter und tausendmal elender, als der Tod ist?

Für

Für jemanden sich aufopfern und zu Grunde richten, den man nie gesehen hat, der nie an uns gedacht hat, und sich nicht um uns bekümmert, aber auf unsern todten oder zerstümmelten Körper treten will, um höher zu stehen, und besser in die Ferne sehen zu können, ist das nicht Raserey?

Fünfter und letzter Unterschied, und Verschiedenheit der Menschen, nach der Gunst oder Ungunst der Natur und des Glücks.

Vorerinnerung.

Dieser letzte Unterschied ist eine ganz augenscheinliche und offenbare Verschiedenheit, und hat verschiedene Theile und Betrachtungen, welche aber alle unter zwey Hauptstücken können begriffen werden, die man, mit dem Pöbel, Glück und Unglück, Hoheit und Niedrigkeit, nennen kann. Zum Glücke und zur Hoheit werden gerechnet: Gesundheit, Schönheit, nebst andern Gütern des Leibes, Freyheit, Adel, Ehre, Würde, Wissenschaft, Reichthum, Ansehen, Freunde. Zum Unglücke und zur Niedrigkeit gehören alle diesen entgegen gesetzte Dinge, welche lauter Beraubungen von allen diesen Gütern sind. Hieraus entsteht eine sehr große Verschiedenheit; denn man kann in einem von diesen Stücken, oder in zweyen, oder in dreyen glücklich, und in den übrigen nicht glücklich seyn; man kann es auch mehr oder weniger, nach ganz unzählbaren Graden, seyn. Solche, die in allen Stücken glücklich oder unglücklich wären, giebt es wenige oder

gar nicht. Wer die meisten von diesen Gütern und besonders diese drey hat, Adel, Würde oder Ansehen, und Reichthum, wird für groß gehalten; wer keines von diesen dreyen hat, wird unter die geringen gerechnet. Viele aber haben nur eines oder zwey, und diese stehen zwischen den hohen und niedrigen in der Mitte. Doch wir müssen von jeder Gattung etwas weniges sagen.

Von der Gesundheit, Schönheit und den andern natürlichen Gütern des Leibes, wie auch vom Gegentheile, von Schmerz und Krankheit, ist oben (*) geredet worden.

Vier und fünfzigstes Kapitel.

Von der Freyheit und Sklaverey.

Die Freyheit wird von einigen für ein höchstes Gut, und die Sklaverey für ein höchstes Uebel gehalten; es haben daher verschiedene lieber sterben, und des grausamsten Todes sterben wollen, als in die Sklaverey, ja sogar nur in Gefahre gerathen. die öffentliche oder ihre eigene Freyheit aufs Spiel gesetzt zu sehen. Man kann hierin, wie in allen Dingen, zu weit gehen. Es giebt eine doppelte Freyheit. Die wahre des Geistes steht in eines jeden eigener Gewalt, und kann von niemanden, selbst vom Glücke nicht geraubt noch entrissen werden; hingegen ist die Sklaverey des Geistes die elendeste von allen. Welche erbärmliche Knechtschaft ist es nicht, seinen Lüsten fröhnen, sich von seinen Leidenschaften hinreißen, und von Meynungen leiten und lenken lassen! Die leibliche Freyheit ist ein sehr schätzbares, aber dem Glücke unterworfenes Gut, und es

(*) Kap. 2. und 6.

es ist weder billig, noch vernünftig, wenn nicht sonst ein Umstand dazu kömmt, sie dem Leben vorzuziehen, wie in den alten Zeiten geschah, da man lieber den Tod wählte, ja ihn sich lieber selbst anthat, als daß man die Freyheit verlieren wollte; welches für große Tugend gehalten wurde, indem man die Sklaverey als ein sehr großes Uebel ansah. **Die Knechtschaft des Gehorsams zeugt von einer schwachen und niedrigen Seele, die ihre eigene Freyheit nicht hat (*).** Sehr große und sehr weise Männer, ein Regulus, Valerianus, Plato, sind Sklaven und noch dazu bey sehr bösen und unbilligen Herren gewesen; doch ist ihr eigener Zustand darum nicht schlimmer geworden, sondern sie sind in der That und wahrhaftig freyer, als ihre Herren, geblieben.

Fünf und fünfzigstes Kapitel.

Vom Adel.

Der Adel ist allenthalben eine zwar nicht gemeine aber doch ehrenvolle Eigenschaft, welche aus gutem Grunde zum allgemeinen Besten eingeführt worden.

Beschreibung des Adels.

Er wird, nach den Nationen und Urtheilen, sehr verschiedentlich genommen und verstanden. Man giebt nach der allgemeinsten und gewöhnlichsten Meynung und Gewohnheit verschiedene Gattungen desselben an. Er ist eine Eigenschaft, die auf dem Geschlechte haftet. Aristoteles sagt, er sey Alterthum des Geschlechts und des Reichthums. Plutarch nennt ihn **Geschlechtstugend** (*a*), und versteht darunter eine gewisse Eigenschaft und Fertigkeit, die

(*) Servitus obedientiæ est fracti animi & abjecti, arbitrio carentis suo.
(*a*) Virtus generis.

die beym Geschlechte fortgeführt wird. Was es für eine Eigenschaft oder Tugend sey, darinnen sind nicht alle eins; doch behaupten alle, er sey dem allgemeinen Besten zuträglich. Einige, und zwar die meisten, nehmen die militarische dafür an; andere auch noch die politische, die litterarische der Gelehrten, und die hofmäßige der Diener des Fürsten; doch hat die militarische den Vorzug. Denn außerdem, daß sie dem allgemeinen Besten, wie die übrigen, Dienste leistet, ist sie auch sauerer, mühvoller und gefährlicher, folglich auch verdienstlicher und empfehlungswürdiger. Sie hat auch bey uns, als ein Vorrecht, den rühmlichen Titel der Tapferkeit davon getragen. Dieser Meynung zufolge gehören zum wahren und vollkommenen Adel zwey Stücke: Ausübung dieser dem allgemeinen Besten nützlichen Tugend und Eigenschaft, welches gleichsam die Form ist; und das Geschlecht, welches gleichsam das Subject und die Materie ist, das heißt, eine lange Fortsetzung dieser Eigenschaft durch verschiedene Stufen und Geschlechter und durch undenkliche Zeiten. Adeliche werden daher in der französischen Sprache Gentils (*b*), das ist, Leute von Geschlechte, von gutem Hause, von Familie genennt, weil sie von langen Zeiten her denselben Namen führen und einerley Verrichtung treiben. Derjenige ist also wahrhaft adelich, der es sich zum besondern Geschäffte macht, öffentliche Tugend zu üben, seinem Fürsten und seinem Vaterlande recht dient, und von Aeltern und Vorfahren abstammt, welche dasselbe gethan haben.

Unterschied.

Es wollen einige diese beyden Stücke trennen, und meynen, eines davon, nämlich die Tugend und Eigenschaft, sey zum Adel schon hinlänglich, ohne die geringste Rücksicht auf Geschlecht und

(*b*) Vom lateinischen Gens, ein Volk, Geschlecht.

und Ahnen zu nehmen. Es ist dieß ein persönlicher und erlangter Adel; und wenn man es genau nimmt, so ist doch hart, daß ein Mensch, welcher von einem Fleischer oder Winzer herstammt, so große Dienste er auch dem Publikum mag geleistet haben, für adelich soll angesehen werden. Gleichwohl hat diese Meynung bey verschiedenen Nationen und namentlich bey den Türken statt, welche den Geschlechtsadel verachten, und nur aus dem persönlichen, und der gegenwärtigen kriegerischen Tapferkeit etwas machen; wenn aber nur das Alterthum des Geschlechts, ohne Uebung der adelichen Eigenschaft, da ist: so liegt der Adel im Geblüte, und ist ein blos natürlicher Adel.

Der natürliche Adel.

Wenn wir diese beyde Arten des einfachen und unvollkommenen Adels mit einander vergleichen wollen; so ist der blos natürliche, wenn man richtig urtheilen will, der geringste, obgleich viele, wiewohl aus großer Eitelkeit, anders davon sprechen. Der natürliche Adel ist eine fremde und nicht unsere eigene Eigenschaft. Geschlecht und Ahnen, und was man nicht selbst gethan hat, nenne ich kaum mein. Niemand hat zu unserm Ruhme gelebt, und was vor unserer Zeit gewesen ist, ist nicht unser (*c*). Was ist aber ungeschickter, als sich dessen zu rühmen, was nicht unser ist? Dieser Adel kann auf einen lasterhaften Taugenichts, auf einen schlecht gebohrnen und an sich wahrhaftig schlechten Menschen fallen. Er ist auch andern nichts nütze; denn es ist mit ihm nicht, wie mit der Wissenschaft, der Gerechtigkeit, Gütigkeit, Schönheit

(*c*) Et genus & proavos, & quæ non fecimus ipsi,
Vix ea nostra puto.
Nemo vixit in gloriam nostram; nec quod ante nos fuit, nostrum est.

heit und dem Reichthume, welche sich mittheilen und im Handel und Wandel gebrauchen lassen. Diejenigen, welche weiter nichts empfehlungswürdiges an sich haben, als diesen Adel von Fleische und Blute, machen gar viel aus demselben, führen ihn beständig im Munde, nehmen die Backen davon voll, wie auch ihr Herz davon aufgeblasen ist; denn sie wollen doch mit dem wenigen Guten, das sie haben, recht wirthschaften. Man kann sie aber auch daran erkennen, und es ist ein Zeichen, daß weiter nichts mehr da seyn muß, weil sie sich so sehr und so beständig dabey aufhalten. Allein es ist lauter Eitelkeit; all ihr Ruhm rühret von armseligen Werkzeugen her, von dem Mutterleibe, der Empfängniß, und der Geburt (*d*), und liegt in der Gruft der Ahnen begraben. Wie die verfolgten Missethäter ihre Zuflucht zu den Altären und Gräbern der Todten, und ehedem zu den Bildsäulen der Kaiser, zu nehmen pflegen; so nehmen diese, aus Mangel irgend eines Verdiensts und Grundes wahrer Ehre, ihre Zuflucht zu dem Andenken und den Wappen ihrer Ahnen. Was hilft es aber einem Blinden, daß seine Vorfahren ein gutes Gesicht gehabt haben; oder einem Stammelnden, daß sein Großvater ein Redner gewesen ist? Gleichwohl sind diese Leute gemeiniglich ruhmsüchtig, stolz, und verachten andere. Ein zum Verachten geneigtes Gemüth und Hochmuth, sind das gemeine Uebel des Adels (*e*).

Der erworbene und persönliche Adel.

Der persönliche und erworbene Adel hat ganz entgegen gesetzte und sehr gute Eigenschaften. Er ist seinem Besitzer eigen, ist immer in einem würdigen Subjecte, und andern

---

(*d*) Ab utero, conceptu, partu.
(*e*) Contemptor animus & superbia commune nobilitatis malum. *Salluſt.*

dern sehr nutzlich. Man kann noch sagen, daß er auch älter und seltener ist, als der natürliche. Denn von ihm hat der natürliche seinen Ursprung, und mit einem Worte, er ist der wahre Adel, welcher in guten und nützlichen Thaten, nicht in leeren Träumen und eiteln und unnützen Einbildungen besteht, und kömmt vom Geiste, nicht vom Blute her, welches bey den Adelichen nicht anders ist, als bey andern. **Wer ist ein Edler? Ein von Natur zur Tugend wohl geschicktes Gemüth macht den Edlen, und dieses kann aus jedem Stande sich über das Glück hinaus erheben** (f).

Sind mit einander verbunden.

Allein sie sind beyde sehr gern und oft beysammen, und dann ist es etwas vollkommenes. Der natürliche Adel ist ein Weg und eine Veranlassung zum persönlichen. Sehr leicht kehren die Dinge wieder zu ihrem natürlichen Ursprunge zurück; Und wie der natürliche Adel seinen Ursprung und sein Daseyn vom persönlichen hat, so führt er auch die Seinen wieder zu ihm hin. **Tapfere werden von Tapfern erzeugt. Der Adel hat dieß einzige Gute, daß es für Adeliche eine Art der Nothwendigkeit wird, in Ansehung der Tugenden ihrer Vorfahren nicht aus der Art zu schlagen** (g). Sich fühlen, daß man von rechtschaffenen Leuten abstammt, die sich um das allgemeine Beste verdient gemacht haben, ist eine Verbindlichkeit und ein mächtiger Sporn zu Werken der Tugend. Es ist garstig, aus der Art zu schlagen, und sein Geschlecht zu verläugnen.

Der-

(f) Quis generosus? Ad virtutem a natura bene compositus animus facit nobilem, cui ex quacunque conditione supra fortunam licet surgere. *Seneca.*

(g) Fortes creantur fortibus. Hoc unum in nobilitate bonum, ut nobilibus imposita necessitudo videatur, ne a majorum virtute degenerent.

Derjenige Adel, welcher durch Gunst und Befehl des Fürsten verliehen und bestätigt wird, ist, wenn er allein ist, schämenswerth, und mehr schändlich, als rühmlich. Es ist ein Adel von Pergament, für Geld oder durch Gunst erkauft, nicht aber durch Blut, wie es sich gehört, erlangt. Wenn der Adel um des Verdienstes, um denkwürdiger Dienste willen, verliehen wird; so wird er, wie gesagt worden, für persönlich und erworben angesehen.

Sechs und fünfzigstes Kapitel.

Von der Ehre.

Beschreibung der Ehre.

Die Ehre, sagen einige, aber mit Unrecht, ist der Preis und die Belohnung der Tugend; oder mit weniger Unrecht, das Erkanntwerden der Tugend, oder der Vorzug einer guten Meynung, und dann der äußerlichen der Tugend schuldigen Pflichten. Es ist ein Vorzug, der seinen Ursprung hauptsächlich von der Tugend herleitet. Andere haben die Ehre einen Schatten genannt, welcher der Tugend, wie der Körper, bald folgt, bald vor ihr hergeht. Allein, wenn wir richtig davon reden wollen, so ist die Ehre der Abglanz einer schönen und tugendhaften That, welcher seine Strahlen aus unserer Seele in die Augen der Welt, und, vermittelst ihrer Brechung, wieder auf uns selbst zurückwirft, und uns ein Zeugniß von dem, was andere von uns halten, mitbringt, woraus ein großes Vergnügen des Geistes entsteht.

Es halten zwar einige dafür, die Ehre bestehe nicht blos und eigentlich darinnen, daß man wichtige Aemter gut verwalte, wie es denn auch nicht in eines jeden Gewalt ist, dabey angestellt zu werden; sondern darinnen, daß man das recht thue, was man in seinem Stande zu thun hat. Denn es verdient allemal Lob, wenn

man

man das, was man zu thun hat, recht thut. Wer auf der Schaubühne die Rolle des Bedienten gut spielt, wird eben so sehr gelobt, als der, welcher den König vorstellt. Und der Künstler, der nicht von Golde eine Statue machen kann, hat doch Kupfer oder Erde, woran er die Vollkommenheit seiner Kunst eben so gut beweisen kann. Indessen scheint die Meynung doch richtiger zu seyn, daß Ehre nur für solche Handlungen gehöre, bey denen Schwierigkeit und Gefahr ist. Nicht alle gerechte, rechtmäßige und verpflichtende Handlungen gewähren ein solches Verdienst, und verdienen solchen Lohn, der nicht gemein und gewöhnlich, auch nicht für alle Personen und Handlungen ist. Es ist also nicht ein jedes keusches Frauenzimmer, nicht ein jeder rechtschaffener Mensch darum eine Person von Ehre. Außer der Rechtschaffenheit, gehört noch Schwierigkeit, Mühe und Gefahr dazu; man fügt auch noch den Nutzen fürs allgemeine Beste hinzu. Handlungen mögen also im Privatleben so gut und nützlich seyn, als sie wollen; so werden sie zwar guten Namen und Beyfall der Kenner, Sicherheit und Schutz der Gesetze gewähren, nicht aber die Ehre, die öffentlich ist, und mehr Würde, Glanz und Herrlichkeit hat.

Streben nach Ehre.

Das Streben nach Ruhm und Ehre, und das Suchen des Beyfalls anderer ist eine fehlerhafte, heftige und mächtige Leidenschaft, wovon oben bey der Leidenschaft des Ehrgeizes ist geredet worden (*a*); es hat aber für das Publikum den großen Nutzen, daß es die Menschen in ihrer Schuldigkeit erhält, und sie zu schönen Thaten ermuntert und anfeuert, welches aber freylich ein Beweis der menschlichen Schwachheit und Unvermögens ist, indem aus Mangel guter Münze, schlechte und falsche

(*a*) Kap. 22.

falsche gebraucht wird. Worinnen aber und wie weit solches zu entschuldigen, und wenn es zu tadeln ist, wie auch, daß die Ehre nicht die Belohnung der Tugend ist, das soll hernach gezeigt werden (*b*).

Ehrenzeichen.

Die Zeichen der Ehre sind sehr verschieden; die besten aber und schönsten sind diejenigen, wobey kein Gewinnst oder Vortheil ist, und die so beschaffen sind, daß man weder die lasterhaften, noch die, welche dem Publikum einen geringen Dienst geleistet haben, damit beschenken, noch sie Theil daran nehmen lassen kann. Sie sind um so viel besser, und werden desto höher geschätzt, je eitler sie an sich selbst sind, und keinen andern Werth haben, als blos den, daß sie Leute von Ehre und Tugend anszeichnen, wie sie auch fast in allen Staaten beschaffen sind, als: Lorbeerkränze, Kränze von Eichenlaube, eine gewisse Kleidungstracht, das Vorrecht einen gewissen Beynamen zu führen, der Vorsitz in öffentlichen Versammlungen, die Ritterorden. So ists auch gelegentlich manchmal mehr Ehre, diese Ehrenzeichen nicht zu haben, ob man sie gleich verdient hat, als sie zu haben. Es ist mir viel rühmlicher, sagte Cato, daß jedermann fragt, warum man mir keine Ehrensäule auf dem Markte aufgerichtet hat, als wenn man fragte, warum man sie mir aufgerichtet habe?

Sieben und fünfzigstes Kapitel.

Von den Wissenschaften.

Wissenschaften sind in der That eine schöne Zierde und ein sehr nützliches Werkzeug für den, der damit umzugehen weis; was für einen Rang man ihnen aber anweisen soll, darüber sind nicht alle einerley Meynung,

(*b*) B. 3. bey der Tugend der Mäßigkeit.

nung, und es werden dabey zween entgegen gesetzte Fehler begangen, indem man sie entweder zu wenig, oder zu hoch schätzt. Einige schätzen sie so hoch, daß sie dieselben allem übrigen vorziehen, halten sie für das höchste Gut, für eine Abart und einen Strahl von der Gottheit, streben ihnen mit großer Begierde, Unkosten und Mühe nach; andere verachten sie, und schätzen diejenigen geringe, die sich denselben widmen. Die Mittelstraße ist hier die billigste und sicherste. Ich setze sie weit unter die Rechtschaffenheit, Gesundheit, Weisheit, Tugend, ja sogar unter die Geschicklichkeit, Geschäffte gut zu führen, herab. Hernach aber würde ich sie nebst der Würde, dem natürlichen Adel, und der Kriegstapferkeit auf den Kampfplatz stellen; und sie sich unter einander den Vorzug streitig machen lassen (*a*). Wenn man mich nöthigte, meine Meynung darüber zu sagen; so würde ich sie jenen gleich zur Seite, oder wenigstens zunächst hinterher gehen lassen.

Wie die Wissenschaften den Gegenständen und Materien, der Erlernung und Erwerbung nach verschieden sind; so sind sie es auch der Nutzbarkeit, der Würde, der Nothwendigkeit, und sogar dem Ruhme und dem Gewinne nach. Einige sind theoretisch und blos speculativisch; andere hingegen praktisch und ausübend. Ferner sind einige realisch, und beschäftigen sich mit der Erkenntniß der Sachen, die außer uns sind, sie mögen natürlich oder übernatürlich seyn; andere sind nominalisch, und lehren Sprachen, reden und schließen. Unstreitig sieht man gleich, daß diejenigen, welche mehr Würde, Nutzbarkeit und Nothwendigkeit, als Ruhm, Eitelkeit und Sold haben, den übrigen weit vorzuziehen sind. Die praktischen sind also schlechterdings die besten, welche die Wohlfahrt des Menschen

(*a*) Weitläuftiger wird hiervon B. 3. Kap. 14. geredet.

betreffen, und lehren, wie man recht leben und gut sterben, gut befehlen und recht gehorchen soll, welche daher ein jeder ernstlich studiren muß, der zur Weisheit gelangen will, und wovon dieses Werk ein kurzer Begriff und summarischer Inhalt ist, nämlich: die moralischen, ökonomischen und politischen Wissenschaften. Auf diese folgen die natürlichen, welche alles, was in der Welt und zu unserm Gebrauche ist, kennen, und zugleich die Größe, Güte, Weisheit und Macht des Baumeisters bewundern lehren. Alle übrige sind entweder eitel, oder müssen doch nur summarisch und wie im Vorbeygehen erlernt werden, weil sie im Leben zu nichts nütze sind, noch uns zu rechtschaffenen Leuten machen helfen. Es ist also Schade und Thorheit, so viele Zeit, Kosten und Mühe, als geschieht, darauf zu verwenden. Wahr ist es, man kann manchen Thaler damit gewinnen, und beym Pöbel in großen Ruf kommen; doch nur in solchen Staaten, die nicht durchaus recht gesund sind.

Acht und fünfzigstes Kapitel.

Vom Reichthume und der Armuth.

Zwo Quellen der Unruhen.

Dieß sind die beyden Elemente und Quellen aller Unordnungen, Unruhen und Bewegungen in der Welt. Denn der übergroße Reichthum erhebt die Reichen, und treibt sie zum Hochmuthe, zur Weichlichkeit, zu den Ergötzlichkeiten, zur Verachtung der Armen, wie auch zu Unternehmungen an; hingegen verführt die äußerste Armuth die Armen zum Neide, zur höchsten Eifersucht, zum Trotze, zur Verzweiflung, und sein Glück zu wagen. Plato nennt beyde: Pesten der Republiken. Welche von beyden aber die gefährlichste sey, ist nicht so ganz bey allen entschieden. Nach dem Aristoteles ist es der Ueberfluß, weil ein Staat diejenigen, welche weiter nichts, als nur leben wollen,

len, gar nicht, wohl aber die Ehrgeizigen und Reichen zu fürchten habe. Nach dem Plato ist es die Armuth; denn verzweifelnde Arme sind schreckliche und rasende Thiere. Wenn sie kein Brod haben, ihre Künste oder Handwerke nicht treiben können, oder mit Auflagen übermäßig beschwert sind; so lernen sie von der Schulmeisterinn Nothwendigkeit, was sie von sich selbst nie würden gewagt haben, und wagen es, weil ihrer eine große Anzahl ist. Allein man hat ein viel besseres Mittel wider diese, als wider die Reichen, und man kann solches Uebel leicht verhindern; denn so lange sie Brod haben, ihre Handthierung treiben und davon leben können, werden sie keinen Aufstand machen. Zu fürchten sind also die Reichen um ihrer selbst, und um ihrer Laster und Umstände willen; die Armen aber wegen der Unklugheit ihrer Regenten,

Wider die Gleichheit u. Ungleichheit der Güter.

Nun haben zwar verschiedene Gesetzgeber und Verfasser der Staaten diese beyden äußersten Abwege und diese große Ungleichheit der Güter und des Glücks auf die Seite schaffen, und eine gewisse Gleichheit und Mittelmäßigkeit, welche sie die Pflegemutter der Ruhe und Freundschaft genannt haben, einführen wollen; und einige haben sogar die Gemeinschaft aller Güter vestsetzen wollen, welches aber nur in der Einbildung geschehen kann. Allein außer dem, daß es ganz unmöglich ist, eine Gleichheit einzuführen, wegen der Anzahl der Kinder, welche in der einen, nicht aber in der andern Familie wachsen wird, und man sie auch kaum hat in Ausübung bringen können, ob man sich gleich alle Mühe gegeben hat, auch es viel gekostet hat, dahin zu gelangen; würde es auch nicht einmal gut und rathsam seyn, und man würde auf einem andern Wege wieder in dasselbe Uebel verfallen. Denn es giebt keinen gefährlichern Haß, als den, der zwischen Gleichen entsteht. Der Neid und die Eifersucht unter Gleichen ist die Pflanzschule der Un-

ruhen, Empörungen und der bürgerlichen Kriege. Ungleichheit ist nothwendig; nur muß sie gemäßigt seyn. Eintracht herrscht nicht da, wo sie alle gleich sind; sondern wo sie verschieden, aber einstimmig sind. **Nichts ist ungleicher als die Gleichheit** (*a*).

Die große und ungestalte Ungleichheit der Güter kömmt von verschiedenen, besonders zwo Ursachen her. Die erste liegt in den unbilligen Erpressungen, als Wucher und Zinsen sind, wodurch die einen das Mark der andern aussaugen, verschlucken und sich damit mästen: **die mein Volk fressen wie Speise** (*b*). Die andere liegt in den Vermächtnissen, sowohl unter den Lebenden, als Veräußerungen und Schenkungen der Heirath wegen; als auch bey Testamenten und Todesfällen. Durch alle solche Mittel werden die einen vor den andern übermäßig gut gesetzt, welche arm bleiben. Die reichen Töchter und Erbinnen werden an Reiche verheirathet; hierdurch werden einige Häuser vereinzelt und vernichtet, andere hingegen gehoben und reich gemacht. Alle diese Dinge müssen in Ordnung gebracht und gemäßigt werden, um aus den übermäßigen äußersten Enden herausgezogen, und einer gewissen Mittelmäßigkeit und billigen Gleichheit näher gebracht zu werden; denn eine völlige Gleichheit ist, wie gesagt, weder möglich, noch gut, noch rathsam. Hiervon wird bey der Tugend der Gerechtigkeit weiter gehandelt werden.

Ende des ersten Buchs.

Von

(*a*) Nihil est æqualitate inæqualius.

(*b*) Qui devorant plebem meam sicut escam panis.

Die

wahre Weisheit.

Zweytes Buch,

welches die allgemeinen Lehren und Regeln der Weisheit enthält.

Vorbericht.

Nachdem wir in dem vorhergehenden Buche dem Menschen verschiedene Mittel und Wege gezeigt haben, sich selbst und die menschliche Beschaffenheit kennen zu lernen, welches das erste Stück der Weisheit und eine sehr gute Handleitung zu derselben ist; so müssen wir uns nun auf ihre Lehre einlassen, und in diesem zweyten Buche ihre allgemeinen Vorschriften und Rathschläge anhören, die besondern aber bis in das folgende dritte Buch versparen. Es war als eine Einleitung nöthig, den Menschen zu sich selbst zurück zu rufen, sich selbst zu begreifen, zu erforschen und zu studiren, um sich kennen, seine Fehler und seinen elenden Zustand einsehen zu lernen, und sich also tüchtig zu machen, die heilsamen und nöthigen Mittel zu brauchen, welche die Lehren und Warnungen der Weisheit sind.

Es ist aber doch wunderlich, daß die Welt sich so wenig um ihr Wohl und um ihre Besserung bekümmert. Was ist das für ein Gemüth, welches sich gar nicht darum bekümmert, ob seine Arbeit recht gemacht

wird? Man will gern lange leben, und doch nicht lernen, wie man recht leben soll. Was man am besten und vorzüglich wissen sollte, ist gerade das, was man am wenigsten weiß, und sich am wenigsten zu lernen bemüht. Die Neigungen, Absichten, Bestrebungen und Versuche sind, wie man sieht, von Jugend auf so mancherley, nach der Verschiedenheit der Gemüthsarten, der Gesellschaften, Unterweisungen und Gelegenheiten; niemand aber richtet seine Augen auf diese Seite, niemand bestrebt sich, weise zu werden, niemand nimmt dieses zu Herzen; man denkt nicht einmal daran. Und wenn es zuweilen geschieht, so geschieht es nur, wie im Vorbeygehen, und man hört es an, wie eine Neuigkeit, die erzählt wird, an der man aber keinen Theil nimmt. Das Wort gefällt zwar einigen; das ist es aber auch alles. Die Sache selbst ist, in diesem allgemein verdorbenen und angesteckten Jahrhunderte, nicht gäng und gäbe, und es ist auch keine Nachfrage danach. Das Verdienst und den Werth der Weisheit einzusehen, muß man schon eine Art der Natur davon, und einigen Anstrich von ihr haben. Wenn man ja seine Kräfte üben und sich anstrengen soll; so geschieht es mehr und lieber um solcher Sachen willen, welche herrliche, glänzende, äußerliche und sichtbare Wirkungen und Früchte haben, wie es beym Ehrgeize, dem Geize und jeder Leidenschaft gehet, als um der Weisheit willen, deren Wirkungen und Früchte sanft, dunkel, innerlich und wenig sichtbar sind. O, wie verrechnet sich die Welt! Sie will lieber Wind mit Getöse, als Körper und Wesen ohne Getöse, lieber Meynung und Ruf, als Wahrheit haben. Der Mensch ist wahrhaftig, wie im ersten Buche ist gesagt worden, Eitelkeit und Elend, und der Weisheit unfähig. Ein jeder riecht nach der Luft, die er athmet und in der er lebt, und folgt der Art zu leben, die alle führen; wie

verlangt man denn, daß er eine andere erwählen soll? Wir folgen einander auf dem Fuße nach, ja wir drängen uns, wir erhitzen uns, und beeifern uns, immer einer dem andern unsere Laster und Leidenschaften mitzutheilen und aufzudringen; und da ist niemand, der rufte: Halt, wir sind unrecht, wir verirren uns. Es gehört eine besondere Gnade von Gott und zugleich eine große und heldenmüthige Stärke und Stätigkeit der Natur dazu, den gemeinen Irrthum, den niemand merkt, zu bemerken; einen Anschlag zu fassen, den niemand faßt; und sich zu etwas ganz andern, als alle andere, zu entschließen.

Es giebt zwar hier und da einige, ich sehe sie, ich empfinde sie, ich athme ihren Duft mit Vergnügen und Bewunderung ein; allein was soll ich sagen? Sie sind entweder Demokrite oder Heraklite. Jene spotten nur und halten sich nur auf, und glauben, sie brächten die Wahrheit und die Weisheit gnugsam ans Licht, wenn sie des Irrthums und der Thorheit spotteten. Sie lachen über die Welt; denn sie ist lächerlich. Sie sind spaßhaftig, haben aber nicht genug Güte und Liebe. Diese sind schwach und furchtsam, sie reden sachte und mit halben Munde, sie verstellen ihre Sprache, sie vermengen und ersticken ihre Vorträge, um sie unter so vielen andern Sachen ganz sachte mit unter laufen zu lassen, und brauchen dabey so viele Kunst, daß man sie kaum gewahr wird. Sie reden nicht gerade heraus, nicht deutlich, verständlich und gewiß, sondern schwankend, wie die Orakel. Ich komme nach ihnen, und stehe unter ihnen; ich sage aber ehrlich und deutlich heraus, was ich denke und glaube. Ich zweifle gar nicht, daß boshafte Leute aus der mittlern Klasse viel daran werden auszusetzen haben; und wer kann sich vor ihnen hüten? Allein, ich verlasse mich darauf, daß die unbefangenen und gutmüthigen, wie die erhabenen und ätherischen Seelen billig urtheilen werden. Dieß

sind die beyden Oerter und Stufen, wo Friede und Heiterkeit wohnt. Auf der mittlern Stufe sind, wie gesagt worden (*), Unruhen, Stürme und Lufterscheinungen.

Abtheilung dieses Buchs in vier Theile.

Um einen allgemeinen und deutlichen Begriff von dem, was in diesem Buche soll abgehandelt werden, und von der ganzen Lehre der Weisheit zu haben, können wir dasselbe in vier Stücke oder Betrachtungen abtheilen.

Vorbereitungen.

Das erste Stück begreift die Vorbereitungen zur Weisheit, welche doppelt sind; erstlich, eine Befreyung von dem allen, was uns hindern kann, dazu zu gelangen, welches theils etwas äußerliches ist, als Irrthümer und Laster der Welt, theils etwas innerliches, als die Leidenschaften; und hernach eine völlige, ganze und allgemeine Freyheit des Geistes.

Gründe.

Das zweyte Stück begreift die Gründe der Weisheit, welche wieder doppelt sind; nämlich wahre und wesentliche Rechtschaffenheit, und daß man einen gewissen Zweck und Gang des Lebens habe.

Pflichten.

Das dritte Stück ist die Errichtung dieses Gebäudes, und faßt die Pflichten und Verrichtungen der Weisheit in sich, deren sechse sind: Die drey ersten gehen vornehmlich einen jeden für sich an, und sind: Gottseligkeit, Selbstbeherrschung, in Ansehung der Begierden und Gedanken, und stilles Betragen, unter allerley Vorfallenheiten, sowohl des Glücks, als des Unglücks. Die übrigen drey gehen auf andere, und sind: eine gehörige Beobachtung der Gesetze, Gewohnheiten und Ceremonien, ein angenehmer Umgang mit andern, und Klugheit bey allen Geschäfften.

Das

(*) B. 1. Kap. 39.

Das vierte Stück enthält die Wirkungen und Früchte der Weisheit, die doppelt sind; erstlich, daß man immer bereit zum Tode ist; hernach, daß man eine wahre Ruhe der Seele behauptet, welches die Krone der Weisheit und das höchste Gut ist. Dieß sind in allen zwölf Stücke, und so viel wird auch dieses Buch Kapitel haben. Früchte.

Erstes Kapitel.

Vom ersten Stücke der Vorbereitung zur Weisheit, der Befreyung von Irrthümern und Lastern der Welt und von den Leidenschaften.

Wer weise werden will, der muß zuvörderst sich mit reifer Ueberlegung entschließen, von zwey Uebeln sich zu befreyen, und sich davor zu bewahren und zu schützen suchen. Diese Uebel sind einander ganz entgegen gesetzt, und förmliche Hindernisse der Weisheit. Das eine ist außer uns, nämlich die gemeinen Meynungen und Laster, und die Verführung der Welt; das andere ist in uns, und das sind die Leidenschaften. Man muß sich also vor der Welt und vor sich selbst in Acht nehmen. Man sieht gleich, wie schwer das ist; wie soll man sich aber jene beyden vom Halse schaffen? Die Weisheit ist schwer und selten, und hier liegt das Schwerste, und auf die Bemühung dieses zu überwinden, kömmt es fast allein an, wenn man zur Weisheit gelangen will. Ist dieses überwunden; so ist das übrige leicht. Die erste Vorbereitung zur Weisheit besteht also darin, daß man sich vor dem Bösen hütet und bewahrt, das unsrer Absicht zuwider ist; und dieß ist der Nutzen des ganzen ersten Buches, aus welchem man die Welt und sich selbst hat kennen gelernt, und

durch

durch solche Erkänntniß sich warnen und antreiben lassen, sich vor beyden wohl zu hüten. Der Anfang dieses Buches wird also das Ende und die Frucht des vorhergehenden seyn.

Erstes Stück. Befreyung von gemeinen Irrthümern.

Zuerst wollen wir vom äußerlichen Uebel reden. Wir haben bereits vorher (*a*) die natürliche Gemüthsart des Volks, die seltsamen Launen der Welt und des Pöbels ziemlich weitläuftig und nach dem Leben geschildert, woraus man leicht abnehmen kann, was daher zu erwarten steht. Denn da es ganz in die Eitelkeit vernarrt, neidisch, boshaft, ungerecht, ohne Beurtheilungskraft und Bescheidenheit ist, und keine Mittelstraße halten kann, wie soll es überlegen, meynen, urtheilen, beschließen, reden, oder thun können, was recht und gut ist? Wir haben auch, gleichsam Beyspielweise, bey der Vorstellung des menschlichen Elendes (*b*), verschiedene Fehler angeführt und verglichen, welche die Welt im Urtheilen und Wollen gemeiniglich zu begehen pflegt, woraus leicht zu ersehen ist, daß sie ganz im Irrthume und Laster steckt. Hiermit stimmen auch die Aussprüche der Weisen überein, als: der größte Haufen ist immer böse; von tausenden ist kaum einer gut; die Narren sind nicht zu zählen; im Gedränge ist die Ansteckung am gefährlichsten.

Sie geben daher den Rath, man sollte nicht allein in die Meynungen, Absichten und Neigungen des gemeinen Volks sich nicht mengen; sondern auch das Getöse, die Gesellschaft und den Umgang desselben ganz und gar fliehen, weil man sich ihm nie nähern könne, ohne sich zu schaden und sich zu verschlimmern. Der Umgang des Pöbels ist ansteckend, und selbst den weisesten

(*a*) B. 1. Kap. 48.
(*b*) B. 1. Kap. 6.

festen und standhaftesten Menschen höchstgefährlich. Denn wer kann die Last und Gewalt der Laster aushalten, die mit so großem Haufen entgegen kommen? Ein einziges Beyspiel des Geizes, oder des üppigen Aufwandes richtet viel Böses an. Die Gesellschaft eines weichlichen Menschen macht diejenigen, welche mit ihm umgehen, nach und nach auch weichlich. Ein reicher Nachbar entzündet unsere Begierden; ein verdorbener und liederlicher Mensch greift, so zu reden, wie der Rost, den unverdorbensten und reinsten an, und theilt ihm seinen Gift mit. Was soll aber aus den Sitten werden, welchen die Welt mit verhängtem Zügel nachjagt?

Wer folgt aber jenem Rathe der Weisen? Es geschieht selten, und es ist schwer. Den von allen genehmigten Weg zu gehen, ist etwas, das einen guten Schein hat, und viel Güte und Billigkeit zu verrathen scheint. Die immer betretene Heerstraße betrügt gar leicht. Wir gehen einander nach, wie die gesellschaftlichen Thiere. Wir untersuchen weder den Grund, noch das Verdienst, noch die Billigkeit, sondern folgen dem Beyspiele und der Gewohnheit nach, stolpern gleichsam um die Wette, und fallen einer über den andern hin. Wir drängen einander und stoßen uns zusammen in den Abgrund. Wir fehlen und verderben auf guten Glauben, durch fremde Beyspiele richten wir uns zu Grunde (c). Wer aber weise seyn will, dem muß alles verdächtig vorkommen, was dem gemeinen Volke und dem großen Haufen gefällt, oder von demselben gebilligt wird; er muß auf das, was an sich gut und wahr ist, und nicht auf das, was es nur zu seyn scheint, und was das gewöhnlichste und gebräuchlichste ist, sehen, und sich nicht von der Menge einneh-

(c) Alienis perimus exemplis.

einnehmen und hinreißen lassen. Und wenn man, ihn zu besiegen und kurz abzufertigen, ihm sagen wird: So redet, so glaubt, so handelt die ganze Welt; so soll er in seinem Herzen sagen: Desto schlimmer, das ist ein elender Rath, und ich schätze die Sache nun noch geringer, da ich vernehme, daß ihr jedermann Beyfall giebt. So machte es der weise Phocion. Wenn er sah, daß das Volk zu etwas, das er vorgebracht hatte, seinen lauten Beyfall gab; so wandte er sich gegen seine umstehenden Freunde, und sprach: „Sollte „ich etwa unversehens etwas dummes vorgebracht, „oder ein schlechtes und ungeschicktes Wort gesagt ha„ben, daß mir das Volk hier seinen Beyfall so giebt?“ Man muß also den Umgang mit dem gemeinen Volke, so viel als möglich, meiden, und mit dem dummen, unverständigen und übelgearteten Pöbel, so wenig als möglich, zu thun haben, über alles aber sich vor seinen Urtheilen, Meynungen und lasterhaften Sitten verwahren. Die von den Weisen so empfohlene Einsamkeit ist es, wo man seine Seele von allen Lastern und Meynungen des Volks entladen, und aus solcher Verwirrung und Gefangenschaft wieder bekommen kann, um sie in sich einkehren zu lassen, und in völlige Freyheit zu setzen.

Zweytes Stück. Befreyung von den Leidenschaften.

Das zweyte Uebel und Hinderniß der Weisheit, wovor man sich wohl zu bewahren hat, welches innerlich und also gefährlicher ist, ist die Unordnung und Sklaverey der Leidenschaften und tumultuarischen Affekte, die man von sich wegschaffen, und dawider man sich sicher stellen muß, damit man leer und rein, wie ein weisses Blatt Papier, und ein geschicktes Subjekt werde, den Anstrich und die Eindrücke der Weisheit anzunehmen, welcher sich die Leidenschaften förmlich widersetzen. Die Weisen haben daher behauptet, es

sey selbst dem Jupiter unmöglich, zu lieben, zornig zu werden, und sich von irgend einer Leidenschaft rühren zu lassen, und zugleich weise zu seyn. Die Weisheit ist eine regelmäßige, nach Maß und Verhältniß eingerichtete Bewegung der Seele, eine Gleichheit und sanfte Harmonie unsrer Urtheile, unsers Willens und unsrer Sitten, nnd eine beständige Gesundheit unsers Geistes; die Leidenschaften hingegen sind lauter Springen und Fliegen, fieberhafte Anfälle und Rückfälle von Thorheit, heftige und unbesonnene Sprünge und Bewegungen.

Allgemeine Mittel wider die Leidenschaften.

Im vorhergehenden Buche haben wir die Leidenschaften genug abgemalt, um sie verabscheuen zu können. Hier folgen die allgemeinen Räthe und Mittel, sich davon loszumachen und sie zu überwinden; denn die ganz besondern werden im dritten Buche bey den Tugenden der Tapferkeit und Mäßigkeit vorkommen. Sie sind aber mancherley und verschieden, gute und böse. Doch zählen wir jene Güte und glückliche Einrichtung der Natur und eines gut gemischten und angenehmen Temperaments hier nicht mit, nach welcher mancher Mensch ruhig, heiter, rein und befreyt von starken Leidenschaften und heftigen Gemüthsbewegungen, in einer guten Gemüthsverfassung, gleichmüthig, sich gleich, vest und gestählt wider den Anfall der Leidenschaften ist; es ist aber dieses etwas sehr seltsames. Dieses ist kein Mittel wider das Uebel, sondern eine Befreyung vom Uebel und die Gesundheit selbst. Von den Mitteln aber wider die Leidenschaften können wir vier anmerken.

Das erste, uneigentliche und keineswegs lobenswerthe Mittel ist eine gewisse Sinnenbetäubung und Unempfindlichkeit, da man gar nichts fühlt noch fürchtet, eine thierische Gefühllosigkeit niedriger und ganz gemeiner Seelen, oder ein ganz

Unfühlbarkeit.

stumpfes Gefühl und geistige Unfühlbarkeit, welche etwas gesundheitähnliches hat, aber nicht Gesundheit ist. Denn wo keine Erkänntniß, kein Gefühl und keine Thätigkeit ist, da kann auch keine Weisheit und keine Standhaftigkeit seyn; folglich heißt es nur, das Uebel nicht fühlen, nicht aber es heilen. Indessen ist dieser Zustand weit minder böse, als das Uebel kennen, fühlen, und sich davon plagen und überwinden lassen. Ich wollte doch lieber für wahnwitzig und ganz untüchtig gehalten seyn, wenn mein Unglück mich nur vergnügt machte, möcht's endlich auch Irrthum seyn, als Verstand haben und mich quälen (*d*).

Gegenleidenschaft.

Das zweyte Mittel ist nicht viel besser, als das Uebel selbst; gleichwohl ist es das gewöhnlichste, und besteht darin, wenn man eine Leidenschaft durch eine andere, die stärker ist, überwindet und erstickt. Denn die Leidenschaften stehen niemals im Gleichgewichte, sondern es ist immer eine darunter die herrschende, wie unter den Feuchtigkeiten des Körpers, und diese regiert und meistert die übrigen. Sehr fälschlich schreiben wir oft der Tugend und der Weisheit etwas zu, woran sie nicht gedacht hat, und welches bloß von einer Leidenschaft herkömmt. Es ist aber doch noch immer viel, wenn es die Leidenschaften bey solchen Leuten, die von ihnen beherrscht werden, nicht gar zu arg machen.

Vorsichtigkeit.

Das dritte Mittel, welches gut, obgleich noch nicht das beste ist, besteht in der Klugheit und Kunst, sich vor Zufällen und vor allem, was die Leidenschaften reizen, erwecken oder erhitzen

(*d*) — — Prætulerim delirus inersque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant,
Quam ſapere & ringi.

hitzen kann, gleichsam wegzustehlen, zu verkriechen, zu verstecken, und so zu entfliehen. Es ist eine künstliche und sorgfältige Bemühung, sich in Bereitschaft zu halten, ehe die Gelegenheiten kommen, indem man dem Bösen den Zugang verwehrt, und sich vorsieht, daß man es nicht empfindet. So machte es jener König, welcher das schöne und reiche Geschirr, das man ihm gegeben hatte, zerschlug, um sich alle künftige Gelegenheit zum Zorne in Zeiten abzuschneiden. Das schicklichste Gebeth für solche Leute ist: Führe uns nicht in Versuchung (*e*). Nach diesem Mittel spielen die lieber gar nicht, die beym Spiele hitzig sind, vermeiden Leute, die auf Ehre halten und jähzornig sind, allen Wortwechsel und Zwist, und hemmen gleich die erste Aufwallung des Bluts. Denn wenn man sich einmal auf so was eingelassen hat; so ist es hernach schwer, sich weislich und bescheiden dabey zu verhalten. Im Anfange kann man die Händel leiten, und sie nach seinem Gefallen zu lenken; sind sie aber so in Schwang gebracht, daß sie warm werden, so leiten sie uns, und reißen uns mit sich fort. Die Leidenschaften sind weit leichter zu vermeiden, als zu mäßigen; sie sind leichter aus der Seele auszurotten, als zu mäßigen (*f*); denn alle Dinge sind bey ihrer Entstehung zart und schwach. Allein wenn sie klein sind, bemerkt man die Gefahr nicht; und wenn sie groß sind, kann man kein Mittel mehr dagegen finden. Dieß sieht man an so verschiedenen Leuten, welche sich so leicht und leichtsinnig in Zank und Streit und in Processe einlassen, und sich hernach genöthigt sehen, sich mit Schanden wieder herauszuziehen, und niederträchtige und schändliche Vergleiche eingehen müssen. Sie

(*e*) Ne nos inducas in tentationem.

(*f*) Exscinduntur animo facilius, quam temperantur.

suchen falsche Erklärungen, lügen und strafen sich selbst Lügen, verrathen ihr Herz, bekleistern und bemänteln die That, lauter Mittel, die hundertmal schlimmer sind, als das Uebel, das sie heilen wollen. Sie würden besser thun, wenn sie nicht anfiengen, als daß sie aufhören (g). Aus einem Fehler der Klugheit fallen sie in einen Fehler des Herzens, und handeln dem Rathe des Bias gerade entgegen: Ganz kalt angefangen, aber hitzig fortgesetzt. Sie sind wie die Narren, welche den Fehler der falschen Schamhaftigkeit haben, und daher so gutherzig und gefällig sind, daß sie nichts abschlagen können, wenn sie um etwas gebethen werden, hernach aber eben so leicht ihr Wort brechen und zurücknehmen. Es ist also bey Geschäfften, und beym Umgange mit Menschen, durchaus nöthig, gleich im Anfange klug und vorsichtig zu seyn.

Tugend.

Das vierte und beste Mittel unter allen ist eine kräftige Tugend, eine Entschlossenheit und Thätigkeit der Seele, nach welcher man die Zufälle ohne Unruhe ansieht und ihnen Trotz biethet, mit ihnen kämpft und sie bestreitet. Dieß ist eine starke, edle und rühmliche Unleidenheit, welche jener oben besagten, niedrigen und betrübten Fühllosigkeit ganz entgegen gesetzt ist. Hierzu aber sich zu bilden und dahin zu gelangen, sind vorhergehende Ueberlegungen gar sehr und überaus dienlich. Die Ueberlegung hat die Herrschaft über die Leidenschaften, das Vorherüberdenken giebt der Seele die Härtung, und macht sie vest, gestählt und undurchdringlich gegen alles, was sie angreifen will. Das eigene Mittel, die Leidenschaften zu befriedigen, ist, sie recht kennen, untersuchen und urtheilen, was für Gewalt sie über uns, und was für Gewalt wir über sie haben. Doch hiervon

(g) Melius non incipient, quam desinent.

von weiter hin ein mehreres, sowohl in diesem, als in dem folgenden Buche: bey den Tugenden der Tapferkeit und Mäßigkeit.

Eigendünkel.

Unter allen Leidenschaften aber hat man sich vor keiner mehr zu hüten, und von keiner mehr loszureißen, als von der Eigenliebe, dem Eigendünkel und der thörichten Selbstliebe, der Pest des Menschen, der geschworenen Feindinn der Weisheit, und dem wahren Krebse und Fäulniß der Seele, nach welcher wir uns selbst anbethen, so sehr zufrieden mit uns selbst sind, und nur uns allein hören und nur uns glauben wollen. Wir können aber in keine gefährlichern, als unsere eigenen Hände fallen. Es ist ein schönes Wort, welches aber ursprünglich aus der Spanischen Sprache herstammt: Gott bewahre mich vor mir selbst. Dieser Dünkel und diese thörichte Selbstliebe kömmt daher, daß man sich, seine Schwachheit und sein Nichts, sowohl das allgemeine Unvermögen und Elend der Menschen, als auch sein eigenes und persönliches nicht recht kennt. Und nie wird ein Mensch zur Weisheit gelangen, so lange er nur einen Gran dieser Thorheit an sich behält. Die Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, nach welcher man sein Nichts herzlich und ernstlich erkennt, ist ein starker Beweis von guter und gesunder Beurtheilungskraft und rechtschaffenem Willen, und folglich eine gute Vorbereitung zur Weisheit.

Zweytes Kapitel.

Vom zweyten Stücke der Vorbereitung zur Weisheit, der allgemeinen und völligen Freyheit des Geistes, sowohl im Urtheilen, als im Wollen.

Erstes Stück. Freyheit im Urtheilen.

Die zweyte, jener ersten nachfolgende Vorbereitung zur Weisheit, welche uns aus jener innerlichen und äußerlichen Sklaverey und Unordnung des Pöbels und der Leidenschaften errettet hat, ist eine völlige, gänzliche und edle Freyheit des Geistes, und zwar theils im Urtheilen, theils im Wollen. In Ansehung der ersten, der Freyheit im Urtheilen, haben wir bereits zur Gnüge gezeigt, daß es Schwachheit und dumme Einfalt ist, sich wie das Rindvieh führen zu lassen, alle Eindrücke anzunehmen und ihnen Glauben beyzumessen; daß es Thorheit und Eigendünkel ist, wenn man sie angenommen hat, darauf zu beharren, und das Gegentheil zu verdammen; daß es endlich Raserey und ungerechte Tyranney ist, andere dazu bereden und verleiten zu wollen. Itzt geben wir also eine schöne und eine der ersten Lehren der Weisheit, und sagen, man solle sein Urtheil zurück halten, das ist, seinen Geist an-, zusammen und aufhalten in den Schranken seiner Betrachtung und in der Thätigkeit alles zu untersuchen, zu beurtheilen und zu wägen, welches sein wahres Leben und seine beständige Uebung ist, ohne sich an irgend eine Meynung zu binden, oder zu halten, ohne zu entscheiden, oder zu bestimmen, noch sich in irgend etwas zu vergaffen, oder es sich gar antrauen zu lassen. Dieses gehet die göttlichen Wahrheiten, welche die ewige Weisheit uns geoffenbart hat, gar nicht an, sondern diese müssen mit aller Demuth und Unterwerfung angenommen werden; auch nicht die äußern Handlungen im gemeinen Leben, die Beobachtung der Gesetze, Gewohnheiten und dessen, was gewöhnlich ist. Gott hat nicht gewollt, daß wir sie verstehen, sondern daß wir sie nur brauchen sollen (*a*). Denn in allen solchen Dingen muß

(*a*) Non enim Deus ista scire, sed tantummodo uti voluit.

muß man sich nach dem gemeinen Haufen richten, mit ihm einstimmig seyn, nichts verderben, noch Lärmen erregen. Man muß zwar andern Rede und Antwort davon geben; die Gedanken, Meynungen und Urtheile aber sind alle unser und frey.

Dieß heißt nun erstlich sein Seyn und sich in seiner Freyheit behaupten. Wir sind desto freyer und ungebundener, weil uns die völlige Gewalt zu urtheilen bleibt (*b*). Es heißt bescheiden seyn und aufrichtig gestehen, daß der Mensch voller Unwissenheit, Schwachheit und Ungewißheit ist. Die Gedanken der Menschen sind furchtsam; ungewiß sind unsere Erfindungen und Vorsichtigkeiten. Gott kennt die Gedanken der Menschen, daß sie eitel sind (*c*). Ferner heißt es auch, verschiedene Gefahren und Klippen vermeiden, als: an verschiedenen Irrthümern, welche die menschliche Phantasie hervorbringt, und wovon die ganze Welt voll ist, Theil nehmen, und hernach gezwungen seyn, sich aufs Maul zu schlagen, und zurückzunehmen, was man geglaubt hat. Denn wie oft hat uns nicht die Zeit gelehrt, daß wir uns geirrt und versehen hatten, und uns genöthigt, unsre Meynung zu ändern! Ingleichen sich in Zwist, Trennungen und Streitigkeiten einlassen; auch verschiedene Partheyen beleidigen. Denn wenn wir auch die berühmteste Parthey ergreifen, und allgemein angenommene Meynungen wählen; so werden wir doch noch verschiedene andere Partheyen anzugreifen und zu bestreiten haben. Das Zurückhalten unsers Urtheils aber schützt

Ist gut und nützlich.

(*b*) Hoc liberiores & solutiores sumus, quia nobis integra judicandi potestas manet.

(*c*) Cogitationes mortalium timidæ; incertæ adinventiones nostræ & providentiæ. Deus novit cogitationes hominum, quoniam vanæ sunt.

uns wider alle solche Unannehmlichkeiten. Es heißt auch in der Stille und Ruhe und weit entfernt von den Bewegungen und Fehlern bleiben, welche von dem Eindrucke der Meynung und Wissenschaft herkommen, die wir von gewissen Sachen zu haben glauben. Denn daher kömmt Hochmuth, Ehrgeiz, unmäßige Begierden, Eigensinn, Eigendünkel, Liebe zum Neuen, Empörung, Ungehorsam. Endlich ist es das, was alle Weise, alle große und geschickte Geister gelehrt und gethan haben, worunter die meisten und vorzüglichsten sich des Nichtswissens und Zweifelns ausdrücklich gerühmt haben; denn sie behaupteten, es wäre in der Natur nichts, als Zweifel; es wäre nichts gewisser, als die Ungewißheit; man könnte über alle Dinge für und darwider streiten, und hundert solche Sachen mehr. Und wenn auch die übrigen wie Systematiker gethan, und manches geradezu behauptet haben; so ist es doch nur in Gebehrden und Worten geschehen, um zu zeigen, wie weit ihr Verstand beym Nachjagen und Aufsuchen der Wahrheit gehe, welche die Gelehrten sich selbst mehr bilden, als wissen (*d*); sie haben auch andern nichts aufgedrungen, noch ihre Sachen für etwas mehr, als für Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten ausgegeben, und alle Sachen verschiedentlich, bald aus dem Gesichtspunkte und in diesem Sinne, bald aus einem andern betrachtet, und als Fragen problematisch abgehandelt. Sie wollten mehr untersuchen als unterrichten, und gaben oft zu verstehen, daß sie nicht im Ernste, sondern im Scherze und zur Uebung redeten. Es scheint, sie haben mehr ihren Witz an der Schwierigkeit der Materie üben wollen, als daß das, was sie vorbrachten, ihre wahren Gedan-

(*d*) Quam docti fingunt magis, quam norunt.

Gedanken waren (*e*). Wer wird glauben, daß Plato seine Republik und seine Vorstellungen, Pythagoras seine Zahlen, und Epikur seine Atomen uns als lautere Wahrheit haben aufhängen wollen? Sie fanden ihr Vergnügen daran, ihren Geist in angenehmen und scharfsinnigen Erfindungen lustwandeln zu lassen, in Sachen, die mehr vom Witze, als von der Kraft des Wissens gebildet werden (*f*). Bisweilen haben sie sich auch bestrebt, schwer zu schreiben, um die Eitelkeit ihrer Materie zu verbergen, und der Neugierde der Geister etwas zu thun zu geben.

Wird wider die eingebildeten Systematiker vertheidigt.

Die hinterher gekommenen pedantischen und eingebildeten Systematiker, die alles gewiß wissen, hassen und verdammen diese Regel der Weisheit ohne alle Scheu, und wollen lieber einen hartnäckigen Rechthaber, der ihrer Parthey zuwider ist, als einen bescheidenen und friedliebenden Mann, der zweifelt und sein Urtheil zurückhält, das heißt, lieber einen Narren, als einen Weisen haben. Sie gleichen hierinnen dem Frauenzimmer, welches es auch lieber sieht, daß man ihm bis zum Beleidigen widerspricht, als daß man ihnen aus Kaltsinn und Verachtung gar nichts sagt, weil sie sich dadurch für entehrt und ganz verworfen halten. Hier geben sie aber deutlich zu erkennen, daß sie Unrecht haben. Denn warum soll es weniger erlaubt seyn, zu zweifeln, und die Sachen als zweifelhaft, ohne zu entscheiden, anzusehen, als es ihnen erlaubt ist, alles gewiß zu behaupten? Ja warum sollte es nicht vergönnt seyn, aufrichtig zu gestehen, daß man etwas nicht wisse, da man es in der That nicht weiß, und in

(*e*) Non tam id sensisse, quod dicerent, quam exercere ingenia materiæ difficultate voluisse videntur.
(*f*) Quæ ex ingenio finguntur, non ex scientiæ vi.

Ansehung solcher Sachen, wovon man keine Gewißheit hat, zweifelhaft zu bleiben?

Ist ein großes Gut.

Dieß ist also die erste Freyheit des Geistes, sein Urtheil zurück halten, und diese ist zugleich die sicherste Lage und der glücklichste Zustand unsers Geistes, welcher dadurch gerade, stät, ruhig und unbeweglich bleibt, ohne im geringsten nur bewegt oder zum Wanken gebracht zu werden. Unter wahren oder falschen Meynungen ist in Ansehung des Beyfalls der Seele kein Unterschied (g). Dieß ist beynahe in einem gewissen Verstande die Unerschütterlichkeit (*h*) der Sceptiker, welche sie das höchste Gut nennen; die Neutralität und Gleichgültigkeit der Akademiker, womit das verwandt ist, oder woraus das entsteht, daß man nichts anstaunt, nichts bewundert; das höchste Gut des Pythagoras und die wahre Großmuth des Aristoteles. Nichts bewundern, mein Numicius, ist fast allein das einzige, was uns glücklich machen und erhalten kann (*i*).

Mittel, sie zu erlangen.

Das wahre Mittel aber, diese schöne Freyheit im Urtheilen zu erlangen, und sich dabey zu behaupten, welches zugleich als eine andere schöne Lehre und Vorbereitung zur Weisheit angesehen werden kann, ist, einen allgemeinen

Allgemeiner Geist.

Geist zu haben, der seine Blicke und Betrachtungen über die ganze Welt ausbreitet, und nicht an einem gewissen Orte, bey einem Gesetze, einer Gewohnheit und einer Art zu leben

---

(g) Inter visa vera vel falsa ad animi assensum nil interest.

(*h*) Ἀταραξια.

(*i*) Nil admirari prope res est una, Numici,
Solaque, quæ possit facere & servare beatum. *Horat.*

leben stehen bleibt, aber nur alles mit der oben angezeigten Einschränkung, sowohl in Absicht des Glaubens, als des Lebens; kurz, wie Sokrates, ein Weltbürger, und nicht bloß Bürger einer einzigen Stadt zu seyn, und das ganze menschliche Geschlecht mit Liebe zu umfassen. Es ist Dummheit und Schwachheit, zu denken, man müsse allenthalben so glauben und leben, wie in unserm Dorfe und Lande, und die Vorfälle, die sich hier ereignen, wären der übrigen Welt gemein und giengen sie auch an. Wenn man dem Narren erzählt, es gäbe auch andern Glauben, andere Gewohnheiten und Gesetze, die denen, welche er halten und üben sieht, zuwider wären; so verabscheut und verwirft er sie geschwind als Barbarey, oder glaubt solche Erzählungen gar nicht; so gebeugt ist seine Seele unter das Joch der Gesetze seines Städtchens, welche er für die einzigen wahren, natürlichen und allgemeinen hält. Jeder nennt das Barbarey, was nicht nach seinem Geschmacke, und ihm nicht gewöhnlich ist, und es scheint fast, wir hätten keinen andern Probierstein der Wahrheit und Vernunft, als das Beyspiel und die Vorstellung der Meynungen und Gebräuche des Landes, in welchem wir leben. Von solcher Dummheit aber muß man sich losmachen, und sich, wie auf einem Gemälde, das große Bild unsrer Mutter Natur, in ihrer ganzen Majestät vorstellen, und sie in einem Königreiche eben so, wie in einem Kaiserthume bemerken. Ja, man kann diese Welt, denn es ist eine große und authentische Meynung, daß es mehr Welten giebt, als das Kunstwerk eines sehr feinen Grabstichels betrachten, und darinnen lesen, was für eine allgemeine und beständige Mannigfaltigkeit es in allen Sachen giebt; wie vielerley da Gemüthsarten, Urtheile, Glauben, Gewohnheiten, Gesetze, Staats- und Glücksveränderungen sind; wie viel da Siege und Eroberungen vergraben,

graben, Feyerlichkeiten, Höfe und Hoheiten verschwunden sind; und hieraus wird man lernen, sich zu erkennen, nichts zu bewundern, nichts neu und seltsam zu finden, und allenthalben vest und entschlossen zu seyn.

Mittel diesen allgemeinen Geist zu erlangen.

Es sind verschiedene Sachen dienlich, solchen allgemeinen, artigen, freyen und offenen Geist zu erlangen und zu erhalten; denn er ist selten und schwer zu erlangen, und nicht alle sind desselben fähig, so wenig, als alle der Weisheit fähig sind. Erstlich gehört hierher, was im ersten Buche von der großen Mannigfaltigkeit, Verschiedenheit und Ungleichheit der Menschen ist gesagt worden, und was in diesem von der großen Verschiedenheit der Gesetze und Gewohnheiten, die in der Welt sind, wird gesagt werden. Ferner was die Alten von dem Alter, dem Zustande, und den Veränderungen der Welt sagen. Die Aegyptischen Priester sagten dem Herodotus, seit den Zeiten ihres ersten Königs, bis wohin sie eilf tausend Jahre und drüber rechneten, und von welchem sie ihm, wie auch von seinen Nachfolgern, die Bildnisse in nach dem Leben gemachten Statuen zeigten, habe die Sonne ihre Laufbahn viermal verändert. Die Chaldäer hielten zu den Zeiten des Diodorus, wie er und Cicero berichten, Zeitrechnungen von viermal hundert tausend und so und so viel Jahren. Plato sagt, die Einwohner der Stadt Sais hätten geschriebene Nachrichten von acht tausend Jahren her, und die Stadt Athen wäre tausend Jahr eher, als besagtes Sais, erbaut worden. Aristoteles, Plinius und andere sagen, Zoroaster habe sechs tausend Jahre vor des Plato Zeitalter gelebt. Einige haben gesagt, die Welt sey von aller Ewigkeit her, sterbe und erneue sich durch verschiedene Abwechselungen. Andere, und zwar die vorzüglichsten Weltweisen, haben die Welt für einen Gott gehalten, den ein anderer größerer Gott

hervor-

hervorgebracht habe; oder haben, wie Plato und andere versichern, und aus ihren Bewegungen auch sehr wahrscheinlich wird, gesagt, sie wäre ein aus Körper und Geist zusammengesetztes Thier, der Geist wohne im Mittelpunkte, und verbreite sich nach musikalischen Regeln in seine Circumferenz; auch ihre Theile, der Himmel und die Sterne wären aus Leib und Seele zusammengesetzt, und nach solcher Zusammensetzung sterblich, nach der Bestimmung des Schöpfers aber unsterblich. Plato sagt, die Welt verändere ihre Gestalt auf alle Weise, der Himmel und die Sterne veränderten sie auch, und kehrten ihre Bewegung manchmal gar um, so daß das vorderste hintenhin käme, und Osten Westen würde. Es ist auch eine alte, sehr authentische, von den berühmtesten Köpfen angenommene, der Größe Gottes anständige und sehr vernünftige Meynung, daß mehr Welten sind. Und da nichts in der Welt allein und nur eines ist, sondern alle Gattungen auch der Zahl nach, vervielfältigt sind; so scheint es nicht wahrscheinlich zu seyn, daß Gott dieses Werk allein ohne eines seines gleichen sollte geschaffen haben, und daß alles in diesem einzelnen Werke sollte erschöpft worden seyn. Man bedenke auch, was die Entdeckung der neuen Welt, von Ost- und Westindien uns gelehrt hat. Zuvörderst sehen wir da, wie sich die Alten alle geirrt haben, welche das Maß der bewohnbaren Erde gefunden, und, bis auf einige entlegene Inseln, die ganze Cosmographie umfaßt zu haben meynten, aber keine Gegenfüßler glaubten. Denn itzt ist noch eine Welt da, die, beynahe wie unsre, ganz vestes Land, bewohnt, bevölkert, in bürgerliche Verfassung gebracht, in Königreiche und Kaiserthümer eingetheilt, und mit Städten besetzt ist, welche an Schönheit, Größe und Reichthum alle, die in Asien, Afrika und Europa sind, übertreffen, und zwar seit vielen tau-

send Jahren. Und wer will zweifeln, daß nicht in einiger Zeit noch andere werden entdeckt werden? Wenn Ptolomäus und die Alten sich ehedem geirrt haben, warum sollte sich der nicht auch irren können, welcher behaupten wollte, es wäre itzt alles entdeckt und erfunden? Ich möchte mich nicht auf ihn verlassen. Zweytens finden wir, daß fast alle Sachen, welche wir so hochschätzen, und für uns zuerst vom Himmel geoffenbart und zugesandt halten, schon viele tausend Jahre eher, als wir die ersten Nachrichten davon bekommen haben, in diesen neuen Ländern der gemeine Glaube und Observanz gewesen sind. In Religionssachen, zum Beyspiele: daß alle Menschen von einem, als dem allgemeinen Stammvater, herkommen, daß eine allgemeine Sündfluth gewesen sey, daß ehedem ein Gott, als ein ganz unschuldiger und heiliger Mensch, auf Erden gelebt habe, daß ein Fegefeuer, ein jüngstes Gericht, eine Auferstehung der Todten sey. Ingleichen gehören hierher die Beobachtung des Fastens, eine große Fastenzeit, der ehelose Stand der Priester, die Auszierungen der Kirchen, Chorhemde, Bischofshut, Weihwasser, Anbethung des Kreuzes, eine Beschneidung, wie die jüdische und muhammedanische, und eine Gegenbeschneidung, da man die Eichel des männlichen Gliedes sorgfältig und heilig bedeckt hält, und die Vorhaut mit Bändern vorzieht, damit gar keine Luft daran kommen möge. So ist es auch mit Sachen, welche die bürgerliche Verfassung betreffen, als: daß die Erstgebohrnen das ganze väterliche Erbe bekommen, daß diejenigen, welche ein schönes und großes Amt erhalten, ihren Namen ändern, und einen neuen annehmen; ingleichen tyrannische Subsidien, Wappen, Gaukeleyen, Instrumentalmusik, alle Arten von unsern Spielen, Kriegsgeschütz, Buchdruckerey. — Aus allen solchen Betrachtungen ziehen wir gar leicht folgende

gende Schlüsse: Daß der große Körper, welchen wir Welt nennen, das nicht ist, was wir denken und urtheilen; daß er weder im Ganzen noch in seinen einzelnen Theilen immer derselbe, sondern in beständiger Ebbe und Flut ist; daß nichts an einem Orte und zu einer Zeit gesagt, angenommen und geglaubt worden, das nicht ebenfalls an andern Orten gesagt, angenommen und geglaubt, auch wohl bestritten, verworfen und verdammt worden, indem der menschliche Verstand zu allem fähig ist, die Welt immer so fortrollt, und bald dieselbe, bald verschieden ist; und daß endlich alle diese Sachen in solchem Laufe und Umdrehung der Natur mit begriffen und eingeschlossen, und dem Gebohren werden, dem Verändern, dem Sterben, und der Abwechselung der Zeiten, der Orte, der Himmelsstriche, des Himmels, der Luft und des Erdbodens unterworfen sind. Aus solchen Schlüssen werden wir denn lernen, nichts für bestimmt anzunehmen, auf nichts zu schwören, nichts zu bewundern, über nichts unruhig zu werden, sondern bey allem, was auch geschieht, man mag schreyen und lärmen, wie man will, sich auf den Punkt zu setzen, daß man denkt: es ist der Lauf der Welt, es ist die Natur, die nach ihrer Art verfährt: nur daß man dabey klug und vorsichtig handle, damit uns nicht etwa, wegen unsrer Schwachheit und Freyheit, etwas verletzen möge. Doch genug hievon; wir haben vom allgemeinen Geiste und von der Freyheit im Urtheilen zur Gnüge geredet.

Zweytes Stück. Freyheit des Willens.

Die zweyte Freyheit, die Freyheit des Willens, muß dem Weisen noch viel nachdrücklicher empfohlen seyn. Wir reden hier nicht vom freyen Willen im theologischen Verstande; sondern wir sagen nur, der Weise müsse, um seine Ruhe und Freyheit zu behaupten, seinen Willen und seine Neigungen so in Ordnung halten,

daß

daß sie sich nur nach sehr wenigen, und nur billigen Sachen (denn, genau zu urtheilen, sind dieser auch wenig) und zwar ohne Heftigkeit und Eigensinn hinlenken. Zwo Volksmeynungen, die in der Welt vielen Schein haben, sind hier zu bestreiten. Nach der einen soll man hurtig und willig seyn, andern zu dienen, sich selbst vergessen um des Nächsten und hauptsächlich des allgemeinen Besten willen, gegen welches eine Privatperson gar nicht in Betrachtung komme. Nach der zweyten soll man sich dabey heldenmüthig, feurig, eifrig und brünstig beweisen. Wer das erste nicht thut, dem macht man den Vorwurf, daß er keine Nächstenliebe habe; und wer das zweyte unterläßt, kömmt in Verdacht, daß er kaltsinnig sey, und nicht den gehörigen Eifer oder das nöthige Vermögen dazu habe, und kein Freund sey. Man hat diese beyden Meynungen ganz übermäßig und über alle Billigkeit in Aufnahme zu bringen gesucht, und alles dafür gesagt, was sich nur sagen läßt. Denn die Häupter der Partheyen predigen die Sachen immer, nicht wie sie sind, sondern wie sie ihnen dienen können; und da sind die richtigsten Meynungen nicht immer die bequemsten. Da sie nun sehen, daß wir gar zu sehr an uns selbst hängen, und dieser Hang zu natürlich ist; so wollen sie uns losmachen, und recht weit davon abziehen, und da pflegts zu gehen, wie mit einem krummen Holze, das man gerade biegen will, und welches man leicht wieder auf die andere Seite krumm biegt.

Verwickelung anderer, die sich zu Sklaven machen.

Allein diese von so vielen übelverstandene und unrecht genommene Meynungen verursachen Ungerechtigkeiten, Unruhen, Verdruß und vieles Uebel, wie man an den Leuten sehen kann, die allenthalben zugreifen, sich gleichsam verleihen und andern zu Sklaven machen. Sie lassen sich nicht nur hinreißen und vesthalten, sondern

dern

dern mischen sich auch selbst in alles, sowohl was sie angeht, als auch was sie nicht angeht, ins Große wie ins Kleine, und oft aus keiner andern Ursache, als um sich zu thun zu machen und geschäftig zu seyn. Sie verwickeln sich in Händel, um Händel zu haben(k). Sie können nun einmal nicht still bleiben und ruhig sitzen, sondern, als wenn sie zu Hause und bey sich nichts zu thun, und Mangel an innern, wesentlichen, eigenen und häuslichen Geschäfften hätten, suchen und nehmen sie fremde vor. In Ansehung ihres Beutels sind sie sehr wirthschaftlich oder geizig; mit ihrer Seele, Leben, Zeit, Neigung und Willen aber, den einzigen Sachen, wobey Wirthschaftlichkeit nützlich und lobenswürdig ist, gehen sie verschwenderisch um. Und wenn sie sich an etwas ergeben; so geschieht es mit so vieler Leidenschaft und solcher Heftigkeit, daß sie gar nicht mehr ihre sind, sondern sich ganz und gar dahin verpfänden und darein vertiefen. Die Großen wollen solche Leute haben, die ihnen mit Leidenschaft zugethan sind, und sich ganz für sie aufopfern, und wenden große Verheißungen und allerley Kunstgriffe an, sie dahin zu bringen, und finden auch immer Narren, die ihnen glauben; die Weisen aber nehmen sich davor wohl in Acht.

Solches ist erstlich ungerecht, beunruhiget den Staat ganz und gar, und vertreibt Ruhe und Freyheit des Geistes. Es heißt nicht wissen, was ein jeder von uns sich schuldig, und zu wie viel Dienstleistungen ein jeder gegen sich selbst verpflichtet ist. Indem die Menschen gegen andere gefällig und dienstfertig seyn wollen, werden sie gegen sich selbst ungestüm und ungerecht. Wir alle haben zu Hause und bey uns selbst Geschäffte genug, ohne daß wir auswärts gehen und uns zu allen

hergc-

(k) In negotiis sunt, negotii cauſſa.

hergeben dürfen. Man muß bey sich selbst stehen bleiben. Wer, um andern zu dienen, vergißt ehrlich, gesund und munter zu leben, ist unklug, und wählt eine böse und widernatürliche Parthey. Nur an wenig Sachen muß man sich vest und mit Neigung ergeben, und diese Sachen müssen auch noch dazu billig seyn.

Zweytens verwirrt diese heftige Anstrengung uud leidenschaftliche Ergebenheit alles, und verwickelt die Ausführung eines G.schäfts, dem man so sehr ergeben ist, eben so, wie beym Eilen die gar zu große Geschwindigkeit über die eigenen Beine wegfällt, sich verhindert und aufhält. Die Geschwindigkeit verwickelt sich selbst; daher man mit Weile eilen soll. Wer sich übereilt, wird später fertig (*l*). Wenn man von solcher heftigen Anstrengung begeistert ist, verwirrt man sich, thut sich selbst Schaden, wird leicht unbescheiden und ungerecht, erweckt andern Verdruß und Verdacht, und erregt Ungeduld, wenn die Begebenheiten widrig oder langsamgehend sind, und nicht nach Wunsche ausfallen. Mit Stürmen wird alles übel gemacht (*m*). Man sieht dieses nicht allein bey ernstlichen, sondern auch bey eiteln und nichtigen Geschäfften, wie z. E. beym Spiele, wo derjenige, welcher von einer brennenden Begierde zu gewinnen hingerissen wird, in Unruhe geräth und verliert. Wer gemäßigt zu Werke geht, der ist immer bey sich, und führt sein Werk, ohne sich zu ängstigen, vortheilhafter, sicherer und munterer aus. Er verstellt sich, giebt nach, und verschiebt alles nach seiner Bequemlichkeit, wie es die jedesmaligen Umstände erheischen. Soll er vor sich gehen, so geschieht es ohne Marter und Quälen, und fertig und bereit zu einem neuen Posten, gehet er immer

---

(*l*) Ipsa se velocitas implicat, unde festinatio tarda est. Qui nimium properat, serius absolvit.

(*m*) Male cuncta ministrat impetus.

mer mit dem Zügel in der Hand, und eilt mit Weile (*n*).

Drittens, steckt diese heftige und hastige Neigung sogar die Beurtheilungskraft an, und verderbt sie. Denn wenn Menschen einer Parthey anhängen und ihr Bestes suchen; so sind sie nicht abzubringen. Und wenn es verkehrt geht, so legen sie ihr falsches Lob und falsche Eigenschaften bey, und beladen hingegen die andere Parthey mit falschen Beschuldigungen, legen alle Anzeichen und Begebenheiten nach ihrem Kopfe und so aus, daß es ihren Absichten förderlich seyn muß. Müssen denn eben alle von der Gegenparthey, die auch schwach seyn mag, darum auch böse seyn, und alle Laster an sich haben; ja müssen denn sogar diejenigen, welche etwas Gutes von derselben sagen und bemerken, gleich in Verdacht kommen, daß sie es mit ihr halten? Kann es denn nicht geschehen, daß ein übrigens redlicher Mann hingerissen wird, und einer bösen Parthey folgt? Mag doch Leidenschaft den Willen überwältigen; daß sie aber auch die Beurtheilungskraft fortreißen und sie den Narren vorstellen lassen will, das ist zu viel. Denn sie ist der höchste und letzte Theil, welcher sein Ansehen beständig behaupten soll, und aufrichtig und ehrlich sowohl das Gute, das an Feinden, als das Böse, das an Freunden anzutreffen ist, anerkennen muß. Außer dem Hauptknoten des Streits, und außer der Hauptsache, muß man Gleichmüthigkeit und Gleichgültigkeit beweisen, und seinen Zorn nicht weiter, als es die Geschäffte fodern, um sich greifen lassen. Dieß ist das Unangenehme, welches uns trifft, wenn wir uns an irgend etwas zu sehr ergeben. Allenthalben, selbst in Güte und Weisheit kann man zu viel thun.

Um aber hierin Maß zu halten, muß man sich erinnern, daß das hauptsächlichste und rechtmäßigste

(*n*) Festinat lente.

Geschäfft eines jeden dieses ist, sich selbst gut zu regieren. Das ist die Absicht unsers Daseyns; wir sollen uns bey Ruhe und Freyheit zu behaupten suchen. Das vornehmste Mittel aber, es dahin zu bringen, ist, andern sich leihen, sich selbst aber sich schenken; Geschäffte unter die Hände, aber nicht zu Herzen nehmen; sich damit beladen, aber nicht drein versenken; sie besorgen, aber nicht die Besorgung zur Leidenschaft werden lassen; überhaupt sich an sehr wenig binden; sondern immer bey sich selbst bleiben. Dieser Rath verwirft keineswegs die Pflichten, welche man dem allgemeinen Besten, seinen Freunden und seinem Nächsten schuldig ist, vielmehr muß der Weise ein dienstfertiger und liebreicher Mensch seyn, den Gebrauch anderer Menschen und der Welt auf sich Beziehung haben lassen, und zu dem Ende der öffentlichen Gesellschaft die Dienste und Pflichten besorgen, die ihn betreffen. Wisse es, wer sein eigener Freund ist, der ist auch aller Menschen Freund (*o*). Nur verlange ich eine doppelte Mäßigung und Bescheidenheit; eine, daß man sich nicht an alles macht, was einem vorkömmt, sondern nur an das, was recht und billig und was nothwendig ist, welches sich nicht weit erstrecken kann; die andere, daß es ohne Heftigkeit und Beunruhigung geschehe. Man muß wenig, und dieß wenige mäßig begehren; sich wenig zu schaffen machen, und dieß wenige gelassen verrichten; auf Aemter, die man übernimmt, Reden, Aufmerksamkeit, Schweiß, Mittel, und nöthigen Falls Blut und Leben verwenden, nur ohne Qual und Leidenschaft, und so, daß man immer bey sich, bey Gesundheit und in Ruhe bleibt. Man kömmt zu seinem Ziele, und thut seine gehörige Wirkung ohne jene Hitze und jene übergroße Anspannung des Willens. Und diejenigen irren sich sehr, welche meynen, eine Sache werde

(*o*) Qui sibi amicus est, hunc omnibus scito esse amicum.

werde nicht recht vollzogen, und man lasse sie sich nicht angelegen seyn, wenn kein Lärm, kein Getöse und kein Aufsehen dabey gemacht wird. Umgekehrt verhindert und verwirrt dieses vielmehr die gute Ausführung, wie bereits ist gesagt worden. Wie viele Menschen wagen nicht täglich im Kriege ihr Leben, ohne daß es ihnen etwas um den Krieg zu thun ist, und drängen sich in die Gefahren der Schlachten, deren Verlust ihren Schlaf im geringsten nicht stört, und dieses deswegen, damit sie in ihrer Schuldigkeit nichts versehen? Und da sitzt einer in seinem Hause, der sich nicht getraute, die Gefahr mit anzusehen, aber recht ängstlich um den Ausgang dieses Krieges bekümmert ist, und in seinem Gemüthe weit mehr darüber ausstehet, als der Soldat, welcher sein Blut und Leben dabey zusetzt.

Uebrigens muß man sich selbst und sein öffentliches Amt wohl zu unterscheiden wissen. Ein jeder von uns spielt eine doppelte Rolle, und stellt zwo Personen vor, eine fremde und scheinbare, und eine eigene und wesentliche. Man muß das Hemd von der Haut unterscheiden. Der geschickte Mann wird sein Amt wohl verwalten, und nicht ermangeln, die Thorheit, das Mangelhafte, und den Betrug, welcher dabey ist, richtig zu beurtheilen. Er wird es verwalten; denn es ist in seinem Lande eingeführt; es ist dem allgemeinen Besten und vielleicht ihm selbst nützlich; es ist einmal so in der Welt, und man muß nichts verderben. Man muß die Welt so nutzen und brauchen, wie man sie findet; indessen aber sie als eine Sache ansehen, die uns fremd ist, sich selbst allein zu genießen wissen, und sich einem seiner Vertrauten, und auf alle Fälle, sich selbst mittheilen.

Drittes Kapitel.

Von der wahren und wesentlichen Rechtschaffenheit, als dem ersten und unentbehrlichsten Stücke der Weisheit.

Nachdem wir durch die bisherigen Unterweisungen unsern Lehrling zur Weisheit ausgerüstet und vorbereitet haben; ich will sagen: nachdem wir ihn von allem Bösen gereinigt und befreyt, und in den schönen Zustand einer völligen und allgemeinen Freyheit versetzt haben, daß er nun Einsicht, Erkänntniß und Herrschaft über alle Sachen hat, welches das Vorrecht des Weisen und geistlichen Menschen ist, der geistliche richtet alles (*a*); so ist es nun Zeit, ihm allgemeine Lehren und Regeln der Weisheit zu geben. Die beyden ersten sollen gleichsam vorläufige Voraussetzungen und Grundsätze seyn, und unter ihnen wird die Redlichkeit und Rechtschaffenheit die erste und hauptsächlichste seyn.

Ich werde vielleicht nicht nöthig haben, zu beweisen und vestzusetzen, daß die Rechtschaffenheit das erste, hauptsächlichste und unentbehrlichste Stück der Weisheit ist; denn jedermann, es geschehe nun nach der Wahrheit und aus Ueberzeugung, oder nur, um das Ansehen zu haben, und weil man sich schämt und fürchtet, das Gegentheil zu sagen, macht viel Wesens daraus, ehrt und empfiehlt sie als das erste Stück, und giebt sich für einen Diener, Verehrer und Freund derselben aus. Ich werde aber Mühe haben, zu überzeugen, daß es die wahre und wesentliche ist, welche wir hier erfodern. Denn diejenige, welche im Schwange geht und in Ansehen steht, womit sich jedermann begnügt,

---

(*a*) Spiritualis omnia dijudicat.

gnügt, und die einzige bekannte, gesuchte und besessene ist, wovon ich doch immer einige wenige Weise ausnehme, ist die unächte, erkünstelte, falsche und nachgemachte.

Larve der Rechtschaffenheit.

Erstlich weiß man, daß wir oft durch böse und verwerfliche Triebfedern, durch natürliche Mängel und Gebrechen, durch Leidenschaften, ja durchs Laster selbst angetrieben und angeleitet werden, gutes zu thun. So kann, wegen körperlicher Schwachheit, bey uns Keuschheit, Nüchternheit, Mäßigkeit angetroffen werden. Verachtung des Todes, Geduld im Unglücke, und Standhaftigkeit in Gefahren können sich oft vom Mangel der Wahrnehmung und Ueberlegung herschreiben; Tapferkeit, Freygebigkeit, selbst Gerechtigkeit kann vom Ehrgeize; Bescheidenheit und Vorsichtigkeit von der Furcht und vom Geize herkommen. Und wie viel schöne Thaten hat nicht der Stolz und die Verwegenheit erzeugt? Folglich sind die Handlungen der Tugend oft nur Larven, welche das Gesicht davon, nicht aber das Wesen haben. Sie können auch in Ansehung anderer, und wegen des Gesichts, welches sie öffentlich zeigen, tugendhafte Handlungen heißen, sie sind es aber in der That und Wahrheit, und bey dem, der sie thut, nicht. Denn man wird finden, daß Vortheil, Ruhm, Gewohnheit und andere solche Ursachen außer uns, uns angetrieben haben, sie zu thun. Zuweilen werden sie auch aus Einfalt und Dummheit gethan; weswegen man gesagt hat, Weisheit und Dummheit begegneten einander auf dem nämlichen Punkte des Geschmacks und der Entschlossenheit, menschliche Zufälle zu ertragen. Es ist daher sehr unsicher, die Redlichkeit oder Unredlichkeit eines Menschen nach seinen Handlungen zu beurtheilen; man muß vielmehr innerlich nachsuchen, was für Triebfedern solche Bewegung verursachen und ihr

den Schwung geben. Die Bösen thun oft gute und schöne Thaten; und sowohl die Guten, als die Bösen, nehmen sich in Acht, Böses zu thun; Gute und Böse mögen nicht gern Fehler begehen (*b*). Um daher zu entdecken und zu wissen, was wahre Rechtschaffenheit ist, muß man nicht bey den Handlungen stehen bleiben; denn sie sind nur die Hülse und das Gröbste davon, und oft nur Betrug und Verstellung. Ins Innere muß man hineindringen, um zu wissen, was die Saiten bewegt, und was die Seele und das Leben ist, wodurch alles in Bewegung gesetzt wird. Hiernach muß man urtheilen, hierauf muß ein jeder sehen, wenn er gut und ganz rechtschaffen seyn will, und das ist es, was wir suchen.

Volksrechtschaffenheit, wie man sie in der Welt gemeiniglich versteht.

Die Rechtschaffenheit, welche gemeiniglich für die wahre angenommen, und von der Welt so sehr gepredigt und empfohlen wird, zu welcher sich diejenigen ausdrücklich bekennen, welche in dem öffentlichen Rufe stehen, daß sie ehrliche und aufrichtige Leute sind, ist schulmäßig und pedantisch, eine Sklavinn der Gesetze, und dem Zwange der Hofnung und Furcht unterworfen. Sie wird erlangt, erlernt und hervorgebracht von der Achtung und Unterwürfigkeit gegen die Religionen, die Gesetze, Gewohnheiten, Befehle der Obern, und Beyspiele anderer, ist den vorgeschriebenen Formalien unterworfen, ist weibisch, furchtsam, und wird von Bedenklichkeiten und Zweifeln beunruhigt. Es giebt Leute, welchen die Unschuld nicht anders, als bey ängstlicher Furcht, gefällt (*c*). Sie ist nicht nur in der Welt verschieden und verän-

(*b*) Oderunt peccare boni & mali.

(*c*) Sunt quibus innocentia nisi metu non placet.

veränderlich, nach der Verschiedenheit der Religionen, der Gesetze, der Beyspiele und der Formalien; denn wie sich die Triebfedern ändern, so müssen sich auch die Bewegungen ändern; sondern sie ist auch an sich ungleich, schwankend und unstät, nach dem Zugange, Rückgange und Fortgange der Geschäffte, der vorfallenden Gelegenheiten, und der Personen, mit welchen man zu thun hat, wie ein Schiff, das vom Winde und mittels der Ruder fortgetrieben wird, welches schwankt und ungleich, unter Stossen, Rütteln und Schütteln, fortgeht. Kurz, diese sind nur zufälliger Weise ehrliche Leute, wie es die Gelegenheit giebt, und nach äußerlichen und fremden Triebfedern, nicht aber in der That und Wahrheit. Sie selbst merken es nicht, und werden es nicht gewahr; es ist aber leicht, sie zu entdecken, und sie davon zu überzeugen, wenn man sie ein wenig am Zaume schüttelt, und ihnen näher ins Maul sieht; vornehmlich aber durch die Ungleichheit und Verschiedenheit, so bey ihnen anzutreffen ist. Denn bey einer und derselben Handlung werden sie verschiedentlich urtheilen, und sich auf ganz verschiedene Weise verhalten; bald werden sie einen Trott gehen, und bald in vollem Galoppe fortrennen. Diese so ungleiche Verschiedenheit kömmt daher, daß die Gelegenheiten und äußerlichen Triebfedern, wodurch sie in Bewegung gesetzt werden, sich aufblasen, vermehren und verstärken, oder lau und matt werden, und sich vermindern; und dieß bald mehr, bald weniger, wie zufällige Beschaffenheiten, bey welchen das mehr und weniger statt hat (*d*).

Beschreibung der wahren Rechtschaffenheit.

Die wahre Rechtschaffenheit aber, die ich an dem, der weise seyn will, erfodere, ist ungebunden und frey, männlich und edelmüthig, munter und freudig, sich gleich,

(*d*) Quæ recipiunt magis & minus.

einförmig und beständig; sie geht mit vestem, kühnem und erhabenem Tritte immer ihren Gang fort, ohne auf die Seite, oder hinter sich zu blicken, ohne stehen zu bleiben, oder ihren Schritt und Gang, wegen des Windes, Wetters und der Gelegenheiten, zu ändern. Wenn sich diese gleich ändern; so ändert sie sich doch nicht, ich meyne aber, im Urtheilen und im Wollen, das ist, in der Seele, wo die Rechtschaffenheit ihren Sitz hat und wohnt; denn die äußerlichen Handlungen, vornehmlich die öffentlichen, haben einen andern Gang, wie an seinem Orte wird gesagt werden. Die Triebfeder dieser Rechtschaffenheit aber ist das Gesetz der Natur, das ist, die allgemeine Vernunft und Billigkeit, welche in einem jeden von uns glänzt und leuchtet. Ein Rechtschaffener handelt also nach Gott. Denn jenes natürliche Licht ist ein Glanz und Strahl der Gottheit, ein Ausfluß und Fortsatz des ewigen und göttlichen Gesetzes. Er handelt aber auch nach sich; denn er handelt nach dem, was das edelste und reichste in ihm ist. Er ist nicht zufälliger Weise und gelegentlich, sondern wesentlich ein redlicher Mann. Denn dieses Gesetz und Licht ist wesentlich und natürlich in uns, daher es auch Natur und Gesetz der Natur genannt wird. Folglich ist er auch immer und beständig ein redlicher Mann, einförmig und gleich, zu allen Zeiten und an allen Orten. Denn dieses Gesetz natürlicher Billigkeit und Vernunft ist beständig in uns, ein immerwährendes Gesetz (*e*); es darf nicht übertreten werden, und kann auch nie aufgehoben noch abgeschafft werden; die Ungerechtigkeit selbst kann es nicht aufheben: Ihr Wurm wird nicht sterben (*f*). Es ist durchaus allgemein und beständig, immer dasselbe, sich gleich,

(*e*) Edictum perpetuum.
(*f*) Quam nec ipsa delet iniquitas: Vermis eorum non morietur.

gleich, einförmig, weder Zeit noch Ort können es verändern oder verstellen, und es kennt keinen Zuwachs und keinen Abgang, kein Mehr und kein Weniger. Beym Wesen hat weder mehr noch weniger statt (g). Warum willst du Gesetze und Regeln in der Welt anderswärts suchen? Was kann man dir sagen oder anführen, das du nicht bey dir und in dir hast, wenn du dich nur recht befühlen und selbst hören willst? Man muß dir antworten, wie dem losen Bezahler, der immer noch etwas zu fodern hat, und den Zeddel sehen will, den er doch bey sich hat: **Was du verlangst, hast du bey dir** (*h*). Du verlangst, was du in deinem Busen hast. Alle Gesetztafeln, die zwo des Moses, die zwölf der Griechen, und alle gute Gesetze der Welt sind weiter nichts, als Copeyen und Auszüge, die im Gerichte wider dich vorgebracht werden, der du das Original verborgen hältst; thust, als wenn du gar nicht wüßtest, was es wäre; und das Licht, welches dich innerlich erleuchtet, so viel du kannst, zu ersticken suchst, wie die, **welche die Wahrheit Gottes in Ungerechtigkeit aufhalten** (*i*); die aber nie anders herausgekommen und menschlich bekannt gemacht worden sind, als weil das innerliche Gesetz, so himmlisch und göttlich es ist, gar zu sehr verachtet und vergessen war. Es sind lauter Bäche, die aber nicht so vieles, auch nicht so helles Wasser halten, als die unsichtbare Quelle, und der Brunnen, welcher in dir ist, wenn du ihn nicht versiegen und eingehen lässest. Nicht so viel Wasser, sage ich; denn wie vieles erfodert nicht Gottseligkeit, Menschlichkeit, Freygebigkeit, Treue und Glauben, das nicht im Gesetze geschrieben ste-

het!

(*g*) Substantia non recipit magis nec minus.

(*h*) Quod petis, intus habes.

(*i*) Qui veritatem Dei detinent in injustitia.

het (*k*)! elende Rechtschaffenheit der Formalisten, welche bey den Worten des Gesetzes stehen bleibt, und nun alles gethan zu haben glaubt! Wie viele Pflichten werden nicht noch außerdem erfodert! Was für arme Unschuld ist es nicht, bloß gesetzlich gut seyn! Die Vorschrift der Billigkeit erstreckt sich weiter, als die Vorschrift des Rechts (*l*). Auch nicht so helles Wasser. Denn, wenn man sie recht verstehen, und ihre Absicht wissen will; so muß man sie zurückführen; ins Innere hineindringen, sie probiren, und nach der Waage der Natur abwägen. Vernunft und Billigkeit ist die Seele des Gesetzes (*m*). Das ist also eine wesentliche und gründliche Rechtschaffenheit, die in uns aus ihrer eigenen Wurzel, mittels des Samens der allgemeinen Billigkeit, wächst; welche in der Seele das ist, was die Feder und die Unruhe in der Uhr, oder die natürliche Wärme im Körper ist, und die sich durch sich selbst stark und unüberwindlich erhält; vermöge welcher man nach Gott, nach sich, nach der Natur, und nach der allgemeinen Ordnung und Einrichtung der Welt, ruhig, still, folglich dunkel und unbemerkt und ohne Geräusche in seinem Thun fortgeht, wie ein Schiff, welches von dem ordentlichen und natürlichen Strome des Wassers fortgetrieben wird. Jede andere wird durch Kunst und zufällige Zucht eingepfropft, ist wie die Hitze und der Frost des Fiebers, wird durch Gelegenheiten und fremde Rücksichten erlangt und erhalten, und erweist seine Thätigkeit mit Getöse, mit vielem Aufsehen, und, um sich sehen zu lassen.

Es

(*k*) Quam multa pietas, humanitas, liberalitas, fides exigunt, quæ extra tabulas sunt!

(*l*) Quam angusta innocentia ad legem bonum esse! Latius officiorum patet, quam juris regula.

(*m*) Anima legis ratio.

Es geht daher die Lehre aller Weisen dahin, daß, recht leben, so viel heißt, als nach der Natur leben, daß das höchste Gut in der Welt das ist, wenn man mit der Natur übereinstimmt, und daß, wenn man der Natur als Lehrerinn und Wegweiserinn folgt, man nie irre gehen wird. Sie verstehen aber unter Natur die allgemeine Vernunft und Billigkeit, welche in uns leuchtet, in sich den Samen aller Tugend, Redlichkeit und Gerechtigkeit enthält und ausbrütet, und gleichsam die Bährmutter ist, aus welcher alle schöne und gute Gesetze, und alle gerechte und billige Urtheile, die selbst ein Unwissender aussprechen wird, herkommen und gebohren werden. Die Natur hat alles in den besten Stand gesetzt, worin es nur seyn kann, und hat ihm die erste Bewegung zu dem Glücke und Endzwecke, den es suchen soll, gegeben, daß also ein jeder, der ihr folgt, sein Glück finden, und seinen Endzweck nicht verfehlen wird. Die Menschen sind natürlich gut, und folgen dem Bösen nur wegen des Nutzens oder Vergnügens. Um sie nun anzuleiten, ihrer natürlichen und guten Neigung zu folgen, nicht aber ihren Willen mit Gewalt zu zwingen, haben die Gesetzgeber zwey entgegengesetzte Dinge, Strafe und Belohnung aufgesetzet.

Man muß der Natur folgen.

Wahrhaftig, die Natur ist bey einem jeden von uns eine tüchtige und sanftmüthige Lehrerinn in allen Stücken, wenn wir sie nur recht hören, anwenden und erwecken wollen. Es ist gar nicht nöthig, die Mittel und Vorschriften, welche wir brauchen, außerhalb zu suchen, und bey den Künsten und Wissenschaften zusammen zu betteln. Jeder von uns, wenn er nur wollte, würde recht bequem von dem Seinigen leben. Um vergnügt und glücklich zu leben, muß man eben nicht gelehrt, ein Hofmann, oder außerordentlich geschickt seyn. Alle

Als einer guten und tüchtigen Lehrerinn.

Fähig-

Fähigkeit, welche über die gemeine und natürliche hinausgeht, ist eitel und überflüßig, und führt sogar mehr Böses, als Gutes, mit sich. Wir sehen, daß unwissende, ungelehrte und einfältige Leute weit ruhiger und fröhlicher leben, und den Anfällen des Todes, der Dürftigkeit und des Schmerzens gelassener und standhafter Widerstand thun, als die gelehrtesten und geschicktesten. Und wenn man genau darauf merkt; so wird man unter den Bauern und andern armen Leuten reinere Beyspiele der Geduld, der Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit antreffen, als alle die sind, welche die Schule lehrt. Sie folgen gerade hin den Gründen und der Anleitung der Natur, und gehen, ohne sich zu erhitzen, oder zu erheben, in ihren Geschäfften ganz sachte und gelassen, folglich auch weit gesünder fort. Die andern hingegen gehen auf Stelzen einher, entrüsten sich, widersetzen sich, und sind in beständiger Sorge und Unruhe. Ein großer Meister in der Natur, und ein bewundernswürdiger Lehrer derselben war Sokrates, wie es Aristoteles in den Künsten und Wissenschaften war. In den allereinfachsten und natürlichsten Vorträgen, in Gleichnissen und ganz gemeinen Inductionen redete Sokrates, bald wie ein Bauer, bald wie eine Frau, gab Vorschriften und Regeln, wie man recht leben sollte, und schlug wider alle Uebel solche starke und kräftige Mittel vor, als alle Kunst und Wissenschaft der Welt nicht erfinden noch verschaffen konnte.

Sie wird aber gänzlich verstellt.

Nicht allein aber hören wir sie nicht, und glauben und folgen ihr, nach dem Rathe der Weisen, nicht; sondern, derer nicht einmal zu gedenken, welche durch Laster, Ausschweifungen, verkehrte und unordentliche Willensneigungen sie

Mit Gewalt.

mit Gewalt ersticken, ihr Licht, so viel an ihnen ist, auslöschen, und ihre Keime verderben, weichen wir ihr aus; lassen sie schlafen und ruhen,

hen, erbetteln unsern Unterricht lieber anderswo, und nehmen unsre Zuflucht lieber zum Aussinnen und Künsteln, als daß wir uns mit dem begnügten, was bey uns wächst. Wir haben einen unruhigen Geist, der sich in alles mischt, allenthalben herrschen und befehlen will, alles nach seinem Dünkel macht, sich verstellt, verändert, alles vewirrt, zusetzen, erfinden und ändern will, gar nicht beym einfachen und natürlich Schönen stehen bleiben kann, und nichts gut findet, wenn nicht List und Feinheit dabey ist. Jene einfache und offene Tugend ist in eine dunkle und kunstreiche Wissenschaft verwandelt worden (*n*). Dabey haben wir noch den Fehler, daß wir das, was bey uns wächst, gar nicht, sondern nur das schätzen, was gekauft wird, theuer ist, und von fremden Orten her gebracht wird. Wir ziehen die Kunst der Natur vor, machen am hellen Mittage Laden vor die Fenster, und brennen Lichter an. Dieser Fehler und diese Thorheit kömmt von dem andern Fehler her, daß wir die Dinge nicht nach ihrem wahren und wesentlichen Werthe, sondern nach dem Aufsehen, Staate und Lärmen, den sie machen, schätzen.

Durch die Kunst.

Ferner treten wir die Natur unter die Füße, verachten sie, und schämen uns ihrer, um die Ceremonien und die Gesetze der Höflichkeit, die wir uns selbst geschmiedet haben, in Ansehen zu bringen. So nimmt die Kunst die Natur weg, der Schatten wird uns mehr, als der Körper, und Mienen und Gebehrden mehr, als das Wesen der Sachen. Um nicht wider die Ceremonie zu verstossen, verderben, und verbergen wir natürliche Sachen, getrauen uns nicht sie zu nennen, und werden bey ihrem Namen roth.

Durch die Ceremonien.

(*n*) Simplex illa & aperta virtus in obscuram & solertem scientiam versa est.

roth, die wir doch kein Bedenken tragen zu thun, sind sie gleich erlaubt, oder nicht; getrauen uns nicht zu sagen, was doch erlaubt ist zu thun; getrauen uns nicht, geradezu unsre Glieder zu nennen, und tragen doch kein Bedenken, sie zu allerley Ausschweifungen zu gebrauchen; ja ohne Furcht und Scheu können wir die bösesten Sachen, die wider Natur und Vernunft sind, Meineide, Verräthereyen, Beschimpfungen, Morden, Betrügen, aussprechen und thun, erröthen aber, wenn von guten, natürlichen, nothwendigen, billigen und rechtmäßigen Dingen gesprochen wird, oder wenn sie gethan werden. Da ist kein Mann, der sich nicht weit mehr schämen würde, seine Frau vor den Augen der Leute zu umarmen, als zu morden, zu lügen, und schimpflich zu begegnen; und da ist keine Frau, welche nicht eher alle Abscheulichkeiten von der Welt sagte, als sie das nennen würde, woran sie mehr Vergnügen findet, und was sie rechtmäßiger Weise thun kann. Sogar Verräther und Meuchelmörder nehmen die Gesetze der Ceremonie an, und machen sie sich zur Pflicht. Was für eine wunderliche Sache ist es nicht, wenn sich die Ungerechtigkeit über Unhöflichkeit, und die Bosheit über Unbescheidenheit beschweret! Ja, die Kunst der Ceremonie hat ganz die Uebermacht über die Natur. Die Ceremonie verbiethet uns, natürliche und erlaubte Sachen auszudrücken, und wir folgen ihr darin. Die Natur und die Vernunft verbiethet uns die unerlaubten Dinge, und niemand folgt ihr. Sein Gewissen schickt man ins Hurenhaus, aber seine Gebehrden hat man in guter Ordnung. Das ist doch etwas ungeheures, und bey Thieren findet man dergleichen nicht.

So, daß sie im Menschen nicht mehr zu erkennen ist.

Durch diese allgemeine Entstellung ists geschehen, daß man gar nichts mehr von der Natur in uns antrifft. Wenn wir nun sagen sollen, welches ihre Gesetze,

und wie viel derselben sind; so sind wir in großer Verlegenheit. Das Kennzeichen und der Stempel eines Naturgesetzes ist die Allgemeinheit des Beyfalls. Denn was die Natur uns wirklich vorgeschrieben haben soll, das werden wir doch ohne Zweifel alle, nicht nur eine Nation sondern auch ein jeder einzelner Mensch, mit allgemeiner Einstimmung befolgen.

Nun ist aber gar nichts in der Welt, das nicht Widerspruch fände, oder verworfen würde, und zwar nicht bloß von einer, sondern von mehr Nationen. So ist auch nichts nach vieler Leute ihrer Meynung so seltsam und widernatürlich, welches nicht an verschiedenen Orten durch den allgemeinen Gebrauch gebilligt und bestätigt würde. Die Gleichgültigkeit, Kinder zu haben oder nicht, das Ermorden der Aeltern, der Kinder, der Selbstmord, das Heirathen in die nächste Verwandtschaft, der Diebstahl, der Handel mit gestohlenen Sachen, öffentlicher Verkauf seiner Freyheit und seines Leibes, sowohl von Mannspersonen, als von Weibspersonen, dieß alles sind Dinge, die durch den öffentlichen Gebrauch bey ganzen Nationen eingeführt sind.

Und anderwärts gesucht werden muß.

Wahrhaftig es ist keine Aehnlichkeit und keine Spur von der Natur mehr in uns; man muß sie bey den Thieren suchen, wo sie noch ganz und rein ist, nnd wo weder der unruhige Störgeist, das Queckſilber, noch die Kunst, noch die allerliebste Ceremonie sie entstellt haben; es wäre denn, daß sie durch unsern Umgang und unsre Ansteckung wäre verdorben worden, wie es in etwas geschehen ist. Die ganze Welt folgt der Natur, als der ersten und allgemeinen Vorschrift, welche ihr Urheber darin vestgesetzt hat; nur allein der Mensch nicht, welcher mit seinem edlen Geiste und seinem freyen Willen die Verfassnng und den Staat der Welt in

Unordnung bringt. Er ist der einzige Unordentliche und ein Feind der Natur.

Wahre Rechtschaffenheit.

Die wahre Rechtschaffenheit, jene Grundveste der Weisheit, ist also diese: der Natur, das heißt, der Vernunft folgen. Das Glück, das Ziel, der Entzweck des Menschen, das, worin seine Ruhe, seine Freyheit, seine Zufriedenheit, mit einem Worte, seine Vollkommenheit in dieser Welt besteht, ist: nach der Natur leben und handeln, wenn das, was das vortreflichste in ihm ist, nämlich die Vernunft, die Herrschaft führt. In Wahrheit, die Rechtschaffenheit ist ein richtiger und vester Vorsatz des Willens, dem Rathe der Vernunft zu folgen. Nun steht dieß ja in der Gewalt des Menschen, welcher Herr seines Willens ist; er kann ihn nach seinem Gefallen lenken und leiten, welches das eigene des Menschen ist, und folglich kann er ihn auch dahin vestsetzen, daß er der Vernunft immer folgt.

Unterschied der wahren Rechtschaffenheit.

Solches aber zu bewerkstelligen und zur Ausübung zu bringen, wird einigen viel leichter, als andern. Es giebt Menschen, die ihr besonderes Naturell, das ist, ein so gut gemischtes und so sanftes Temperament haben, (welches zuvörderst von der ersten Bildung im Leibe der Mutter, hernach von der Milch der Amme, und von der ganzen ersten und zarten Erziehung herkömmt,) daß sie, ohne sich Zwang anzuthun, ohne Kunst oder Unterricht, von selbst zum Guten und zur Rechtschaffenheit, das heißt, der allgemeinen Natur zu folgen, und sich ihr gemäß zu bilden, geneigt und geschickt sind, daher sie auch gut gebohrne genannt werden. Es freue sich, wer gut gebohren ist (o).

Solche

(o) Gaudeant bene nati.

Solche natürliche, leichte und gleichsam angebohrne Rechtschaffenheit heißt eigentlich Güte, und ist eine Eigenschaft einer gut gebohrnen und wohlgeordneten Seele. Sie ist ein gewisses natürlich sanftes, nachgebendes und mildes Wesen, nicht aber, damit sich niemand irre, Weichlichkeit, und ein weibisches, dummes, einfältiges und fehlerhaftes Nachgeben, nach welchem man allen gefallen, niemanden mißfallen und niemanden beleidigen will, und wenn man auch billigen und rechtmäßigen Grund dazu hat, und Vernunft und Gerechtigkeit es erheischen. Solche Leute wollen sich daher nicht bey rechtmäßigen Handlungen brauchen lassen, wenn es wider solche geht, die sie nicht vertragen können, und schlagen es auch nicht ab, unrechtmäßige zu thun, wenn es gegen solche ist, die damit zufrieden sind. Dieser Art Menschen giebt man das schimpfliche Lob: er ist gut, denn er ist sogar den Bösen gut. Ist aber diese Beschuldigung wahr; so frage ich: Wie sollte er gut seyn, da er auf die Bösen nicht böse ist? Man sollte solche Güte vielmehr Frömmigkeit nennen, in dem Verstande, wie man die kleinen Kinder, die Schafe und andere Thiere fromm nennt. Nein, hier wird eine thätige, starke, männliche und wirksame Güte gemeynt, welche eine fertige, leichte und standhafte Neigung zu dem ist, was nach Vernunft und Natur gut, recht und billig ist. Güte.

Es giebt aber auch andere, die so übel gebohren sind, daß ihr besonderes Naturell, wie bey den Ungeheuern, der allgemeinen Natur gleichsam zum Trotze gebildet zu seyn scheint; so sehr widerspenstig sind sie gegen dieselbe. In solchem Falle hat man, diese böse, rauhe, wilde und verwachsene Natur zu ändern, zu bessern, mild und zahm zu machen und wieder gerade zu bringen, und so zu lenken, daß sie sich gegen die Vorschriften der allgemeinen und großen Lehrerinn, der

allgemeinen Natur fügte, kein anderes Mittel, als seine Zuflucht zum Studium der Weltweisheit, wie es Sokrates machte, und zur Tugend zu nehmen, welche ein Kampf und saurer Streit wider das Laster, und ein mühsames Studium ist, das Zeit, Mühe und gute Zucht erfordert. Die Tugend steht auf steilen Höhen und in der Gegend des Schweren. An den Pforten der Tugend halten Arbeit und Schweiß Wache. Die Götter haben den Sterblichen die Tugend gegen Mühe verhandelt (*p*). Man soll dadurch nicht eine neue, fremde, oder künstliche Rechtschaffenheit einpfropfen, welche also zufällig und so beschaffen wäre, daß sie, wie oben ist gesagt worden, die wahre nicht seyn könnte; sondern es sollen nur die Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, damit jenes fast verloschene und nur noch glimmende Licht sich wieder erholen, wieder anbrennen, und der Samen wieder aufleben möge, welcher durch die besondern Laster und das böse Temperament einzelner Menschen fast war erstickt worden; so wie man das Gesicht wieder erlangt, wenn das Fell vom Auge weggenommen wird, oder wie man hell im Spiegel sehen kann, wenn man den Staub weggewischt hat.

Drey Stufen der Vollkommenheit.

Aus allem diesen erhellt, daß es zwo Arten wahrer Rechtschaffenheit giebt; eine natürliche, sanfte, leichte, gleichmüthige, welche Güte heißt, und eine erworbene, schwere, mühsame und arbeitsame, welche Tugend heißt. Aber, genau zu reden, giebts noch eine dritte, welche gleichsam aus jenen beyden zusammen gesetzt ist, woraus dann drey

---

(*p*) Virtus in arduo & circa difficile. Ad januam virtutis excubat labor & sudor. Dii mortalibus virtutem laboris pretio vendiderunt.

drey Stufen der Vollkommenheit entstehen. Auf der untersten steht die beugsame und gutartige Natur, der das Laster und die Ausschweifungen von selbst zuwider sind; wir haben sie Güte und frommes Wesen genennt. Auf der zweyten, etwas höhern Stufe, steht das, was wir Tugend genannt haben, und darin bestehet, daß man den Fortgang der Laster mit lebendiger Kraft verhindert, und, wenn man sich von den ersten Regungen der Leidenschaften hat übereilen lassen, sich waffnet und anstrengt, ihren Lauf aufzuhalten und sie zu besiegen. Auf der dritten und höchsten Stufe stehet eine erhabene Entschlossenheit und vollkommene Fertigkeit, nach welcher man so gebildet ist, daß die Versuchungen selbst nicht entstehen können, und der Same der Laster völlig ausgerottet ist, so daß die Tugend gleichsam zum Temperamente und zur andern Natur geworden ist. Diese letzte Stufe kann Vollkommenheit heißen. Sie und die erste, die Güte, sind einander ähnlich, und von der zweyten darin unterschieden, daß sie ohne Geräusch, ohne Mühe und Zwang sind. Es ist da die Rechtschaffenheit so mit dem natürlichen und gewöhnlichen Verhalten verwebt, daß sie gar nicht mehr schwer wird. Bey der zweyten Stufe ist immer Unruhe und Streit. Der letzte und vollkommene Grad wird entweder durch ein vorzügliches Geschenk und eine besondere Gnade des Himmels verliehen, wie dem H. Johannes dem Täufer, und einigen andern; oder er wird erworben, aber nur durch ein langes Studieren und ernstliches Ueben der Vorschriften der Weltweisheit, das mit einer schönen, starken und reichen Natur vergesellschaftet ist; denn es gehört beydes dazu, natürliche Anlage, und angewandter Fleiß. Dahin strebten jene beyden Sekten, die stoische, und noch weit mehr die epikurische, welches seltsam scheinen möchte, wenn es nicht Seneka und

andere Alte bestätigten. Schande, Dürftigkeit, Krankheiten, Schmerzen, Marter, Tod, hielten sie nur für Spiel und Zeitvertreib. Sie verachteten nicht allein alles Sauere und Schwere, übernahmen es geduldig und besiegten es; sondern sie suchten es sogar auf, ergötzten und vergnügten sich daran, um ihre Tugend immer in Athem und in Uebung zu erhalten, welche sie dadurch nicht allein vest, standhaft, ernstlich und streng, wie Cato und die Stoiker, sondern auch munter, lachend, aufgeräumt, und wenn ich so sagen darf, schäckerhaft machten.

Nach solcher Vergleichung dieser drey Stufen scheint einigen, welche die Höhe und den Werth der dritten nicht begreifen können, die zweyte Stufe der Tugend, wegen der Schwierigkeit, der Gefahr und dem Zwange, so dabey sind, den Preis davon zu tragen. So sagte Metellus: Böses thun, sey etwas gar zu niederträchtiges und garstiges; Gutes thun, wobey keine große Mühe und Gefahr ist, sey etwas gemeines und zu leichtes; Gutes thun aber, wobey Arbeit und Gefahr ist, das sey die Pflicht eines ehrlichen und tugendhaften Mannes. Das Wort des göttlichen Weltweisen heißt: Was schön ist, ist schwer (*q*). Wenn wir aber nach der Wahrheit sagen wollen, was daran ist; so bleibt es außerdem, daß die Schwierigkeit, wie wir anderwärts gesagt haben, keine wahre, billige und rechtmäßige Ursache ist, eine Sache zu schätzen, allemal gewiß, daß bey dergleichen Sachen das natürliche allemal besser ist, als das erworbene; und daß es weit edler, vortreflicher und göttlicher ist, nach der Natur, als nach der Kunst, leicht, gleich und einförmig, als mühvoll, ungleich und voll Zweifel und Gefahr zu handeln. Gott ist gut auf die erste Art. Er ist die natürli-

(*q*) Difficilia, quæ pulchra.

türliche und wesentliche Güte; tugendhaft würden wir ihn nicht nennen dürfen, so auch die Engel und die seligen Geister nicht, sie werden gut genennt. Weil aber die Tugend mehr Getöse und Lärmen macht, und mit mehr Heftigkeit wirkt, als die Güte; so wird sie auch vom Pöbel, welcher ein schlechter Richter ist, mit Unrecht mehr bewundert und hochgeschätzt. Denn jene schwülstigen und ausschweifenden Geburten, welche ganz Eifer und ganz Feuer zu seyn scheinen, gehören nicht hierher, auch nicht zu der wahren Rechtschaffenheit, sondern sind vielmehr Krankheiten und fieberhafte Anfälle, welche weit entfernt von der sanften, sich gleichen und feinförmigen Weisheit sind, nach welcher wir hier streben.

Dieß mag überhaupt von der Rechtschaffenheit genug gesagt seyn; denn von den einzelnen Theilen derselben und ihren Pflichten, wird im dritten Buche, und zwar bey der Tugend der Gerechtigkeit, gehandelt werden. Hier müssen wir aber noch etwas von dem entgegengesetzten Laster, der Bosheit, reden, und sie jener entgegen stellen.

Beschreibung der Bosheit.

Die Bosheit ist widernatürlich, häßlich, ungestalt und lästig, stößt wider jedes gesunde Urtheil an, und macht sich verhaßt, sobald sie erkannt wird. Es haben daher einige gesagt, sie werde von Dummheit und Unwissheit erzeugt. Ferner gebiert die Bosheit Mißvergnügen und Reue in der Seele, welches, wie ein Eiter im Fleische, juckt, kratzt und einfrißt. Die Bosheit bereitet Martern wider sich selbst. Die Bosheit trinkt den meisten Theil ihres Giftes selbst. Ein böser Rath ist für den Rathgeber am schlimmsten (*r*).

(*r*) Malitia ipsa maximam partem veneni sui bibit. Malum consilium consultori pessimum.

So verletzt die Wespe andere, sich aber am meisten; denn sie verliert ihren Stachel und ihre Stärke dabey auf immer. Das Laster hat sein Angenehmes, sonst würde es gar nicht aufgenommen und in der Welt keinen Platz finden; denn niemand ist bloß zur Lust böse (s). Allein, es erzeugt auch entgegengesetztes Unangenehmes. Die Strafe folgt der Sünde nach, sagt Plato; ja, sie wird mit ihr gebohren, sagt Hesiodus. Dieß ist nun gerade das Gegentheil vom guten Willen und von der Tugend, welche erfreut und vergnügt. Beym Gutesthun ist immer Fest, Vergnügen und Zufriedenheit. Dieß ist die wahre und wesentliche Belohnung einer guten Seele, welche ihr niemals fehlen kann, womit sie sich aber auch in dieser Welt begnügen soll.

Ob es niemals erlaubt sey, zu sündigen?

Niemand bestreitet es, daß das Laster nicht über alles zu hassen und zu meiden sey; das ist aber eine Frage, ob sich nicht ein solcher Vortheil oder ein solches Vergnügen zeigen könnte, weswegen dieses oder jenes Laster könnte begangen und entschuldigt werden? Es kömmt verschiedenen so vor, daß man es bejahen könne. Und wenn vom allgemeinen Besten die Rede ist; so hat die Sache keinen Zweifel, jedoch allemal mit Einschränkungen, wovon bey der Tugend der politischen Klugheit wird gehandelt werden. Es wollen aber einige auch dasselbe behaupten, wenn vom Privatnutzen und vom besondern Vergnügen die Rede ist. Mann könnte sicherer davon reden und urtheilen, wenn eine Thatsache und ein bestimmtes Beyspiel vorgebracht würde. Will man aber nur unbestimmt davon reden; so muß man es mit der verneinenden Parthey halten.

Daß

(s) Nemo enim animi causa malus est.

Ob jede Sünde Reue erzeuge.

Daß die Sünde kein solches Vergnügen und keine solche Zufriedenheit, wie die die Rechtschaffenheit, gewähren könne, daran ist nicht der geringste Zweifel; daß sie aber quäle und martere, wie gesagt worden, das ist nicht allgemein und in jedem Verstande wahr. Man muß daher einen Unterschied machen. Es giebt drey Arten der Bosheit und der lasterhaften Leute. Einige sind mit Ueberlegung und Vorsatze, oder durch lange Gewohnheit böse geworden, so daß ihr Verstand selbst darein willigt und es billigt. Dieß geschieht, wenn die Sünde eine tapfere und starke Seele angetroffen hat, in welche sie sich denn so einwurzelt, daß sie darin ganz ausgebildet und naturalisirt, die Seele aber von ihr ganz erfüllt und durchdrungen wird. Andere hingegen thun nur ruckweise Böses, je nachdem der Sturmwind der Versuchung die Seele unruhig macht, umtreibt und ins Laster hinstürzt, oder je nachdem sie von der Gewalt der Leidenschaft überrascht und hingerissen werden. Eine dritte Gattung, die zwischen jenen beyden die Mitte hält, schätzen ihr Laster zwar, so wie es ist, tadeln und verdammen es, wider die Art der erstern, lassen sich auch nicht, wie die andern, von der Gewalt der Leidenschaft oder Versuchung hinreißen; lassen sich aber mit kaltem Blute, und nachdem sie darüber nachgedacht haben, in einen Handel ein, wägen es mit einem großen Vergnügen oder Vortheile gegeneinander ab, und überlassen sich ihm endlich für einen gewissen Preis, und in einem gewissen Maße, und glauben, es lasse sich entschuldigen, daß sie so handeln. Von dieser Art sind der Wucher, die Hurerey und andere Sünden, die mit Nachdenken und Ueberlegung verschiedenemale wiederholt werden, ingleichen auch die Temperamentssünden.

Unterschied der Bosheiten.

Vergleichung derselben.

Von diesen dreyen kommen, ohne eine besondere Rührung des Himmels, die ersten niemals zur Reue. Denn da sie im Bösen bevestigt und verhärtet sind; so fühlen sie desselben Bitterkeit und Stachel nicht. Und weil der Verstand es billigt, und die Seele davon ganz durchdrungen ist; so fällt es dem Willen nicht ein, sich desselben zu begeben. Die dritten scheinen einigermaßen Reue zu haben, indem sie nämlich bloß die Handlung, als an sich unanständig betrachten. Wenn sie aber hernach durch den Nutzen oder das Vergnügen vergütet wird; so reut sie dieselbe wieder nicht, und sie haben also, genau und eigentlich zu reden, niemals Reue, weil ihre Vernunft und ihr Gewissen den Fehltritt wünscht und darein willigt. Die zweyten sind es eigentlich, welche Reue empfinden, und sich bessern wollen, und für diese ist eigentlich die Reue, von welcher ich hier Gelegenheit nehmen will, etwas zu sagen.

Von der Reue.

Reue ist ein Wiederruf und eine Verwerfung des Willens, ein Schmerz und eine Traurigkeit durch die Vernunft in uns erzeugt, welche alle andere Traurigkeiten und Schmerzen, dir von äußerlichen Ursachen entstehen, niederschlägt. Die Reue ist innerlich, wird innerlich erzeugt, und ist daher weit stärker, als alles andere, wie die Hitze und der Frost des Fiebers auch viel angreifender ist, als von außen herkommende Hitze und Frost. Die Reue ist die Arzney der Seele, der Tod der Laster, die Genesung des Willens und des Gewissens: nur muß man sie recht kennen. Erstens ist sie, wie gesagt, nicht bey allen Sünden, nicht bey eingewurzelten, zur Gewohnheit gewordenen, und von der Beurtheilungskraft selbst authorisirten Sünden, sondern bey zufälligen, von Uebereilung oder Ueberwältigung herkommenden Sünden: sie hat auch nicht bey Sachen statt, die nicht in unserer

Ge-

Gewalt stehen, über welche man wohl Betrübniß und Mißvergnügen, nicht aber Reue haben kann; und eben so wenig darf sie in uns über einen bösen und unsern Anschlägen und Absichten entgegenstehenden Ausgang der Sachen entstehen. Ist etwas anders gegangen, als wir gedacht haben, und nicht nach unserem Entwurfe und Anschlage; so muß man sich darum des Rathschlags und des Entwurfs nicht reuen lassen, wenn nur gehörig dabey zu Werke gegangen ist; denn den Ausgang kann man ja nicht errathen. Wenn man den wüßte, so brauchte man nicht zu Rathe zu gehen, und man soll daher nie einen Rath nach dem Ausgange beurtheilen. Ferner muß die Reue bey uns nicht wegen des Alters, des Unvermögens und des Ekels an Sachen kommen; denn das hieße seine Beurtheilungskraft verderben lassen. Die Sachen ändern sich ja darum nicht, weil wir durch Alter, Krankheit, oder sonst einen Zufall, uns ändern. Das Weisewerden, oder die Besserung, welche aus Verdruß, Ekel und Schwachheit entstehet, ist keine wahre und gewissenhafte, sondern eine niederträchtige Besserung. Es schickt sich nicht, daß die Schwachheit des Körpers die Unterhändlerinn seyn soll, uns wieder zu Gott, zu unserer Pflicht oder Reue zurückzubringen; sondern die wahre Reue und wahre Besserung ist ein Geschenk Gottes, welches unsern Muth entflammt, und soll in uns nicht aus Schwachheit des Körpers, sondern aus der Stärke der Seele und der Vernunft entstehen.

Vom Bekenntnisse und von der Entschuldigung.

Aus der wahren Reue entspringt ein wahres, freymüthiges und gewissenhaftes Bekänntniß der Vergehungen. Wie man bey den Krankheiten des Leibes zweyerley Mittel braucht; eines, da die Krankheit von Grunde aus geheilt, und die Ursache derselben gehoben wird; das andere, welches nur das Uebel überdeckt und

eins-

einschläfert, von welchen beyden jenes zwar schmerzlicher, aber auch viel heilsamer, als dieses, ist; eben so ist es auch bey den Krankheiten der Seele. Das wahre Hülfsmittel, welches reinigt und heilt, ist ein ernstliches und beschämtes Geständniß seiner Vergehungen; das andere und falsche aber, welches nur verbirgt und zudeckt, ist die Entschuldigung, ein vom Urheber des Bösen selbst erfundenes Mittel. Es sagt daher das Sprichwort: die Bosheit habe sich selbst ein Kleid zusammen genäht. Dieses Kleid ist die Entschuldigung, das aus Feigenblättern gemachte Kleid der ersten Sünder, welche sich mit Worten und Werken bedecken wollten, damit es aber auch gieng, wie wenn sich jemand mit Kothe rein waschen will. Wir sollten also lernen, uns selbst anzuklagen, und alle unsre Handlungen und Gedanken gerade heraus zu sagen und zu gestehen; denn außerdem, da dieß eine schöne und edle Freymüthigkeit wäre, würde es auch ein Mittel werden, nichts zu thun, noch zu denken, was nicht anständig wäre, und sich nicht öffentlich sagen ließe. Wer sich verbindlich machte, alles zu sagen, der machte sich auch verbindlich, nicht so etwas, das man genöthigt ist zu verbergen, zu thun. Gerade verkehrt aber ist jedermann heimlich und verschwiegen beym Bekennen, nicht aber beym Thun. Die Dreistigkeit, sich zu vergehen, wird durch die Dreistigkeit zu bekennen, weder ausgeglichen, noch beschränkt. Ist es häßlich, etwas zu thun; so ist es noch weit häßlicher, es nicht gestehen zu wollen. Verschiedene große und heilige Männer, Augustinus, Origenes, Hippokrates haben die Irrthümer ihrer Meynungen bekannt gemacht; man sollte dasselbe auch mit seinen Sitten thun. Will man sie verbergen; so fällt man oft in ein noch größeres Uebel; wie jener, welcher öffentlich und feyerlich seine Hurerey ableugnete, und das Größere durch das Geringere zu retten dachte. Allein, er machte seinen Han-

Handel dadurch vielmehr noch schlimmer, wo nicht durch Verböserung, denn öffentlich Lügen ist vielleicht ärger, als bloße Hurerey, doch wenigstens durch Vervielfältigung; es war nicht Auswahl des Lasters, sondern Hinzusetzung.

Viertes Kapitel.

Zweyter Grund der Weisheit: Einen vesten Zweck und Gang des Lebens haben.

Auf jenen ersten Grund, die wahre und innerliche Rechtschaffenheit, folgt als ein zweyter vorläufiger und um sein Leben recht zu ordnen, nothwendiger Grund dieser, daß man sich für eine gewisse und veste Art zu leben zubereitet und bildet, und einen Beruf erwählt, zu dem man tüchtig ist, das heißt, daß das besondere Naturell sich gern fügt, und gern zu etwas bequemt; wobey man doch immer der allgemeinen Natur, als seiner großen und allgemeinen Lehrerinn und Führerinn folgen muß, wie die vorhergehende und hauptsächliche Anweisung meldet. Die Weisheit ist eine sanfte und wohlgeordnete Lenkung unserer Seele, die nach Maß und Verhältniß gehet und es kömmt dabey auf ein Ebenmaß des Lebens und der Sitten an.

Es ist eine schwere Sache, wobey man sich verschiedentlich beträgt.

Diese Wahl ist daher etwas sehr wichtiges, wobey man sich aber auch sehr verschieden beträgt, und sich sehr verlegen sieht, wegen so mancherley Betrachtungen, die uns auf verschiedene Seiten ziehen, oft aneinander anstoßen und sich selbst im Wege stehen. Einige sind darinnen glücklich, daß sie vermittelst einer sehr guten und glücklichen natürlichen Anlage bald und leicht zu wählen gewußt haben, oder durch

ein

ein gewisses Glück, ohne große Ueberlegung, in einen gewissen Gang des Lebens gleichsam hineingeführt worden sind, der für sie der beste ist, so daß das Glück für sie gewählt, und sie darauf geleitet zu haben scheint, oder daß die freundschaftliche Hand und Vorsorge anderer sie dahin geleitet und geführt hat.

Andere hingegen sind so unglücklich, daß, wenn sie es beym Eintritte versehen, und nicht so viel Verstand oder Fleiß gehabt haben, sich selbst kennen zu lernen, und bey Zeiten eines bessern zu besinnen, daß sie sich ganz still aus dem Handel herausgezogen hätten, sie so verwickelt werden, daß sie nicht mehr loskommen können, sondern beständig ein mit Unbequemlichkeit und Reue angefülltes Leben führen müssen.

Allein, es kömmt auch von dem großen Fehler desjenigen, der Ueberlegungen darüber anstellt, her, wenn er sich nämlich entweder nicht recht kennt, und sich zuviel zutraut; daher es denn geschieht, daß er entweder mit Schande wieder aufgeben muß, was er angefangen hat, oder viel Mühe und Marter zu erleiden hat, wenn er es doch durchsetzen will. Man sollte sich erinnern, daß man, eine Last zu heben, mehr Stärke braucht, als die Last schwer ist, und daß man es sonst entweder bleiben lassen, oder unter der Last erliegen muß. Ein weiser Mann übernimmt niemals mehr, als er ausführen kann. Oder wenn er über nichts bleiben kann, sondern alle Tage etwas anders vornehmen muß. So sind diejenigen, denen nichts gefällt und nichts ansteht, als was sie nicht haben, denen alles wehe thut, und die alles verdrießlich macht, sowohl die Musse, als die Geschäffte, das Befehlen so gut, wie das Gehorchen. Dergleichen Leute leben elendiglich und haben keine Ruhe, wie bedrängte Leute. Sie können sich nicht stille halten, sondern laufen beständig, ohne alle Absicht, hin und her, hindern andere, und thun nichts. Die Handlungen

gen eines weisen Mannes zielen immer auf einen gewissen Endzweck ab. Halt es für etwas Großes, nur einen Menschen vorzustellen. Außer dem Weisen stellt niemand nur einen vor, sondern wir nehmen vielerley Gestalten an (*a*).

Guter Rath in dieser Sache.

Um sich hierbey gehörig zu betragen, um gut zu wählen, und hernach das, was man gewählt hat, gut auszuführen, muß man zwo Sachen und zwey Naturelle kennen: Erst, sich selbst, seine Leibesbeschaffenheit, seine Fähigkeit und Geschicklichkeit, sein Temperament, worin man vortreflich und worin man schwach, wozu man geschickt, und wozu man ungeschickt ist; denn wider sein Naturell etwas vornehmen wollen, heißt Gott versuchen, den Himmel anspeyen, Arbeit vornehmen, die man nicht machen kann, und sich dem Gelächter und dem Spotte bloß stellen. **Man muß nach nichts streben, was man nicht erlangen kann** (*b*). Zweytens, die Natur der Geschäffte, das heißt, des Standes, der Handthierung und der Lebensart, die man erwählen will. Es giebt welche, woben die Geschäffte groß und wichtig; andere, wo sie gefährlich; und wieder andere, wo sie zwar eben nicht groß, aber vrrmischt und voller Verwickelung sind, und die dann mancherley andere Geschäffte nach sich ziehen, welche Verrichtungen den Geist sehr abspannen. Jede Art der Beschäfftigung erfodert wieder eine gewisse Kraft der Seele für sich besonders; eine den Verstand, die andere die Einbildungskraft, und eine dritte das Gedächtniß. Was oben (*c*) von den verschiedenen Temperamenten, Theilen und innern

---

(*a*) Magnam rem puta, unum hominem agere. Præter sapientem nemo unum agit, multiformes sumus.
(*b*) Nec quidquam sequi, quod adsequi æqueas.
(*c*) 1stes Buch, 10tes Kap.

nern Kräften ist gesagt worden, kann hier gut gebraucht werden, die beyden Naturelle, sein eigenes, und das Naturell der Beschäfftigung und Lebensart kennen zu lernen. Kennt man diese beyden; so muß man sie miteinander vergleichen, um zu sehen, ob sie sich wohl zusammen schicken, und beyeinander aushalten möchten; denn sie müssen sich zusammen bequemen. Wenn man aber sein Naturell zu bestreiten hat, und es zu dem Dienste und den Verrichtungen der Stelle oder des Amts, das man übernimmt, zwingen muß: oder wenn man seinem Naturelle sich mit gutem Willen überlassen hat; oder durch eine geheime Gewalt dazu ist gezogen worden, und es gleichwohl geschieht, daß man sich vergeht und wider seine Pflicht verstößt; was kommen da nicht für Unordnungen heraus? Wo bleibt das Ebenmaß, wo die Wohlanständigkeit? Ist etwas wohlanständig, so ist es gewiß nichts mehr, als ein Ebenmaß des ganzen Lebens und der einzelnen Handlungen, welches man aber nicht behaupten kann, wenn man sein Naturell verläßt, und anderer ihres nachahmen will (*d*). Possen sind es, sich einzubilden, man werde ausdauern, und etwas taugliches und schönes machen, wenn einem die natürliche Anlage dazu abgeht. Sprich und thue nichts, wenn du nicht natürliche Gaben dazu hast. — Das stehet jedem am besten an, was ihm eigen ist. Wir müssen so handeln, daß wir der allgemeinen Natur nie entgegen streben, aber, indem wir auf jene merken, unserer eigenen folgen (*e*). Ist

(*d*) Si quidquam decorum, nihil profecto magis, quam æquabilitas vitæ universæ & singularum actionum, quam conservare non possis, si aliorum imiteris naturam, omittas tuam.

(*e*) Tu nihil invita dices faciesve Minerva — Id quemque decet, quod est suum, maxime. Sic est faciendum, ut contra naturam universam nil contendamus, ea servata propriam sequamur.

Ist man unglücklicher Weise, aus Unvorsichtigkeit, oder auf sonst eine Art einmal in einen Beruf und in eine lästige und mühselige Lebensart gekommen, und man kann sich davon nicht mehr losmachen; so wird es Pflicht der Klugheit und Weisheit, sich zu entschließen, sie zu ertragen, sie sich zu erleichtern, und, so gut man kann, nach sich zu bequemen zu suchen; es, nach dem Rathe des Plato, wie bey Glücksspielen zu machen, wo man, wenn die Würfel oder die Karten nicht gut fallen, sich in Geduld faßt, und sein widriges Schicksal zu verbessern trachtet; oder die Bienen nachzuahmen, welche aus dem Thymian, einem bittern und trockenen Kraute, süßes Honig saugen; kurz, nach dem Sprichworte: aus der Noth eine Tugend zu machen.

Fünftes Kapitel.

Erste Pflicht der Weisheit: Sich wahrer Gottseligkeit befleißigen.

Nachdem die Vorbereitungen gemacht, und die beyden Gründe gelegt sind; so ist es nun Zeit, die Regeln der Weisheit darauf zu bauen, worunter die erste und edelste die Religion und die Verehrung Gottes betrifft. Die Gottseligkeit nimmt den ersten Platz unter unsern Pflichten ein, und ist eine Sache von sehr großer Wichtigkeit, wobey es sehr gefährlich, und doch sehr leicht ist, zu irren und zu fehlen. Es ist nöthig, Anweisung zu haben, und zu wissen, wie sich der, welcher weise werden will, dabey zu verhalten hat. Und diese wollen wir itzt geben, wenn wir nur vorher

noch etwas vom Zustande und Fortgange der Religionen in der Welt werden gesagt haben; wegen des Mehrern aber verweise ich auf das, was ich in meinem Buche: Die drey Wahrheiten, gesagt habe.

Verschiedenheit der Religionen,

Es ist zuvörderst etwas erschreckliches, die große Verschiedenheit der Religionen zu sehen, die in der Welt gewesen, und noch ist; aber noch erschrecklicher ist es, daß einige darunter so fantastisch und ausschweifend seltsam sind, daß man sich wundern muß, wie der menschliche Verstand sich hat können so viehisch dumm machen, und mit so groben Betrügereyen bethören lassen. Denn es scheint fast nichts, weder hohes noch niedriges, in der Welt zu seyn, das nicht an irgend einem Orte vergöttert worden, oder seinen Platz gefunden hätte, wo es wäre angebethet worden.

welche in einigen Grundsätze alle übereinkommen,

In verschiedenen Dingen kommen sie alle überein, haben fast dieselben Grundsätze, sind in der Hauptsache einig, haben denselben Fortgang, und gehen in gleichem Schritte. Sie haben auch alle in demselben Clima und derselben Luft ihren Ursprung genommen. Alle finden und geben Wunder, Zeichen, Götterspräche, heilige Geheimnisse, heilige Propheten, Feste, und gewisse zur Seligkeit nöthige Glaubensartikel. Alle haben einen geringen, schwachen und niedrigen Ursprung und Anfang, aber nach und nach durch eine Folge und einen ansteckenden Beyfall von Völkern, nebst vorgebrachten Erdichtungen, vesten Fuß gewonnen, und sich so in Ansehen zu setzen gewußt, daß sie alle, selbst die abgeschmackten, sind genehmigt, und mit Andacht beybehalten worden. Alle behaupten und lehren, Gott lasse sich durch Gebethe, Geschenke, Gelüb-

Gelübde und Versprechungen, Feste und Weihrauch besänftigen, bewegen und gewinnen. Alle glauben, der hauptsächlichste und Gott gefälligste Dienst, ja das kräftigste Mittel ihn zu versöhnen, und seine Gunst zu erlangen, sey dieses, wenn man sichs sauer werden lasse, sich eine Menge schwerer und schmerzlicher Arbeiten vornehme, auflege und sie trage. Hiervon zeugen in der ganzen Welt und in allen Religionen die vielen Orden, Gesellschaften und Brüderschaften, welche sich zu gewissen und verschiedenen sehr schweren und strengen Uebungen verbindlich gemacht haben, so daß sie sogar ihren Leib zerhauen und zerzerren, und damit weit mehr zu verdienen glauben, als der übrige gemeine Haufe, welcher sich nicht, wie sie, so martert und quält. Täglich werden neue Qualen erfunden, und nie wird die menschliche Natur aufhören, noch das Ende solcher Erfindungen sehen, wie man sich marteru und quälen kann. Dieß kömmt alles von der Meynung her, daß Gott an der Marter und Vernichtung seiner Geschöpfe Wohlgefallen habe, welche Meynung bey allen Opfern zum Grunde liegt, die vor der Entstehung des Christenthums in der ganzen Welt allgemein gewesen, und nicht nur an Unschuldigen sind vollstreckt worden, welche man mit Vergießung ihres Blutes, als eines kostbaren Geschenks für die Gottheit, ermordete; sondern auch so weit gieng die Bethörung des menschlichen Geschlechts, an kleinen, unschuldigen Kindern, und an erwachsenen Menschen, sowohl Missethätern, als rechtschaffenen Leuten. Diese Gewohnheit ist bey allen Nationen für ein großes Stück der Religion gehalten worden. Die Geten haben unter andern Ceremonien und Opfern auch dieses, daß sie alle fünf Jahre einen Menschen aus ihrer Mitte in die andere Welt, zu ihrem Gott Xamolxis, abschicken, ihn wegen nothwendiger Sachen anzugehen: Und da es nun einer seyn muß, der den Augenblick gleich stirbt, sie ihn aber

auf eine gewisse Art, die nicht zuverläßig ist, dem Tode übergeben, indem sie ihn auf die Spitzen dreyer gerader Wurfspieße werfen; so geschieht es, daß sie verschiedene angesehene Männer abschicken, ehe einer einmal kömmt, welcher sich tödtlich anspießt und gleich todt bleibt, welchen sie denn allein, nicht aber die andern, für den geschickten und begünstigten halten. Von den Persern kann die That der Amestris, der Mutter des Xerxes, ein Zeugniß ablegen, welche, nach der Landesreligion, auf einmal vierzehn Jünglinge, aus den besten Familien, lebendig begraben ließ. Die alten Gallier und Carthaginenser opferten dem Saturnus ihre Kinder in Gegenwart der Aeltern. Die Spartaner suchten ihre Diana damit zu liebkosen, daß sie junge Knaben, ihr zu Ehren, oft bis auf den Tod peitschen ließen. Unter den Griechen ist die Aufopferung der Iphigenia Zeugnisses genug; und bey den Römern können die beyden Decier dazu dienen, wo die Götter so hart waren, daß sie mit dem Römischen Volke nicht konnten ausgesöhnet werden, wenn diese Männer nicht umgekommen wären (*b*). Die Muhammedaner zerfezen sich das Gesicht, die Brust und Glieder, um sich ihrem Propheten angenehm zu machen. Im neuen Ost- und Westindien und zu Themistitan verkittet man die Götzenbilder mit Kinderblute. Welcher Unsinn, sich einzubilden, man werde die Gottheit mit Unmenschlichkeit liebkosen, der göttlichen Güte dadurch danken, wenn man sich wehe thue, und ihrer Gerechtigkeit durch Grausamkeit Genugthuung leisten! Gerechtigkeit — die nach Menschenblute dürstet, und zwar nach unschuldigem Blute, das mit den größten Schmerzen und Martern vergossen wird! Daß also die Götter eine solche Versöhnung forderten,

(*b*) Quæ fuit tanta iniquitas Deorum, ut placari populo romano non possent, nisi tales viri occidissent.

ten, wie kaum die wüthendesten Menschen verlangen würden (c)! Wo mag wohl die Meynung und der Glaube hergekommen seyn, daß Gott an der Marter, und an dem Verderben seiner Geschöpfe und der menschlichen Natur Wohlgefallen habe? Was müßte Gott, nach dieser Meynung, für ein Herz haben?

Und auch von einander abgehen.

Sie haben auch ihre Verschiedenheiten, ihre eigenen und besondern Artikel, wodurch sie sich voneinander unterscheiden. Eine jede will den Vorzug vor den übrigen haben, und maßt sich an, die beste, und gegen die andern, die allein wahre zu seyn. Sie haben immer einander Vorwürfe zu machen, und verwerfen und verdammen daher einander.

Die spätern gründen sich auf die vorhergehenden.

Da sie aber nacheinander entstehen; so baut immer die jüngere auf die ältere und nächstvorhergehende, welche sie nicht ganz und gar mißbilligt und verdammt, denn sonst würde sie gar nicht gehört, und könnte nicht Grund fassen; sondern nur der Unvollkommenheit beschuldigt und vorgiebt, ihr Ende sey nun da. Bey dieser Gelegenheit kömmt sie nun, ihre Stelle einzunehmen und sie zu vervollkommen, richtet sie nach und nach zu Grunde, und bereichert sich mit dem ihr abgenommenen Raube. So hat es die jüdische der heydnischen und ägyptischen, die christliche der jüdischen, und die muhammedanische der jüdischen und christlichen zugleich gemacht. Die alten hingegen verdammen die neuern schlechterdings ganz und gar, und sehen sie für ihre Todfeinde an.

Alle sind der Natur fremd.

Alle Religionen haben dieß, daß sie dem gemeinen Verstande fremd und fürch-

(c) Ut sic dii placentur, quemadmodum ne homines quidem sæviunt. *Seneca.*

terlich sind. Denn sie tragen Sachen vor, und sind aus Stücken gebaut und zusammengesetzt, derer einige dem menschlichen Urtheile niedrig, unwürdig und unanständig scheinen, daher sich denn ein etwas starker und männlicher Geist darüber anfhält; oder sie sind zu hoch, zu glänzend, zu wunderbar und zu geheimnißvoll, daß er gar nichts davon verstehen kann, deswegen ärgert er sich daran. Nun ist aber der menschliche Verstand nur mittelmäßiger Dinge fähig, verachtet und verschmäht die kleinen, und erstaunt und verwundert sich über die großen. Es ist daher kein Wunder, wenn ihm jede Religion, wo nichts mittelmäßiges und gemeines ist, anstößig, zum Ekel und zum Verdrusse ist. Denn ist er stark; so verachtet und verlacht er sie. Ist er aber schwach und abergläubisch; so erstaunt er darüber, und ärgert sich daran. **Wir predigen den gekreuzigten Jesum den Juden ein Aergerniß, und den Heyden eine Thorheit** (*d*). Daher kömmt es, daß so viele ungläubig und ohne Religion sind, weil sie ihre eigenen Urtheile zu sehr zu Rathe ziehen und anhören, alles untersuchen, und Religionssachen nach ihren Einsichten und Fähigkeiten beurtheilen, und mit ihren eigenen und natürlichen Werkzeugen behandeln wollen. Man muß aufrichtig, gehorsam und gutmüthig seyn, um geschickt zu werden, Religion anzunehmen; man muß aus Ehrfurcht und Gehorsam glauben, und unter den Gesetzen bleiben, seine Urtheile dem öffentlichen Ansehen unterwerfen, und sich leiten und führen lassen, als die die Vernunft besiegen, um sie zum Gehorsame des Glaubens zu bringen (*e*).

Allein,

(*d*) Prædicamus Jesum crucifixum, Judæis scandalum, gentibus stultitiam.

(*e*) Captivantes intellectum ad obsequium fidei.

Und dieß mit gutem Grunde.

Allein, es war nöthig, so zu verfahren; sonst würde die Religion nicht in der Achtung und Bewunderung stehen, darin sie stehn soll. Sie muß also eben so schwer, als authentisch und ehrerbiethungsvoll angenommen und angelobet werden. Wäre sie ohne Befremdung, nach dem Geschmacke und der Neigung der Menschen; so würde sie zwar leichter, aber minder ehrerbiethig angenommen werden.

Sie müssen daher nicht auf menschliche Weise angenommen werden;

Da nun aber Glaube und Religion, wie gesagt, dem gemeinen Verstande befremdend vorkommen, und alle menschliche Fähigkeiten und Einsichten bey weitem übersteigen; so können und sollen sie auch nicht durch menschliche und natürliche Mittel angenommen werden und bey uns wohnen. Sonst würden ja so viele große, seltene und vortrefliche Seelen, die es in der Welt gegeben hat, dahin gelangt seyn; sondern sie müssen durch außerordentliche und himmlische Offenbarung herbeygebracht, und als vom Himmel kommend, durch göttliche Eingebung empfangen und aufgenommen werden. So sagen auch alle, daß sie sie haben und glauben, und alle führen die Sprache: Nicht von Menschen, noch von einer Kreatur, sondern von Gott.

Und werden es doch.

Allein, die Wahrheit zu gestehen, ohne zu schmeicheln, und ohne etwas zu verhehlen; es ist nicht allemal so. Die Religionen werden durch menschliche Hände und Mittel erhalten. Dieß beweist zuvörderst die Art und Weise, wie die Religionen von einzelnen Personen in der Welt sind angenommen worden, und es noch täglich werden. Die Nation, das Land, der Ortt geben die Religion. Man ist von der, welche der Ort unserer Geburt und Erziehung hat. Wir werden beschnitten, getauft, Juden, Muhammedaner, Christen, ehe wir wissen, daß

wir Menschen sind. Die Religion ist nicht unsre Wahl. Ferner wird es dadurch bewiesen, daß das Leben und die Sitten mit der Religion so übel übereinkommen; ingleichen, daß man bey menschlichen und sehr geringen Gelegenheiten wider den Befehl seiner Religion handelt. Wäre sie durch ein göttliches Band in uns gepflanzt und vest gemacht: so müßte nichts in der Welt vermögend seyn, uns darin zum Wanken zu bringen: ein solches Band würde nicht so leicht reißen. Wäre Zeiger und Strahl der Gottheit dabey; so müßte sichs allenthalben zeigen, man würde es an den Wirkungen spüren, welche auch wunderbar seyn müßten, wie die Wahrheit sagt: **Wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn; so würdet ihr Berge versetzen.** Was ist aber für ein Verhältniß, oder für eine Uebereinstimmung zwischen der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, und einer künftigen so herrlichen und seligen, oder so unseligen und angstvollen Vergeltung, und dem Leben, das man führt! Die bloße Furcht vor den Dingen, von denen man vorgiebt, daß man sie vest glaube, müßte schon machen, daß man verwirrt und seiner Sinne beraubt würde. Die bloße Vermuthung und Furcht von den Händen der Gerechtigkeit öffentlich zu sterben, oder vor sonst einem schimpflichen und widrigen Unfalle, hat ja so manche schon ihrer Sinne beraubt, und sie zu den seltsamsten Entschlüssen gebracht; was ist aber dieses alles gegen das, was die Religion von der Zukunft lehrt? Sollte es wohl möglich seyn, jene selige Unsterblichkeit in Wahrheit zu glauben und zu hoffen, und sich vor dem Tode, dem unvermeidlichen Wege dahin, zu fürchten? jene Höllenstrafen zu befürchten, und so zu leben, wie man lebt? Possen sind das, Sachen sind es, die sich so wenig zusammen vertragen, als Feuer und Wasser. Man sagt, man glaube, man macht sichs erst selbst weiß, daß man glaube, und hernach will man es auch andern weiß machen; es ist aber nicht so,

und

und man weiß nicht, was glauben heißt. Spötterey und Betrügerey ist es, sagte ein Alter. Und ein anderer pflegte zu sagen, die Christen wären auf der einen Seite die stolzesten und erhabensten, und auf der andern, die niederträchtigsten und schlechtesten Leute von der Welt; in Ansehung ihrer Glaubensartikel wären sie mehr, als Menschen, in Absicht auf ihr Leben aber ärger, als Schweine. Gewiß, wenn wir uns an Gott und an unsre Religion, ich will nicht sagen, durch eine göttliche Gnade, sondern nur nach einem gemeinen und bloß menschlichen Verstande hielten, so wie wir etwa eine Geschichte glauben, oder uns an unsre Freunde und Gehülfen halten; wir würden beyde, wegen der aus ihnen hervorleuchtenden unendlichen Güte, weit über alles setzen, und sie würden wenigst bey uns in demselben Range stehen, den Ehre, Reichthum und Freunde unter uns behaupten. Nun giebt es aber sehr wenige, die sich nicht weniger fürchteten, wider Gott und irgend ein Stück ihrer Religion, als wider ihre Verwandten, Herren, Freunde und Vermögen zu handeln.

Unterschied zwischen der wahren und falschen Religion.

Um zu wissen, was wahre Glückseligkeit ist, muß man sie zuvörderst von der falschen, gemachten und nachgeäften unterscheiden, damit man nicht zweydeutig rede, wie die meisten Menschen thun. Nichts in der Welt macht eine bessere Miene, und giebt sich mehr Mühe der wahren Gottseligkeit und Religion ähnlich zu sehen, als der Aberglaube; nichts ist ihr aber auch mehr entgegen und zuwider, als eben derselbe. So sieht der Wolf einem Hunde ziemlich gleich, ist aber von ganz entgegengesetzter Natur und Art; und so kann ein Schmeichler thun, wie der eifrigste Freund, und ist doch nichts weniger, als Freund. Ein Volk, das dem Aberglauben ergeben ist, ist aller Re-

ligion zuwider (*f*). Der Aberglaube ist auch neidisch und eifersüchtig, wie eine verliebte Ehebrecherinn, welche mit ihren Liebkosungen thut, als wenn sie dem Manne mehr zugethan wäre, und sich mehr um ihn bekümmerte, als die rechte Ehegenoßinn, welche sie gern verhaßt machen will. Beyder ihre sichtbarste Verschiedenheit aber besteht darinnen, daß die Religion Gott liebt und ehrt, den Menschen ruhig und zufrieden macht, und in einer freyen, offenen und edlen Seele wohnt: der Aberglaube hingegen Gott fürchtet, vor ihm erzittert und ihn entehrt, den Menschen unruhig macht, und eine Krankheit schwacher, niederträchtiger und feiger Seelen ist. Aberglaube ist ein unsinniger Wahn, fürchtet, die er lieben sollte, und beleidigt, die er verehrt. Es ist Krankheit kleiner Seelen, wenn jemand vom Aberglauben angesteckt wird; ruhig kann er nirgends seyn. Varro sagt: von einem religiösen Menschen werde Gott gescheut, vom abergläubischen aber gefürchtet (*g*). Wir wollen von jedem von beyden besonders reden.

Beschreibung des Aberglaubens.

Der Abergläubische läßt weder Gott noch Menschen zu Friede. Gott fürchtet er als einen mürrischen und verdrüßlichen, dem mans nicht leicht recht machen kann, der leicht zu erzürnen und schwer wieder gut zu machen ist, der unsre Handlungen nach menschlicher Art, wie ein strenger Richter, untersucht, alles ausforscht, und auf alle Schrit-

(*f*) Gens superstitioni obnoxia, religionibus adversa. *Tacitus.*

(*g*) Superstitio error insanus, amandos timet, quos colit, violat. Morbus pusilli animi, qui superstitione imbutus est; quietus esse nusquam potest. Varro ait, Deum a religioso vereri, a superstitioso timeri. *August.*

Schritte Achtung giebt. Er giebt dieses durch die Art, wie er ihm dient, zur Gnüge zu erkennen; denn die ist ganz auch so. Er zittert vor Furcht; er hat kein vestes Vertrauen; fürchtet immer, es noch nicht gut genug gemacht, oder etwas unterlassen zu haben, welche Unterlassung vielleicht alles übrige Gute wieder böse macht. Er ist ungewiß, ob Gott wohl mit ihm recht zufrieden seyn möge, macht sich viel Mühe, ihn zu liebkosen, um ihn zu besänftigen und zu gewinnen, bestürmt ihn mit Gebethen, Gelübden und Opfern, erdichtet sich Wunder, nimmt die von andern vorgegebenen leicht für wahr an und glaubt sie, zieht alle, auch noch so natürliche Begebenheiten, auf sich, und legt sie für sich aus, als wären sie bloß für ihn geschehen und von Gott gesandt worden, nimmt alles an, was man sagt, und folgt ihm, wie ein Mensch, der in Aengsten ist. Zwey Stücke sind den Abergläubischen eigen, übermäßige Furcht und übermäßige Verehrung (*h*). Was heißt das anders, als sich gewaltig viel Mühe machen, und niederträchtig, schändlich und unanständig mit Gott umgehen, ja schlechter mit ihm, als mit sonst einem ehrlichen Manne, handeln. Ueberhaupt kömmt aller Aberglaube und Fehler in der Religion daher, daß man Gott nicht hoch genug schätzt. Wir erniedrigen und ziehen ihn immer herab zu uns, beurtheilen ihn nach uns, und verkappen ihn mit unsern Launen; welche Lästerung!

Es ist aber dieser Fehler und diese Krankheit uns gleichsam natürlich, und wir haben alle einigen Hang dazu. Plutarch beklagt die menschliche Schwachheit, welche nie Maße halten, noch vest auf ihren Füßen stehen kann; denn sie

Er ist natürlich.

(*h*) Duo superstitiosis propria, nimius timor, nimius cultus.

sie artet gern aus, neigt sich entweder zur Eitelkeit und zum Aberglauben, oder zur Verachtung und Geringschätzung göttlicher Dinge. Wir sind einem unverständigen Ehemanne gleich, der in eine listige häßliche Buhlerin vernarrt ist, an welcher er wegen ihrer Liebkosungen und Kunstgriffe mehr Wohlgefallen hat, als an seiner ehelichen Gattinn, die ihn mit natürlicher und unschuldiger Schamhaftigkeit ehrt und bedient. So gefällt uns auch der Aberglaube besser, als die Religion.

Pöbelmäßig.

Er ist auch pöbelmäßig und kömmt aus Schwachheit der Seele, grober Unwissenheit, und aus Mangel der Erkänntniß Gottes her; daher er sich am liebsten bey Kindern, Weibspersonen, beym andächtelnden weiblichen Geschlechte (*i*), bey Greisen, Kranken, und Leuten, die von einem heftigen Unfalle angegriffen und gemartert werden, kurz bey Barbaren einfindet. Barbaren haben von Natur Hang zum Aberglauben (*k*). Von ihm also, und nicht von der wahren Religion, ist es wahr, was man mit dem Plato sagt, daß die Schwachheit und Feigheit der Menschen die Religion eingeführt und in Ansehen gebracht habe; daher die Kinder, Weiber und alten Leute die Religion viel leichter annähmen, und viel gewissenhafter und andächtiger wären. Es wäre ein großes Unrecht, das man der wahren Religion anthäte, wenn man ihr einen so schlechten Ursprung geben, und sie von einer so elenden Ursache herleiten wollte.

Und wird aus menschlichen Absichten genährt und unterhalten.

Außer diesem natürlichen Hange zum Aberglauben, biethen ihm noch viele die Hand und begünstigen ihn, wegen des großen Vortheils und Nutzens, welchen sie davon ziehen. Selbst die Mächtigen und

(*i*) Devoto femineo sexu.
(*k*) Inclinant natura ad superstitionem barbari. *Plutarchus in Sertorio.*

und Großen, auch wenn sie wissen, wie es damit ist, mögen ihn doch nicht gern stören und verhindern, weil sie wissen, daß er ein sehr taugliches Werkzeug ist, ein Volk zu lenken und zu leiten; daher sie den Trieb dazu, der in der Natur schon liegt, nicht nur pflegen und warten, sondern wohl gar, wenns nöthig ist, neuen Aberglauben aussinnen und zusammenschmieden, wie Scipio, Sertorius, Sylla und andere, welche mittels der Furcht vor Göttern die Gemüther niedrig machen, und die niedergedrückten vollends in den Koth treten. Nichts regiert den gemeinen Mann kräftiger, als der Aberglaube (*l*).

Einleitung zum Vorhaben, von der wahren Religion zu handeln.

Doch lasset uns den Unflath, den häßlichen Aberglauben verlassen, den ich so von demjenigen, den ich hier zur Weisheit leiten und anweisen will, verabscheut wissen möchte, und vielmehr lernen, wie wir zur wahren Religion und Gottseligkeit geleitet werden müssen, von welcher ich hier ein kleines Licht geben, und nur einige Züge und Umrisse darlegen will. Es erhellt schon deutlich, daß von allen Religionen diejenigen mehr Schein der Wahrheit haben, welche, ohne große äußerliche und körperliche Zurüstungen, die Seele in sich zurückführen, und sie bloß durch Nachdenken dahin erheben, daß sie die unermeßliche Größe und Majestät der ersten Ursache von allen Ursachen, und des Wesens aller Wesen bewundert und anbethet, ohne eine weitläuftige Beschreibung oder genaue Bestimmung dieses Wesens, oder viele Vorschriften wegen seines Dienstes zu geben, sondern nur unbestimmt anerkennen, daß es Güte, Vollkommenheit und ganz unbegreifliche und unerkennbare Unendlichkeit ist, wie die Pythagoräer und

(*l*) Qui faciunt animos humiles formidine divum, depressosque premunt ad terram. Nulla res multitudinem efficacius regit, quam superstitio.

und die vornehmsten Weltweisen lehren. Von allen denen, welche sich nicht an dem geistigen und innerlichen Glauben, und an der Handlung der Seele begnügen lassen, sondern auch eine sichtbare und einigermaßen in die Sinne fallende Gottheit haben wollen, scheinen diejenigen, welche die Sonne zu ihrem Gott erwählt hatten, noch die vernünftigsten unter allen gewesen zu seyn. Denn sie haben sie doch erwählt, wegen ihrer Größe, Schönheit, herrlichen und unbekannten Kraft, und weil sie wirklich Bewunderung und Ehrfurcht verdient, ja sie der ganzen Welt abnöthigt, indem das Auge doch im ganzen Weltall nichts dergleichen, noch etwas, das ihr nahe kömmt, sieht.

Verschiedene Beschreibungen der Religion.

Die Religion besteht in der Erkänntniß Gottes und seiner selbst; denn zwischen beyden ist eine thätige Beziehung. Ihre Pflicht ist, Gott so hoch zu erheben, als es ihren Kräften möglich ist; den Menschen hingegen ganz herunter zu setzen, und als verlohren zu Boden zu schlagen, und hernach ihm Mittel an die Hand zu geben, sich wieder zu erheben, und ihm sein Elend und sein Nichts fühlen zu lassen, damit er sein Vertrauen und sein Alles allein auf Gott setzt.

Die Pflicht der Religion ist, uns mit dem Urheber und Ursprunge alles Guten zu verbinden, den Menschen mit seiner ersten Ursache wieder zu vereinigen, und ihn daran, wie an der Wurzel, zu bevestigen. So lange er daran vest und unbeweglich stehen bleibt, erhält er sich zu seiner Vollkommenheit; wenn er sich aber davon losreißt, so verdorrt er den Augenblick.

Der Endzweck und die Wirkung der Religion ist, treulich alle Ehre und allen Ruhm Gott, und allen Nutzen dem Menschen zu geben. Alles Gute läuft auf dieses beyde hinaus. Der Nutzen ist eine Verbesserung und ein wesentliches innerliches Gut, und gehört für

den

den armen, bedürftigen und von allen Seiten elenden Menschen. Der Ruhm, welcher eine zufällige äußerliche Zierde ist, gehört für Gott allein, welcher die Vollkommenheit und Fülle aller Güter ist, dem nichts mehr gegeben werden kann. Ehre sey Gott in der Höhe, und den Menschen auf Erden Friede (*m*).

Anweisung zur Gottseligkeit.

Nach dem, was wir oben gesagt haben, bringt unsere Anweisung zur Gottseligkeit mit sich, daß man erstlich lerne, Gott erkennen; denn aus der Erkenntniß der Sachen entspringt die Ehre, welche wir ihnen beylegen. Wir müssen also zuvörderst glauben, daß er ist; daß er durch seine Macht, Güte und Weisheit die Welt geschaffen hat und regiert; daß seine Vorsehung über alles, selbst über die kleinsten Dinge wacht; daß alles, was er uns zuschickt, zu unserm Besten ist; und daß unser Uebel bloß von uns selbst herkömmt. Wenn wir die Glücksumstände, welche er uns zuschickt, für Uebel ansehen wollten; so würden wir eine Gotteslästerung begehen, indem wir ja natürlicher Weise den ehren, der uns Gutes thut, und den hassen, der uns Böses erzeigt. Wir müssen daher entschlossen seyn, ihm zu gehorchen, alles für gut annehmen, was von seiner Hand kömmt, und uns ihm überlassen und unterwerfen.

Gott erkennen.

Ihn ehren.

Zweytens, müssen wir ihn ehren. Die schönste und heiligste Art, dieses zu thun, ist erstlich, unsre Seelen über alle fleischliche, irdische und vergängliche Vorstellungen zu erheben, und mit den reinsten, erhabensten und heiligsten Begriffen uns in der Betrachtung der Gottheit zu üben; hernach, wenn wir ihm die prächtigsten und herrlichsten Namen und Lobeserhebungen, die unser Geist erdenken kann, beygelegt haben, müssen wir gestehen, daß wir ihm

noch

(*m*) Gloria in excelsis Deo, & in terra pax hominibus.

noch nichts dargebracht haben, was seiner würdig wäre; sondern daß der Fehler in unserm Unvermögen und in unsrer Schwachheit zu suchen ist, welcher nichts erhabeneres ausdenken kann. Gott ist die höchste Anstrengung unserer Vorstellungskraft zur Vollkommenheit, wobey ein jeder, nach seiner Fähigkeit, die Vorstellung erweitert. Oder besser: Gott ist unendlich weit über unsere äußersten und erhabensten Anstrengungen und Vorstellungen der Vollkommenheit erhaben.

Ihm mit dem Geiste dienen.

Drittens muß ihm mit Geiste und Herzen gedient werden. Dieß ist der Dienst, welcher mit seiner Natur übereinstimmt. Gott ist ein Geist (*n*). Wenn Gott ein Geist ist; so muß er auch mit reinem Geiste verehrt werden (*o*). Dieß ist der Dienst, den er fodert, und welcher ihm angenehm ist; denn der Vater will auch haben, die ihn also anbethen (*p*). Ein reines, aufrichtiges und demüthiges Herz ist ein Opfer, das Gott wohlgefällt. Der Geist ist ein Opfer für Gott (*q*). Eine unschuldige Seele, ein unschuldiges Leben, die beste Seele ist der schönste Gottesdienst. — Der religiöseste Gottesdienst ist: Gott nachahmen; der einzig wahre Gottesdienst ist: nicht böse seyn (*r*). Der weise ist ein wahrer Priester des großen Gottes, sein Herz ist sein Tempel, seine

---

(*n*) Deus spiritus est. Joh. 4, 24.

(*o*) Si Deus est animus, pura sit mente colendus. *Dionysius Cato.*

(*p*) Pater tales quærit adoratores. Joh. 4, 23.

(*q*) Sacrificium Deo spiritus. *Seneca.*

(*r*) Optimus animus pulcherrimus Dei cultus. — Religiosissimus cultus, Deum imitari; unicus Dei cultus, non esse malum. *Lactantius. Merc. Trismegistus.*

seine Seele sein Bild, seine Begierden und Neigungen sind seine Opfergaben, und sein größtes und feyerlichstes Opfer ist: ihn nachahmen, ihm dienen. Verkehrt ist es, ihm etwas zu geben zu denken. Alles ist sein. Ihn muß man bitten und anflehen. Der Größere muß geben; der Kleinere empfangen. **Geben ist seliger, denn nehmen** (*s*).

Auch mit dem Leibe.

Indessen soll man den äußerlichen und öffentlichen Gottesdienst deswegen nicht verachten noch verwerfen, sondern sich dabey einfinden, und ihn, wie die andern Menschen, abwarten, die angeordneten und gewöhnlichen Gebräuche mit Mäßigung, ohne Eitelkeit, Stolz, Heucheley, ohne Pracht und ohne Geiz beobachten, doch immer mit dem Gedanken, daß Gott im Geiste angebethet seyn will, und daß, was äußerlich gethan wird, mehr um unsertwillen, als wegen Gott, mehr zur Beförderung der Einigkeit und Erbauung der Menschen, als für die göttliche Wahrheit geschieht; **es gehört solches mehr zur Sitte, als zur Sache** (*t*).

Zu ihm bethen.

Unsre Wünsche und Gebethe zu Gott müssen alle nach seinem Willen geordnet und demselben unterworfen werden. Wir müssen nichts wünschen, noch begehren, als wie er es verordnet hat, und der Schluß aller Bitten muß immer seyn: **Dein Wille geschehe** (*u*). Etwas wider die Vorsehung begehren, heißt, den Regierer und Richter der Welt bestechen wollen. Ihm zu schmeicheln und ihn durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen denken, heißt ihn beschimpfen. Gott verlangt unsre Güter nicht; sondern will nur, daß wir uns seiner Güter

(*s*) Beatius dare, quam accipere. Apostelgesch. 20, 35.
(*t*) Quæ potius ad morem, quam ad rem pertinent.
(*u*) Fiat voluntas tua.

Güter würdig machen sollen. Er verlangt nicht, daß wir ihm geben, sondern daß wir bitten und nehmen sollen. Ihm vorschreiben wollen, was wir brauchen oder haben wollen, heißt, sich dem unangenehmen Schicksale des Midas aussetzen. Unsre Bitte sey: was ihm gefällig ist, und was er uns heilsam zu seyn erachtet.

Kurz, man muß gegen Gott denken, reden und handeln, als wenn uns die ganze Welt hörte; mit der Welt aber so leben und umgehen, daß man immer denkt: Gott sieht es.

Seinen Namen nicht mißbrauchen.

Es heißt nicht, den Namen Gottes gehörig hochschätzen und ehren, sondern vielmehr ihn beleidigen, wenn wir ihn bey allen unsern Handlungen und Reden leichtsinnig und ohne allen Unterschied, als Ausrufung, oder aus Gewohnheit, oder ohne daran zu denken, oder nur lärmend und wie im Vorbeygehen anwenden und brauchen. Man muß selten und bescheiden, aber ernsthaft mit Furcht, Scheu und Ehrerbiethung von Gott und seinen Werken reden, und es niemals unternehmen, darüber zu urtheilen.

Beschluß.

Dieß ist es, was wir überhaupt für die Gottseligkeit, welche vor allen Dingen muß empfohlen werden, sagen. Man soll Gott immer vor Augen haben, aber bey einem aufrichtigen, muntern und kindlichen, nicht aber erschrockenen und unruhigen Gemüthe, wie die Abergläubischen. Was die besondern Stücke des Glaubens und die Gebräuche betrifft, so muß man mit stiller Unterwerfung und in Gehorsam sich an das halten, und bey dem stehn bleiben, was die Kirche zu allen Zeiten und allgemein angenommen hat und annimmt, ohne sich in Streit, oder in Neuerungen, oder in irgend eine ausgesuchte und besondere Meynung einzulassen, und dieß aus den in

dem

dem ersten und letzten Kapitel unsrer dritten Wahrheit ausgeführten Gründen, welches für den genug ist, der das ganze Buch entweder nicht lesen kann oder nicht will.

Rath, die Gottseligkeit und Rechtschaffenheit recht miteinander zu verbinden.

Nur einen einzigen nothwendigen Rath habe ich hier demjenigen, der weise werden will, zu geben, nämlich, die Gottseligkeit ja nicht von der Rechtschaffenheit zu trennen, von welcher wir oben geredet haben, und sich etwa mit einer allein zu begnügen; noch weniger sie mit einander zu vermengen und zu vermischen; denn Gottseligkeit und Redlichkeit, Religion und Rechtschaffenheit, und Andacht und Gewissen sind zwey verschiedene Dinge, die ihre verschiedenen Triebfedern haben. Ich fodere, daß beyde bey dem, den ich hier unterweise, vereinigt, wie denn auch eine ohne die andere nicht ganz und vollkommen seyn kann, nur nicht unter einander gemischt seyn sollen. Dieß sind zwo Klippen, vor welchen man sich zu hüten hat, die aber wenige glücklich vermeiden. Entweder trennt man jene beyden Sachen, und begnügt sich an einer; oder man vermengt und vermischt sie, daß eine die Triebfeder der andern wird.

Von denen, die Gottseligkeit ohne Rechtschaffenheit haben.

Die erstern, welche sie trennen und eine haben, sind von zweyerley Gattung. Einige ergeben sich gänzlich dem Dienste Gottes, und bekümmern sich gar nicht um wahre Tugend und Rechtschaffenheit, an welcher sie gar keinen Geschmack haben. Man hat diesen Fehler, als der jüdischen, einer vorzüglich abergläubischen, und daher allen verhaßten Nation, natürlich eigen angemerkt, und er ist auch durch ihre Propheten und von dem Meßias gar sehr getadelt worden, welche ihnen immer vorwerfen, sie machten aus ihrem Tempel und ihren Ceremonien eine Mördergrube, eine Decke und Entschuldigung vieler Bosheiten, die sie

nicht merkten, so lange sie in ihre äußerliche Andacht so vernarrt und verliebt wären, auf welche sie ihr ganzes Vertrauen setzten, so daß sie deswegen von allen Pflichten freygesprochen zu seyn dächten, ja dadurch noch dreister gemacht würden, Böses zu thun. Viele sind auch von diesem weibischen und pöbelmäßigen Sinne erfüllt, und außerordentlich genau in Beobachtung solcher kleinen Uebungen äußerlicher Andacht, die deswegen nicht besser sind; daher das Syrichwort gekommen ist: **Ein Engel in der Kirche, ein Teufel im Hause.** Sie geben, auf gut Pharisäisch, die Hand und das Aeußerliche Gott, und sind wie weis übertünchte Gräber und Wände. **Dieß Volk ehrt mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist fern von mir** (x). Ja sie brauchen die Gottseligkeit zum Deckel der Bosheit, und führen ihre Andachtsübungen an, ihre Laster und Ausschweifungen damit geringer zu machen, oder gar zu vergüten. Andere hingegen halten nur auf Tugend und Rechtschaffenheit, und bekümmern sich wenig um das, was Religion heißt. Dieß ist der Fehler einiger Philosophen, der auch bey Atheisten kann angetroffen werden.

Von denen, die Redlichkeit ohne Gottseligkeit haben.

Vergleichung. Dieß sind zwey fehlerhafte Extreme. Welches von beyden es mehr oder weniger ist, oder welches besser ist, Religion, oder Rechtschaffenheit, diese Frage will ich nicht erörtern. Ich sage bloß, um sie ohne dieses in dreyen Stücken zu vergleichen, daß die erste weit leichter und bequemer ist, viel mehr Aufsehen und Prahlens macht, und für einfältige Seelen und für den Pöbel ist; daß aber die andere viel schwerer und mühsamer auszuüben ist, weniger

(x) Populus hic labiis me honorat, cor eorum longe a me. Matth. 15, 8.

niger Aufsehen macht, und nur für starke und edle Seelen ist.

Wider diejenigen, welche Gottseligkeit und Rechtschaffenheit vermengen.

Ich komme nun zu den andern, welche beydes vermengen, und alles verderben, folglich weder wahre Religion, noch wahre Rechtschaffenheit haben, und in der That von den erstern, welche sich bloß um Religion bekümmern, nicht unterschieden sind. Diese wollen, die Rechtschaffenheit soll der Religion folgen und dienen, und erkennen keine andere Rechtschaffenheit, als die, welche von der Religion in Bewegung gesetzt wird. Allein außerdem, daß eine solche Rechtschaffenheit nicht die wahre ist, indem sie nicht nach der guten Triebfeder der Natur handelt, sondern zufällig und ungleich ist, wie wir weiter oben weitläuftig gezeigt haben; so ist sie auch sehr gefährlich, und bringt zuweilen unter dem schönen und scheinbaren Vorwande der Gottseligkeit die niederträchtigsten und ärgerlichsten Wirkungen hervor, wie die Erfahrung aller Zeiten gelehrt hat. Was für abscheuliche Bosheiten hat nicht der Religionseifer erzeugt! Findet sich wohl eine andere Ursache oder Gelegenheit in der Welt, die dergleichen habe hervorbringen können? Nur dieser großen und edlen Ursache kömmt es zu, die größten und ausgezeichnetesten Wirkungen zu haben. Zu so vielem Bösen hat die Religion bereden können, welche oft die gottlosesten Missethaten erzeugt hat (*y*). Einen Menschen, der nicht ihrer Meynung ist, nicht lieben; ihn mit Verdruß, wie ein Ungeheuer ansehen; glauben, man verunreinige sich, wenn man mit ihm redet oder umgeht, das ist noch das sanfteste und mildeste Verhalten dieser Leute. Wenn du einen ehrlichen

(*y*) Tantum religio potuit suadere malorum,
Quæ peperit sæpe scelerosa atque impia facta.

Mann siehst, der es aus Bedenklichkeit und Zwang der Religion ist; so hüte dich vor ihm, und schätze ihn nicht sehr hoch. Nicht, als wenn die Religion auf irgend eine Weise das Böse lehre oder begünstige, wie einige hieraus, entweder sehr dumm, oder sehr bosshaft, diesen Einwurf und diese Folge ziehen dürften; denn selbst die falscheste und abgeschmackteste thut das nicht. Nein, sondern es kömmt dieses daher, weil diese Leute gar kein Gefühl, kein Bild, keine Vorstellung von Rechtschaffenheit anders haben, als in so fern sie der Religion folgt und dient; denken, ein ehrlicher Mann seyn, heiße weiter nichts, als sorgfältig seyn, die Religion zu befördern und in Ansehen zu bringen; und daher glauben, alles in der Welt, wie es Namen haben mag, Verrätherey, Treulosigkeit, Aufruhr, Empörung und Beleidigung, sie geschehe, wenn sie wolle, sey nicht nur thunlich und erlaubt, wenn sie den Anstrich des Eifers und der Sorgfalt für die Religion hat, sondern sogar lobenswürdig, verdienstlich, und gebe ein Recht, unter die Heiligen versetzt zu werden, sobald sie den Fortgang der Religion befördert, und ihre Feinde unterdrückt. Die Juden handelten gottlos und grausam an ihren Aeltern, ungerecht gegen ihren Nächsten, liehen nicht, und bezahlten ihre Schulden nicht, weil sie dem Tempel opferten. Sie glaubten nun von allen Pflichten freygesprochen zu seyn, und wiesen jedermann mit dem Worte Tempelgabe (z) ab.

Lehrreicher Beschluß, von der Vermählung der Gottseligkeit mit der Rechtschaffenheit.

Ich fodere also, um diese Materie hier zu beschließen, von meinem Weisen, daß bey ihm eine wahre Gottseligkeit und eine wahre Rechtschaffenheit mit einander verbunden und wie vermählt seyn sollen; daß jede für sich allein bestehe, und sich ohne Hülfe

(z) Corban. Matth. 15, 5. Siehe den Hieronymus über diese Stelle.

Hülfe der andern erhalte, und von ihrer eigenen Triebfeder in Bewegung gesetzt werde. Ich verlange, daß man, auch ohne Paradies und ohne Hölle, ein ehrlicher Mann seyn soll. „Wenn ich kein Christ wäre, „wenn ich Gott nicht fürchtete, wenn ich nicht befürchtete, verdammt zu werden; so würde ich das „thun.“ Solche Reden sind mir erschrecklich und abscheulich. Schlechter, elender Mensch, was soll man dirs denn Dank wissen, daß du dieses alles thust? Du bist nicht böse, weil du nicht darfst, und dich vor den Schlägen fürchtest. Ich will, du sollst dürfen, aber doch nicht wollen, und wenn du auch versichert wärest, niemals gestraft zu werden. Du machst den ehrlichen Mann, um bezahlt zu werden, und daß man dir darum großen Dank wissen soll. Ich will, du sollst es seyn, und sollte man auch niemals was davon erfahren. Ich will, du sollst ein ehrlicher Mann seyn, weil Natur und Vernunft, das ist, Gott es haben will. Die allgemeine Ordnung und Einrichtung der Welt will es so haben; du kannst also nicht einwilligen, anders zu seyn, oder du handelst wider dich selbst, wider dein Wesen, dein Wohl, deinen Endzweck, und es entstehe hernach daraus, was wolle. Ich will auch die Gottseligkeit und die Religion, nicht daß sie die in dir und mit dir schon gebohrene und von Natur eingepflanzte Rechtschaffenheit erst machen, verursachen oder erzeugen soll, sondern daß sie dieselbe billige, bestätige, kröne. Die Religion folgt auf die Rechtschaffenheit, ist eine erlernte, durchs Hören, (der Glaube kömmt aus dem Hören und durch Gottes Wort (*), durch Offenbarung und Unterweisung erlangte Sache, und kann folglich nicht die Ursache von jener seyn. Eher

müßte

(*) Fides ex auditu & per verbum Dei.

müßte noch die Rechtschaffenheit die Religion verursachen und erzeugen; denn sie ist älter und natürlicher, und lehrt uns, einem jeden das seinige zu geben, und zwar jedem nach seinem Stande und seiner Würde. Nun ist aber Gott über alles erhaben, der allgemeine Urheber und Herr; es setzen auch die Gottesgelehrten die Religion unter die Stücke der Gerechtigkeit, welche eine Tugend und ein Theil der Rechtschaffenheit ist. Die also, welche die Rechtschaffenheit der Religion unterordnen, kehren alle Ordnung um.

Ende des ersten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charron, Pierre,

Die wahre Weisheit, oder Sittenlehre des Weltbürgers

Bd.: Erster Theil

München 1780
Ph.pr. 278-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040146-7
VD18 90527836